

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

31. Januar 1972

Nr. 1

## Zur Geschichte von Balingen

Von Fritz Scheerer

Von jeher haben schriftliche Urkunden als besonders wertvoll gegolten, und unter ihnen wieder diejenigen, die zum erstenmal Namen von geschichtlichen Persönlichkeiten oder von Siedlungen nennen. So erscheinen in unserer engeren Heimat bis um die Mitte des 9. Jahrhunderts in Urkunden 768 Digisheim, 782 Bickelsberg und Brittheim, 785 Holzheim und Altheim (beide abgegangen bei Schömberg), 786 Isingen und Dormettingen, 793 Tailfingen, Ebingen, Pfeffingen, Lautlingen, Laufen, Zillhausen, Frommern, Waldstetten, Edingen, Heselwangen, Juchhausen (abg. bei Täbingen), Täbingen und wahrscheinlich auch Winterlingen als „Winterfilisinga“, das sicher 842 als „Winterfulingen“ bezeugt ist, 838 Weilheim, 842 Nusplingen und 854 Meßstetten, die alle zweifellos älter sind als ihre erste urkundliche Erwähnung.

Verhältnismäßig spät wird Balingen genannt. Als die älteste schriftliche Urkunde gilt für Balingen das Testament des Markgrafen Eberhard von Friaul und seiner Gemahlin Gisela, der jüngsten Tochter Ludwigs des Frommen und der Welfin Judith, von 863, ausgestellt zu Musiestro in der Trevisaner Mark. Balingen ist aber viel älter. Es wird wie die meisten -ingen-Siedlungen in der Zeit vom 4. bis 6. Jahrhundert, um die spätere Friedhofkirche aus verschiedenen Weilern, entstanden sein, wie die vier Reihengräberfriedhöfe am Bebbelt, in der Werastraße, bei der Kath. Kirche und bei der Hirschbrauerei beweisen. Balingen weist sogar ein frühes Schriftdenkmal auf, wahrscheinlich aus der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts, in der bisher nicht einwandfrei deutbaren Runenschrift auf der Rückseite einer Goldscheibenfibul.

Das Testament ist zwar nicht im Original, aber vermutlich ungekürzt in dem „Spicilegium“ betitelten Werk des Benediktinermonchs Lucas Achéry erhalten (D'Achéry, Spicilegium sive collectio veterum aliquot scriptorum, qui in Galliae bibliothecis delituerunt, 2. Ausg., Parisii, 1723, II 876 ff.). In dem Testament sind sieben Kinder Eberhards genannt: Unruoch, Berengar, Adalhard, Rudolf, ferner die Töchter Angiltrud, Judith und Heilwig. Im Testament Eberhards und der von Gisela aufgestellten undatierten Liste (Hofmeister S. 430) stimmt zwar die Reihenfolge der Söhne, aber nicht die Reihung der Töchter; doch die Töchter werden nicht in geschlossener Reihenfolge nach den Söhnen geboren sein, wie im Testament aufgezählt ist. Unruoch wird wohl der älteste Sohn und Angiltrud die älteste Tochter gewesen sein, da sie ihre Namen von Eberhards Eltern erhielten.

Graf Eberhard bestimmt, wie seine zahlreichen Güter in der Lombardei, im Friaul, in Schwaben, Franken, im Maasland und in Westfrankreich unter seine Kinder aufgeteilt werden sollen. Unruoch erhält alle Besitzungen in Italien und Schwaben, die aber nicht namentlich genannt sind, mit Zugehörden, außer Balingen, das mit seinen Zugehörden der Tochter Judith zufällt. Der Sohn Berengar erhält den Familienbesitz um Lüttich und Lille und Adalhard in Flandern mit dem reichen von Eberhard und Gisela gestifteten Eigenkloster Cysonium-Cysoing (südlich Lille) und der

erblichen Würde des Laienabtes von Cysoing. Ihm ist wohl sein Bruder Rudolf als Laienabt gefolgt.

Die für Balingen im Testament entscheidende Stelle lautet: „De filiabus vero nostris volumus ut Ingeltrud habeat Ermen et Mareshem, Judith vero volumus ut habeat Balgingam et cortem nostram in pago Moila, quae vocatur Helisheim“ (Hinsichtlich unserer Töchter ist es aber unser Wille, daß Angiltrud Ermen und Mareshem besitze, Judith dagegen Balgingen und unsern Hof im Gau Moila, der Helisheim genannt wird). Moila war ein Gau an der Maas. „Balgingen“ dürfte ziemlich eindeutig unser Balingen sein, das bis im 15. Jahrhundert „Balgingen“ geschrieben wurde. Da weiteres Erbgut Judiths im Testament nicht erwähnt wird, die Anteile der Kinder am väterlichen Erbe allem nach aber ungefähr gleich waren, muß angenommen werden, daß ihr Erbe um Balingen beträchtlich war, denn der Hof an der unteren Maas scheint nur ein kleinerer Besitz gewesen zu sein. Auffallend ist, daß die Ostdorfer Kirche dem westfränkischen Heiligen Medardus geweiht wurde — einmalig in Württemberg. Vielleicht ist diese Kirche gestiftet worden, als Judith in Balingen begütert und ihr Vetter Karlmann Abt des Medardusklosters Soissons (866—873) war.

### Agatha von Balgingen

Nun wird Balingen von 863 bis zu Ende des 12. Jahrhunderts nicht mehr urkundlich erwähnt, denn die Stiftung von 1140 an das Schwarzwaldkloster St. Georgen von einer Manse (d. i. eine Hofstätte mit Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude) in Baldingen (Not. fund. St. Georgen 1022 cap. 120), „unam mansum in Baldingen“, mit der ganzen Familie der Leibeigenen, wo u. a. ein Arnoldus de Baldingen als Zeuge auftritt, bezieht sich wahrscheinlich nicht auf Balingen, sondern auf Baldingen bei Spaichingen. Ein sich nach Balingen benennender Ortsadel taucht erstmals 1190 mit Agatha von Balgingen und 1225 mit Cuonradus de Balgingen auf, der mehrfach für Graf Eginno V. von Urach als Zeuge auftritt, so 1231, als dieser auf Burg Zindelstein (Bregtal) ein Gut in Leidringen, das seinem Dienstmann Berthold von Leidringen von seinem Vater (Heinrich) als Erbe angefallen war und Eginno von demselben 20 Mark einbrachte, an St. Georgen

vergabte. Der Balingen Ortsadel hatte vielleicht am Hang der Flur „Burgenwand“ seine Burg (1565 „Burckhenwang“ und 1560 „Burckenwies“).

Im 13. Jahrhundert werden dann die urkundlichen Nachrichten zahlreicher. „Anno MCCLV (1255) Balingen in penthecostes civitas facta est“, meldet ein jüngerer Chronist (Landesbibliothek: Cod. hist. fol. 270, 60). Stadtgründer ist Graf Friedrich von Zollern, der im gleichen Jahr im Besitz des Balingen Kirchenschatzes ist (WUB 5, 91) (s. auch unten). Wann und wie Balingen in die Hand der Zollern kam, ist bis jetzt nicht geklärt; es muß aber spätestens in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts gewesen sein. Wir sehen, die die Sache selbst bekundenden Urkunden, die die Grundlage historischen Forschens mittelalterlicher Ereignisse sind, weisen in den in Frage kommenden Jahrhunderten zwischen 300 und 1200 in unserem Gebiet eine auffallende Armut auf, mehr, sie sind dürftig, vieldeutig und gar oft widersprüchlich. Für Grundlagen zur Erkenntnis, wie unsere Heimat im Mittelalter gestaltet, verwaltet, gegliedert oder beherrscht wurde, mögen die folgenden Ausführungen Anregungen für weitere Forschungen geben. Wenn es sich zunächst teilweise auch nur um dürftiges Material oder gar nur um Vermutungen handelt, so kann vielleicht doch trotz vieler ungelöster Probleme die eine oder andere Tatsache neues Licht auf den geschichtlichen Werdegang unseres Gebietes werfen.

### Seelgerät für König Ludwig

Unter den St. Galler Urkunden ist ein sehr inhaltsreiches Stück erhalten (St. Gall. UB II, 386), demzufolge am 31. Oktober 843 (Decker-Hauff datiert diese Urkunde auf 854) ein Adalhart, Angehöriger einer sehr bedeutenden hochfreien Sippe, seine ausgedehnten Besitzungen in Alamannien der Kirche der heiligen Verena zu Burc im Gau Scherra („in loco qui vocatur Burc et in pago vocatur Scerra“) schenkte: all seine proprietas in Alamannien, sowohl diejenige, die schon zwischen ihm und seinen Miterben abgeteilt wurde, als auch seine Anteile an dem Gut, das er noch mit jenen ungeteilt innehat, ferner auch Besitz in Wormsfeld und (Bad) Dürkheim in der Pfalz mit allen Zugehörden. Er nimmt nur 30 Hörige und weitere 7 Hufen in genannten Orten der schwäbischen Besitzungen mit den zugehörigen Leibeigenen aus: in Scerzinga, Richinbach, Trosinga, Muleheim, Messtete, Storzinga, Hebinga = Schörzingen, Reichenbach, Trosingen, Mühlheim, Meßstetten, Storzingen, Ebingen. Die so bereicherte Verenaikirche in Burc wird nun an St. Gallen tradiert, von dem Adalhart sie sogleich wieder zu Lehen nimmt. Außerdem werden Bestimmungen über einen etwaigen Rückkauf durch ihn oder seine Kinder von seiner

Gattin Swanaburc festgesetzt. Die ganze Stiftung bezeichnet er ausdrücklich als Seelgerät für König Ludwig (den Deutschen), für sich selbst, seinen Vater und seine Mutter, seine Gattin und seine Söhne und Töchter. Vollzogen und beurkundet wird die Schenkung in Burc in Gegenwart des Grafen Liutolt und weiterer 35 adeliger Zeugen.

Burc ist das heutige Straßberg im Schmiechatal an der einstigen Römerstraße, wie heute allgemein angenommen wird. Die Verenkirche bei Spaichingen kann, wenn sie damals überhaupt schon bestand, nicht mit der so reich dotierten Pfarrkirche an dem Hochadelssitz Burc-Straßberg identifiziert werden.

Decker-Hauff nimmt nun an, daß dieser mit reichem Besitz und weitreichenden Beziehungen ausgestattete Adalhart ein Unruochinger sei, er sei identisch mit dem gleichnamigen Sohn des Markgrafen Eberhard von Friaul, ein Bruder Judiths „von Balingen“, und sei etwa 836 geboren und habe jung (854) geheiratet. Er wäre damit von Mutterseite ein Nachkomme der Karolinger und rechter Neffe Ludwigs des Deutschen, den er an i. Stelle seiner Stiftung nennt. Das darin genannte Erbgut auf und an der Südwestalb stamme aus Unruochingererbe (Württ. Landesgeschichte 1955, „Die Ottonen und Schwaben“). Adalhart und seine Gattin sind nach ihm die mutmaßlichen Eltern des etwa 855 geborenen, 888 genannten Grafen Berengar (Graf in der Hattenhunte) und seines Bruders Eberhard (Graf im Sülchgau) (St. Gall. UB II 270). Von Berengar stammen dann über noch wenig erforschte Zwischenglieder die Grafengeschlechter Achalm-Urach-Fürstenberg, während nach Riezler die genannten Geschlechter vom Sohn Eberhards, Unruoch, abstammen sollen.

Von Gerd Tellenbach (Württ. Landesgesch. 1956, „Kritische Studien zur großfränkischen und alemannischen Adelsgeschichte“) wird die Gleichsetzung des reichen Adalhard von 843 und des gleichnamigen Sohnes von Eberhard von Friaul bestritten. Der erstere möge wohl ein Unruochinger oder Verwandter des Hauses gewesen sein, denn Eberhard hatte schon einen Bruder oder Neffen Adalhard, der Laienabt von St. Bertin war und 864 starb. In Alamannien hat es zahlreiche Adalharde gegeben, so war u. a. schon 838 ein Adalhart Zeuge, als ein Pabo seinen Besitz zu Wilon (Weilheim) dem Kloster St. Gallen schenkte (SGUB 1, 342). Die sich darauf beziehende Urkunde wurde auf dem St. Galler Hof in Frommern ausgestellt. Hinzu kommt noch, daß Adalhard nach dem Testament Eberhards und Giselas nach 863 keinen alamannischen Besitz erhalten hat.

#### Die Forscher sind sich nicht einig

Wir sehen, die Forscher sind sich nicht einig. Sicherer unruochingerischer Besitz in Alamannien ist aber das im Eberhardstestament der Tochter Judith zugeteilte Balgingha-Balguinet. Weiterhin ist gesichert, daß die Unruochinger ein durch Karl den Großen und seine Nachfolger zur Macht emporgehobenes Geschlecht waren, das außerordentlich großen Besitz hatte, der sich aber durch Erbteilung bald zersplitterte. Die Vermutung liegt nahe, daß sie sich entsprechend der Provinzen, in denen der Besitz lag, in eine langobardische, westfränkische, ostfränkische und alamannische Linie verzweigten. Bestimmt Balingen und vielleicht auch Burc-Straßberg, sofern Decker-Hauffs genealogische und besitzgeschichtliche Einordnung richtig ist, sind die einander nächstliegenden Schwerpunkte der letzteren Linie.

Eine durchaus glaubwürdige hochmittelalterliche Tradition nennt als Stammvater der Grafen von Achalm und Urach, von

denen wieder die Fürstenberg abstammen, einen Unruoch: „Unruoch proavus (Vorfahr, Urahn) Liutolde de comitis“, nämlich des Grafen Liutold von Achalm, Stifter des Klosters Zwiefalten 1089. Die Grafen von Achalm-Urach haben so eine karolingische Prinzessin im Stammbaum: Gisela, Tochter Ludwig des Frommen, Gemahlin Eberhards von Friaul, der er wohl die flämischen und nordfranzösischen Besitzungen verdankt, während die schwäbischen vielleicht väterliches Hausgut waren, das wohl aus der Konfiskation nach 746 durch die Franken stammt.

Nun ist bemerkenswert, daß um 1130 Udilhild, die Gemahlin Friedrichs von Zollern, eine Schwester des Grafen Eginno III. von Urach (ca. 1136—1158), eine Hube zu Stetten, eine zu Engstlatt, eine zu Harde, eine zu Streichen und zwei zu Thanheim an das von den verwandten Grafen von Achalm, Kuno und Liutold, gestiftete Kloster Zwiefalten schenkte („unam huobam ad Stetin, unam ad Ingstlatt, unam ad Harde, unam ad Striche, duas ad Danheim“, Mon. Zoll VIII Nr. 5). Alle diese Huben liegen im Balingen Raum, also im Gebiet der Judith-Erbschaft. Falls die Aufzählung geographisch geordnet ist, kann es sich bei „Harde“ nur um das bald nach 1300 abgegangene Harde beim Ziegelwasen handeln.

Udilhild errichtete in Zwiefalten die Nikolauskapelle und stiftete dieser alle Kirchengeräte. Überdies schenkte sie dem Kloster gemalte linnene Altartücher. Wie die Mutter Kunigunde wurden auch die Töchter Udilhild und Albrat, Äbtissin in Lindau, in Zwiefalten beigesetzt. Wenn Udilhild Güter in unserem Gebiet verschenken kann, selbst wenn ihr Gemahl nicht mehr lebte, so müssen diese aus ihrem Erbgut stammen, aus dem Geschlecht der Grafen von Urach. Demnach müssen gewisse Beziehungen der Grafen von Urach mit der Umgebung von Balingen bestanden haben.

#### Die Zwiefalter Chronik

Aus der Zwiefalter Chronik erfahren wir auch, daß die Grafen von Achalm zunächst in Dettingen bei Urach ihren Sitz hatten. Erst Eginno (I.), der zu Zeiten König Konrads lebte, erwarb einen Berg („montem... a possessoribus eius coe... mit“) und legte den Grund zur Burg Achalm. Er konnte jedoch seines frühzeitigen Todes wegen den Bau nicht vollenden. Sein Bruder Rudolf — de castello Achalmene dicto — setzte das Werk fort und errichtete eine große Befestigung, die später durch seinen Sohn Liutold ergänzt wurde. Der Chronik zufolge wurde der Burgenbau nicht auf angestammtem Eigengut vorgenommen, wo die „parentes (Vorfahren) Kunos und Liutolts einen Wohnsitz eingerichtet hatten“ (um 1040). Über das Alter des Wohnsitzes in Dettingen gibt es keine sicheren Anhaltspunkte (Schmid, Zur Problematik von Familie und Geschlecht, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, 1957). Kuno und Liutold sind die Stifter von Zwiefalten. Ihr in der Dettinger Kirche beigesetzter Vater und ihre frühverstorbenen Brüder wurden nach Zwiefalten übergeführt. Auch die beiden Grafen fanden dort ihre Ruhestätte. Da nun mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist (Viktor Ernst in OPB. Urach, S. 193 f.), daß die Häuser Achalm und Urach Zweige ein und desselben Stammes sind, ist die Stiftung Udilhilds verständlich.

Man vermutet nämlich, daß die Uracher Grafen von dem Grafen Eginno von Achalm abstammen. Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts folgen sich im Ermstal eine Reihe von Grafen mit dem Namen Eginno, die bald, seit 1140 auch in Urkunden, als Grafen von Urach bezeichnet werden. Um 1245 teilten die weltlichen Söhne Eginos V.

die Herrschaft Freiburg-Urach. Bei der Teilung erhält der jüngere Heinrich (I.) den östlichen Teil der von den Zähringer erbten Lande, und er wird der Begründer des Fürstenberger Zweiges des urachischen Hauses, der heute noch blüht.

Wir begegnen den Urachern in Balingen wieder im 13. Jahrhundert. 1255 wird in einer Urkunde, welche Graf Friedrich (den Erlauchten) von Zollern als Patronatsherr der Balingen Kirche zeigt, auch Graf Heinrich von Fürstenberg in einer Beziehung zu derselben genannt, freilich so, daß wir über die Art derselben im Unklaren sind. Graf Friedrich verlieh seinem Freund Konrad von Tierberg die vakante Kirche Balingen, wobei er versprach, mit dem Grafen Heinrich von Fürstenberg keinen Vertrag zu schließen, der Konrad im Besitz der Kirche schaden könne (WUB 5, 99). Die Grafen von Fürstenberg hatten also anscheinend von früher her noch Ansprüche an die Balingen Kirche.

#### Fürstenberger in Balingen

Und noch einmal treffen wir die Fürstenberger bzw. die Uracher in Balingen. Der jüngste Sohn Eginos V., Gottfried, Bruder Heinrichs, der sich von Freiburg, 1258 von Fürstenberg, 1275 Herr von Zindelstein nennt und bereits 1258 in den geistlichen Stand getreten (1270—1279 Domherr von Konstanz), ist 1275 Pfarrer zu Villingen, Löffingen, Schweningen, Niedereschach, Hondingen, Balingen und Leidringen. Er hatte also eine beträchtliche Pfründensammlung, die ihm etwa 90 Mark einbrachte, da er im Liber decimationis 1275, nach dem der 10. Teil des geistlichen Einkommens zur Bestreitung der Kosten eines Kreuzzuges beige-steuert werden mußte, mit 9 Mark eingetragten ist.

Wir müssen nach all dem die Frage stellen: Wie kommen die Grafen von Urach bzw. die Grafen von Fürstenberg zu Ansprüchen auf die Balingen Kirche und zu Besitz in der Balingen Umgebung? Dies ist eine Frage, bei der wir aber bei dem Mangel an Urkunden teilweise auf Vermutungen angewiesen sind.

Decker-Hauff suchte in der umfangreichen Abhandlung „Die Ottonen und Schwaben“ (s. oben) zu beweisen, daß Judith, die „Erbin von Balingen“, um 852 eine Ehe mit Heinrich von Ostfranken eingegangen hat. Fünf von sechs Kindern Heinrichs von Ostfranken würden Namen aus der mütterlichen Verwandtschaft der Unruochinger tragen: Hadwig, Adalbert, Adalhard, Heinrich, Adalind und Berengar. Diese Ehe ist jedoch nicht bewiesen, kann aber nach Tellenbach „eine unter vielen denkbaren Möglichkeiten der Geschichte“ sein. Um die Herkunft der Mutter Hathui (Hadwig) des deutschen Königs Heinrich I. zu beweisen, nimmt Decker-Hauff eine solche Heirat an.

Nach einer Urkunde vom 1. Januar 950 (GLA. Karlsruhe A 35) schenkte Otto der Große (Vater Heinrichs I.) an Reichenau die schon von seinem Sohn Liudolf und dessen Gemahlin Ida tradierten Besitzungen in Truchtelfingen und Trossingen zu einem Seelgerät für die beiden Väter des Paares (Otto und den verstorbenen Herzog Hermann von Schwaben) und fügte für sein eigenes Seelenheil noch ein zweite Stiftung hinzu. Er gibt die Kirche und die Zehnten zu Burg zur Unterhaltung des von Abt Alwig errichteten Ewigen Lichtes vor dem Reliquienkreuz mit der Heiligen-Blut-Reliquie auf der Reichenau. Ob diese Besitzungen ottonisches Allod (Eigengut) oder karolingisches Reichsgut waren, worüber die Ansichten der Forscher auseinandergehen, sei dahingestellt. H. Jänichen nimmt an, daß es sich in Truchtelfingen um Rechte und Einkünfte des Herzogtums Schwaben handelt (Kreisbeschreibung Balingen S. 815).

### Verschiedene Annahmen und Kombinationen

Ob es sich bei dieser Burg um Burc-Sträßberg der Adalhardsurkunde von 843 oder um Burg-Eschenz gegenüber Stein a. Rhein handelt, ist umstritten. 1005 wird, allerdings in einer Fälschung, die aber vermutlich auf eine Vorlage zurückgeht, „Burch“-Sträßberg in einer Schenkung König Heinrichs II. an das St. Georgs-Kloster Stein a. Rhein wieder erwähnt. Nach Decker-Hauff ließe sich der Besitz in Truchtelfingen am besten aus Judiths Erbteil herleiten, indem Adalhard von seinem Rückkaufsrecht Gebrauch gemacht habe (S. 296). Mit Adalhard oder seinen Nachkommen hätte dann zu unbestimmter Zeit ein Tausch stattgefunden. Die Ehe Heinrichs von Ostfranken sei „das Gelenk für den Erbgang der Güter in der Grafschaft Scherra“. Wir sehen, es stehen verschiedene Annahmen und Kombinationen einander gegenüber, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen. Wir müssen aber noch eine Abhandlung von Jänichen im Alemannischen Jahrbuch 1959, „Zur Übertragung von Burgnamen“, hier anführen.

Jänichen zeigt überzeugend an dem Namen für Burg und Stadt Urach im oberen Ermstal, daß der Name Urach = Auerochsenbach für diese Siedlung nicht stimmt, da bei einem Fluß in der Uracher Gegend dieser Name nie vorhanden war und diese mit ihren felsgekrönten, 200 m hohen Steilwänden keinen Lebensraum für Auerochsen bot, die flaches und welliges Gelände liebten. Der Hauptfluß Erms heißt schon vordeutsch Armissa, wie ein Metzinger Altarstein bezeugt. Auch die Eltsach und der Brühlbach haben nie Urach geheißt, während z. B. bei Biberach der Name Biberwasser stimmt, da ein vorbeifließender Bach („Biberaha“) so genannt wurde.

Bei unserem Urach — 1140 Hura, 1158 Ura, in den Zwiefalter Chroniken des 12. Jahrhunderts Uraha, mundartlich Ourich — entfällt also die Deutung Auerochsenbach. Er kann der Burg und der Siedlung nicht den Namen gegeben haben, vielmehr müssen ihn die Grafen mitgebracht und auf ihren neuen Wohnsitz an der Erms übertragen haben, wie es auf den ererbten zähringischen Gütern im östlichen Schwarzwald geschehen ist, wo die Grafen von Urach an der Straße vom Titisee nach Schaffhausen zur Sicherung ihrer Herrschaft die Burg Urach bei Lenzkirch erbauten. Schon 1883 ist Siegmund Rietzler, dem Geschichtsschreiber des Hauses Fürstenberg, aufgefallen, daß ein fränkischer Graf Eginno mit seiner Frau Wendigarta Urach, d. i. Aurach an der fränkischen Saale bei Kissingen, und andere Güter in Ostfranken an den 832 verstorbenen Bischof Wolfer von Würzburg vergabte. Auch Chr. Fr. Stälin hat in seiner Württembergischen Geschichte (II, S. 451) 1847 die Bemerkung gemacht: „Es gab auch in Franken Eginone, welche ein Urach besaßen. Ist wohl ein Zusammenhang zwischen den fränkischen und schwäbischen?“

In Ostfranken tauchen später weitere Grafen mit dem Namen Eginno auf. Dazu Jänichen: „Südlich Würzburg saßen um 880 ein Eginno und sein gleichnamiger Sohn, beide erbitterte Gegner der mächtigen älteren Babenberger. Der jüngere hatte 906 Beziehungen zu einem anderen Urach, Steegaurach bei Bamberg. Dieser Ort, der 973 Uraha heißt, liegt am Fluß Aurach, 1007/08 flumia Uraha, wo die Lebensbedingungen für Auerochsen erfüllt waren. Außerdem treffen wir noch 1189 als Zeugen für das Kloster Kitzingen bei Würzburg Gerhard et Bertold comites de Uraha. Schließlich weist auch der Name Alberat, den wir um 1130 im Urach-Fürstenberger Grafenhaus finden, auf Ostfranken.“

Durch fünf Generationen hindurch führen unsere Uracher Grafen den Kernnamen Eginno. Kuno von Achalm, der ein Anhän-

ger des Papstes im Kampf gegen Kaiser Heinrich IV. und Anhänger des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben war, entzog der Kaiser u. a. alle reichen Besitzungen in Ostfranken, die er vom Bistum zu Lehen trug.

### Das Zeitalter der Ottonen

Nach all dem besteht durchaus die Möglichkeit, die Urach-Fürstenberger von den älteren ostfränkischen Eginonen herzuleiten und damit auch das Auftreten des Namens im Ermstal zu erklären (Jänichen). Wir sehen, das Zeitalter der Ottonen ist das urkundenärmste der schwäbischen Geschichte. Zum Schluß sei trotzdem die Vermutung gestattet, ob nicht doch durch eine etwaige Heirat Judiths „von Balingen“ mit dem Babenberger Ostfrankenherzog Heinrich vielleicht Verbindungen und Beziehungen zu unserem Urach und unserer Umgebung herbeigeführt worden sind. Vielleicht ist schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts durch die Heirat Udihilds von Urach mit dem Grafen Friedrich von Zöllern der Übergang von Balingen, das sie

als Heiratsgut eingebracht haben könnte, an die Zöllern erfolgt. Oder hat erst in den Kämpfen um das zähringische Erbe (nach 1218), in denen wahrscheinlich auch die Zöllern Gegner des Hauses Urach waren, ein gewisser Gebietsausgleich stattgefunden? Denn Eginos V. Sohn, Konrad, der sich anfangs Graf von Urach, später Herr und Graf von Freiburg nannte, vermählte sich, „um den vom Vater ererbten langwierigen Familienzweist mit dem zollerischen Hause zu beenden, mit Sophie, der Tochter des Grafen Friedrich von Zöllern, obwohl dieselbe nach seiner eigenen Angabe mit ihm im vierten Grade blutsverwandt war“ (Rietzler S. 103). Die kirchliche Erlaubnis zu dieser Ehe sprach Papst Innocenz IV. in einem Schreiben vom 18. Mai 1284 aus (Mon. Zollerana I, 64). Doch wir sind bei all dem über die damalige Gebietszugehörigkeit von Balingen und Umgebung so mangelhaft unterrichtet, daß es bei Vermutungen bleiben muß. Sicher dürfte jedoch sein, daß Balingen ursprünglich nicht zum zollerischen Kernland gehört hat.

## Zu den Anfängen der Klausen Margrethausen und Ebingen

von Dr. Walter Stettner

**Bérard Muller schreibt in seiner 1703 verfaßten Chronik über die Ebingen Klausen: 1344 haben zwei fromme Töchter eines (Ebinger) Bürgers, angespornt durch das Beispiel der Frauen von Margrethausen, zusammen mit einigen frommen Frauen die dritte Regel des hl. Franciscus angenommen und ein wenig später begonnen, klösterlich (claustraliter) zu leben.**

Über die Anfänge der Ebinger Klausen haben wir sonst keine Nachricht; aber vielleicht kann man durch eine Betrachtung der Frühgeschichte der Klausen Margrethausen, die wenige Jahre vorher, 1338, gegründet worden war, ein Licht auch auf Ebingen fallen lassen. 1339 übernahm Konrad von Tierberg von der Alten Tierberg den Schirm jener frommen Frauen. Er traf dabei die Bestimmung, daß es nie mehr als vier eingeschlossene Schwestern sein sollten. Drei waren es damals, die Schwestern Mechthild von Engen; Adelheid von Mengen und Mechthild von Truchtelfingen.

1342 verkaufte Konrads Witwe Anna von Bernhausen mit Billigung ihres Sohnes Konrad ihren eigenen Hof zu Frommern den Schwestern Mechthild von Engen, Mechthild von Truchtelfingen, Adelheid von Mengen und Luggard der Lägellerin von Ebingen. Diese ist also inzwischen zu den ersten drei hinzugekommen. Anna von Bernhausen machte bei ihrem Verkauf zur Bedingung, daß vom Genuß der Güter ausgeschlossen sein sollte, wer Streitigkeiten entfachte und wer sich nicht einschließen lassen wolle.

1345 verkaufte ein Rottenburger Bürger den einbeschlossenen Klausnerinnen zu Margrethausen Mechthild von Engen, Mechthild von Truchtelfingen und Adelheid von Mengen Einkünfte aus Grundbesitz. In allen drei Urkunden wird gesagt, daß die Schwestern eingeschlossen oder einzuschließen seien. Warum das? Offenbar war es in dieser Gründungsphase nicht selbstverständlich. Bezog sich etwa in der Urkunde von 1342 die Warnung vor Streit eben auf die Frage des Einschließens oder eines freieren Zusammenschlusses? Es sieht so aus! 1345 werden wieder nur die drei Schwestern der Anfangsjahre genannt, die vierte, Luitgard die Lägellerin, fehlt. Sie wird auch in keiner späteren Margrethausener Urkunde genannt. Warum? Es ist möglich, daß sie in (vermutlich) jun-

gen Jahren gestorben ist, doch lassen sich auch andere Gründe denken. Es könnte sein, daß ihr die mehrfach betonte Pflicht, sich einschließen zu lassen, widerstrebte, daß es darüber zu Meinungsverschiedenheiten kam und Luggard den Entschluß faßte, in ihrer Vaterstadt ein Konkurrenzunternehmen zu eröffnen, eine „Sammlung“ von Beginen in weniger strengen Formen zu begründen. Leider läßt sich das aus der inneren (und äußeren) Geschichte der Ebinger Klausen nicht bestätigen, weil wir nichts darüber wissen; die Ebinger Klausnerinnen haben anscheinend auf Urkunden keinen Wert gelegt. Die Wendung bei B. Muller, sie hätten „ein wenig später“ klösterlich zu leben begonnen, demnach also am Anfang noch nicht, könnte als schwache Bestätigung für die Vermutung angeführt werden. Es spricht kaum gegen sie, daß im ältesten Margrethausener Anniversar u. a. Mechthilds der Lägellerin, ihres Wirts und ihrer Kinder und an einer späteren Stelle Cuntzen des Lägellers gedacht wird, ohne Zweifel Verwandte der Luggard. Höchstens könnte man daraus ableiten, daß die Trennung nicht in sturer Feindschaft erfolgt ist.

So bleibt es Vermutung, daß Luitgard die Lägellerin, die aus einer niederadligen Familie stammte, sich nicht der strengen Klausur Margrethausens unterwerfen wollte oder auch sich zu sozialer Tätigkeit, wie wir sie später von den Ebinger Klausnerinnen kennen, berufen fühlte und darum Margrethausen den Rücken gekehrt und in Ebingen 1344 eine eigene Klausen in weniger rigorosen Formen gegründet hat.

Quellen: HStASt B 476 U 2, 31, 35 und Bü. 10.

## Von den Fluren um Ostdorf

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Wo die Bänne Ostdorf, Geislingen und Balingen zusammentreffen, findet sich die Flur „Balgenau“. Dieser Flurname taucht seit 1372 auf und zeigt neben den Formen „uff“ und „in Balgenau“ auch die „zue Balgenau“. Die letztere Form ist im allgemeinen nur bei Ortsnamen üblich. Auch die

Aufteilung dieser Flur unter drei Bänne deutet an, daß hier einst eine Sondermarkung bestand. Nach dem Namen „Au der Balgen“ wird es sich wohl um eine Ausbausiedlung handeln, die von Balingen aus angelegt wurde, aber schon vor 1372 abgegangen sein dürfte.

Gegen Eyach und Mildersbach hin werden 9,5 Hektar Wald von Owinger aus bewirtschaftet. Der dort liegende „Pfaffenwald“ ist im Besitz der Owinger Kirchengemeinde. Früher wurden die Geistlichen allgemein als Pfaffen bezeichnet. In der Straße „Bei der Linde“ finden sich kleine, vielfach nur eingeschossige Häuser. Der bezeichnende Namen „Bettelwasen“ läßt auf die Niederlassung von Angehörigen besitzarmer Schichten auf ehemaligem Allmendland schließen. Durch die „Felsen“- und „Blumenstraße“ sind die „Dorfwiesen“ noch vor dem 19. Jahrhundert in großem Bogen umbaut worden; der „Häuserwasen“ trägt die Arbeitersiedlung der Kreisbauerngenossenschaft. Auf dem „Auwinger Berg“ an der Straße nach Balingen dürfte ein Owinger Besitz gehabt haben.

#### Gebäude und Anlagen

Auf dem „Dorfanger“ stand das alte Rathaus (1970 abgebrochen). Am linken Ufer der Eyach, nahe der Böllatmühle, heißt eine Stelle vor dem Waldsaum „Bruderhäusle“. Ein Klausner scheint sich vor der Reformation in dem öden Flecken Anhausen aufgehalten zu haben, wie das noch 1750 bezeugte und noch heute bekannte „Häusle“ beim Anhauser Kirchhof andeutet. Auf die Flur- und Markungsgrenze bezieht sich der „Banngraben“ (Bahngraben). Der umfriedigte „Tiergarten“ hängt wahrscheinlich mit den Herren vom Hammerstall zusammen. Unweit davon ist nämlich die Flur „Gschräi“ (1583: „in gschräi“; „foar gschräa“=vor den Umzäunungen).

Noch im Spätmittelalter sind einige Feldkapellen oder Bildstöcke in der Markung

errichtet worden, wie sich aus den Flurnamen „Byldenhus“=Bildhaus (1542) und „bei des Wendels Häusle“ (1721, wohl eine Wendelinskapelle) zu schließen ist. Rechts der Straße nach Balingen heißt eine Flur „Käppele“. Im Inventur- und Teilbuch von 1708 wird „vor des Steinarsbild“ (ein steinernes Bild) genannt, das am Weg zu dem auf Geislinger Markung stehenden Galgen lag („Hochgericht“). Eine Kapelle, die dem Heiligen Nikolaus geweiht war, stand in Anhausen und wird erstmals 1430 erwähnt, als die Bauernsiedlung schon verlassen war. Sie hatte einen eigenen Friedhof, auf den man schon öfters gestoßen ist. Spätestens um 1430 unterstand die Nikolauskapelle der Pfarrei Ostdorf.

In ganz frühe Zeit führt der 1372 bezeugte „Walensteig“, der wohl in Richtung Weilstetten und damit zum Lochenweg führte, denn es wird auf der Weilstetter Markung 1691 ebenfalls ein „Wahlensteig“ erwähnt (Waldstetten 793=Walahstetti=Welschstetten).

Wenn auch nicht alle Flurnamen hier aufgeführt werden konnten, so sehen wir doch, aus vielen kleinen Steinen läßt sich immerhin ein einigermaßen farbenfrisches Bild zusammenfügen, was im Laufe von vielen Jahrhunderten an Leistungen auf der Scholle vollbracht wurde. Viele der Flurnamen sind zwar verloren gegangen, andere können heute nicht mehr einwandfrei erklärt werden, weil sie durch den Kulturwandel ihres Sinnes beraubt wurden. Manche konnten beim Ausbau der Siedlung in einem Straßennamen als Stück heimatlicher Vergangenheit erhalten bleiben. Aber heute erleben wir oftmals, daß mit den ältesten Leuten eines Dorfes ein Teil der jahrhundertlang benutzten Namen ins Grab sinkt. Es gilt daher, wo die Möglichkeit besteht, den alten Geist volkstümlichen Denkens weiterzutragen. Denn solange der Mensch in irgend einer Beziehung zu Boden und Landschaft steht, hat er das Bedürfnis ihre Teile zu benennen.

## Heimatliche Flechten

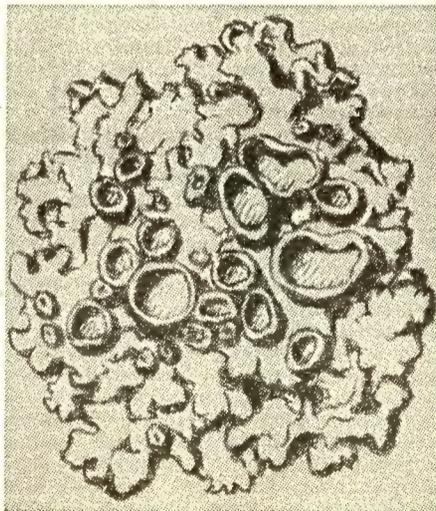
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Zu den Blattflechten, die wir sehr häufig in unserer Heimat antreffen, zählt die Gattung *Xanthoria*. „Xanthos“ bedeutet gelb, falb, blond; „paries“ heißt Wand, und in der Tat wird die Gelbflechte „*Xanthoria parietina*“ oft als gelber oder orange-farbener Fleck auf Außenwänden, Mauern, Dächern, Holzzäunen, Gestein und Rinden von Laubbäumen auffällig. Diese Flechte besiedelt also die verschiedensten Substrate, kommt aber in der Arktis und im Hochgebirge kaum vor. Die *Xanthoria*, von der es in Europa etwa 20 Arten gibt, zählt zur Familie der Teloschistaceae, eine Gruppe, die wie andere Flechten Feuchtigkeit liebt und meist auch coniophil (staubliebend) und nitrophil (stickstoffhold) ist.

Die *Xanthoria parietina* bildet Rosetten mit einem Durchmesser bis 10 cm. Der grüngelbe oder dotterfarbige Thallus (blattähnliches Lager) hat warzige, blasig verunebnete Lappen, die großblättrig meist zusammenschließen. Die Randlappen liegen flach an und sind mit Rhizinen (wurzelähnlichen Haftfasern) verankert. Zahlreich sind die scheibenförmigen, umrandeten Apothecien (Fruchtkörper). Die Asci (Sporenschläuche) liefern je 8 polar zweizellige Sporen und Paraphysen (Füllfäden). Die Algen — die Flechten sind ja Doppelwesen aus Alge und Pilz — gehören dem *Trebouxia*-Algentyp an. Durch auskeimende Pilzsporen kommt es zum Prothallus (Vorlagerentwicklung), wobei die freien Gonidien (Algen) von Such- und

Klammerhyphen (Fäden des Pilzes) erfaßt werden und es so zur Symbioseneinheit „Flechte“ kommt. Fraglich ist, ob man daraus auf Helotismus (Verhältnis Herrenpilz-Algensklavin) schließen darf.

Die gelborange gefärbten Rindenschichten der *Xanthoria parietina* sind für die photosynthetisch wirksamen Lichtstrahlen besonders durchlässig, so daß es zu üppiger Algenentwicklung kommt. Das Parietin, die gelbfärbende Flechtensäure, stammt

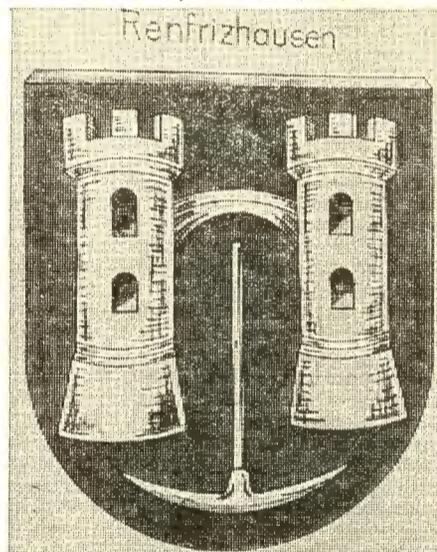


aus der Stoffklasse der Anthrachinone, für den Chemiker Muttersubstanz prächtiger Farbstoffe, für den Pharmazeuten Basis gewisser Arzneien. Die Flechtenthalli enthalten bis zu 5 Prozent Flechtensäuren, meist, wie z. B. beim Lackmus, als Farbstoffe und Indikatoren bekannt. Synthetische Farben haben die Flechten als Färbemittel zum größten Teil verdrängt, aber Parietin dient heute noch schwedischen Bauern zum Färben der Wolle. Bei der Flechtenstoffchromatographie trennt man die Flechtenstoffe aufgrund ihrer verschiedenen Molekularstruktur bzw. Wanderungsgeschwindigkeit voneinander: Die vorbereiteten Flechten kommen kurz gesagt in ein Lösungsmittel; die Flüssigkeit wird von einem „Löschpapier“ hochgesaugt, wobei die verschiedenen Substanzen getrennte Farbflecken erzeugen.

Kalilauge, auf die *Xanthoria parietina* gebracht, ruft Rot- und dann Braunfärbung hervor. Interessant ist, daß bei Trennung von Pilz und Alge je diese Farb-reaktion ausbleibt. Diese Gelbflechte, pflanzensoziologisch die Basis der Flechtengesellschaft „*Xanthorion parietinae*“, ist also eine bedeutsame Lebensinheit.

## Renfrizhausen und seine Keuperberge

Seit dem 3. August 1950 führt Renfrizhausen ein Ortswappen, das die geschichtliche Vergangenheit des Dorfes verankert. Rot-Silber sind die Hohenbergischen Farben, und die zwei Burgtürme entstammen dem Wappen der Herren von Rosenfeld, den früheren Besitzern von Renfrizhausen. Die Spitzhacke im Schild soll an die einstige Bedeutung der Steinbrüche erinnern, die in den Keuperbergen, z. T. von Geröllhalden überdeckt, zu finden sind.



Zeichnung und Foto: Helmut Hauser

Diese Keuperberge mit ihren Namen wie Kapf, Rindelberg mit Bußstall, Wandbühl und Dicke stellen eine prächtige Kullisse dar und schließen die Mühlbachebene nach Südosten ab. Diese Berge sind Glieder eines Keuperhöhenzuges, der sich von Rottweil bis Tübingen hinzieht. Der Hauptbaustein der Landschaft vor dieser Keuperterrasse ist der oberste Muschelkalk, allerdings ganz mit einer dünnen Lage Lettenkohle überdeckt. Besonders im nördlichen Teil der Mühlbachebene lagern Lössschichten darüber, während am Ostrand die Lagen von Lettenkohle und Löß durch die Schichten des Keupers abgelöst werden. (Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmlecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



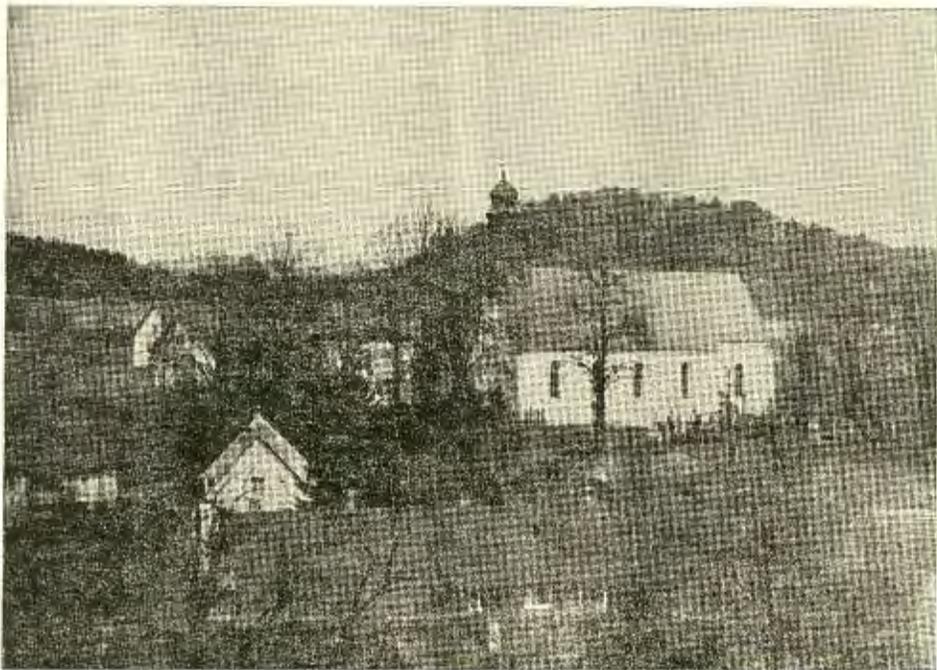
für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

29. Februar 1972

Nummer 2



Die St. Peter- und Pauls-Kirche in Hausen a. T.

Fotos: Wedler

## Kostbarkeiten der Heimat

Die Dorfkirche St. Peter und Paul in Hausen am Tann

Von Kurt Wedler, Ebingen

Von den einst sechs Hausenorten des oberen Schlichemtals bestehen heute nur noch Oberhausen, Hausen und Ratshausen. Hausen am Tann wird 1253 als Husen genannt und etwa 100 Jahre später zur Unterscheidung der vielen Hausen im Lande „Husen under Lochen“, und wieder 100 Jahre später „Husen unterm Tann“, aus dem dann Mitte des 16. Jahrhunderts „Hausen am Tann“ wurde. Seine Anfänge gehen wahrscheinlich ins 7./8. Jahrhundert zurück.

Malerisch liegt das Dorf eingebettet zwischen die Ausläufer des hinteren Schafberges und Plettenberges im Norden und den Rappenstein und den waldreichen Tann im Süden. Blickt man vom Rappenstein hinunter, der der Siedlung am nächsten rückt in die Landschaft hinein, dann wird das lebendige Panorama vom Plettenberg bis zur Lochen sichtbar. Die Terrasse der Blaukalkstufe des Braunjura im Norden des Dorfes wird von der St. Peter- und Paulskirche bekrönt, die das Ortsbild beherrscht.

Hausen gehörte ursprünglich zur Pfarrei Tieringen. Schon 1463 wird eine St. Peterkapelle mit einer Frühmeßkaplanei genannt. Im Jahre 1571 setzten in Hausen,

das mit Tieringen 1543 reformiert wurde, hohenbergische Beamte die Gegenreformation durch, und damit kam der Ort zur Pfarrei Schömberg und wurde von der Kaplanei Ratshausen aus betreut. Erst 1694 erhielt das Dorf eine eigene Pfarrei. Die auffällige Kapelle wurde zur Kirche erweitert und ihr noch der Schutzheilige St. Paulus beigegeben.

Der jetzige Bau mit seinem kleinen Dachreiter im Westen ist ein Neubau vom Jahr 1788, eine schmucke, lichte Saalkirche mit eingezogenem Chor, der im Dreieckschluß endet. An der Rückwand des Chores steht der beachtliche Frührokoko-Altar. Seine geschwungenen Formen und der Bandwerkschmuck weisen in die Zeit um 1740. Er kam aus der Pfarrkirche Schörzingen und wird dem Schömberger Bildhauer Urban Faulhaber zugeschrieben, der dort bis 1780 lebte. Das Altarbild ist jüngeren Datums. Es zeigt die hl. Familie inmitten der bergumsäumten Alplandschaft und stammt von dem Münchner Akademieprofessor Karl Caspar aus dem Jahr 1905. Die Schaffensperiode Caspars steht in dieser Zeit noch unter dem Einfluß Hans Thomas und der Beuroner Schule, später, so auch in der Ausmalung des Bamberger Georgenchores im Dom, fand er zu einer expressionistisch-visionären Gestaltung. Das Oberbild, ein hl. Michael, gehört der Entstehungszeit des Altars zu. Ein Ornamentschmuck um ein

dunkleres Mittelfeld am Altarfuß ist als Antependium gedacht. Das Tabernakel, der Standleuchter und der Taufsteindeckel sind moderne Schöpfungen von Rolf Zieher aus Aalen.

Bei der Renovierung der Kirche in den Jahren 1964/65, die dabei mit ihrem jetzt freundlichen, ansprechenden Charakter viel gewonnen hat, wurden die Kanzel von 1632 und die Seitenaltäre entfernt. Ein Altarblatt mit der Madonna, vier Heiligen und den Höllenqualen hängt jetzt an der linken Chorbogenwand. Dem neuen liturgischen Bedürfnis entsprechend, wo Sakrament und Wort vereinigt sein sollen, hat man neben dem neuen schlichten Sakramentsaltar den Ambo zur Wortverkündigung aufgestellt (wie in frühchristlicher Zeit).

Den Hochaltar flankieren die Schutzheiligen der Kirche Petrus und Paulus, Johannes der Täufer an der rechten Chorbogenwand und Joseph und Antonius mit dem Jesusknaben an der rechten Langhauswand stammen wahrscheinlich vom früheren Hochaltar aus dem 18. Jahrhundert. Ein Rokoko-Kruzifix mit einer neu erworbenen darunter angebrachten Piéta aus der Spätrenaissancezeit zieren die Nordwand des Langschiffes. — Aus Pietät hat man das Deckengemälde „Christus der König“ von Kunstmaler August Blepp aus Weilen unter den Rinnen belassen. Zu Füßen des Weltenherrschers auf dem Regenbogen erscheinen Petrus, Paulus, Franziskus, Wendelin, die Gute Beth von Reute, Monika, Agnes und Notburga.

Daß die Geschieke des Dorfes mit Adelsgeschlechtern verquickt waren, zeigen die verschiedenen Epitaphe der Kirche. Epitaphe sind Gedächtnismale (nicht Grabmäler) für Verstorbene, die in Form von Inschriften mit Ornamentschmuck, Wappen, oder auch plastischen Darstellungen in Stein oder Holz, auch gemalten Tafeln an den Innen- oder Außenwänden von Kirchen angebracht sind.

Das bedeutendste dieser Epitaphe ist das für Hans Christoph Scheer von Schwarzenberg, aus einem Geschlecht, das als Lehensträger Österreichs schon 1530 hier Fuß faßte (Oberhausen). Die Scheer von Schwarzenberg sind auch die Stifter des Taufsteins von 1683. Hans Christoph starb 1592, sein Epitaph zeigt ihn in voller Rüstung als Vollplastik mit seinem, zu seinen Füßen stehenden Helm. Diese vorzügliche Gestaltung aus der Zeit der Spätrenaissance wird dem bedeutenden Balingen Bildhauer Simon Schweizer zugeschrieben.

Neben diesem Epitaph (jetzt auch an der Außenseite des Chores) befindet sich das einfachere, wappen- und helmziergeschmückte für Hector von Stuben vom Jahr 1681 aus einem verschwägerten Nachfolgegeschlecht der Schwarzenberg. Die Gründe für diese einfachere Gestaltung können finanzieller Art gewesen sein, oder war kein überragender Bildhauer der Heimat greifbar. In der Kirche finden wir außerdem noch drei Epitaphe für Agathe von Stuben von 1693, für Anton von Stu-

ben von 1744 und ein unleserliches von 1595, ebenfalls schlichtere Arbeiten. Im ganzen ist diese Kirche in Hausen am Tann

ein Schmuckstück der Landschaft und ein kleines Schatzkästlein, das zur Betrachtung und Besinnung einlädt.



Unser Bild zeigt das Epitaph an der Hausener Kirche.

## Ein kaiserlich russischer General im Tübinger Pfarrhaus

Von Martin Huonker, Tübingen

Daß im Tübinger Pfarrhaus eine Regimentsmusik zur Mittagstafel aufspielt, ist sicher eine denkwürdige Angelegenheit und wahrscheinlich so selten wie ein armer Teufel, der das große Los gewinnt. Aber es ist auf unserer Welt kein Ding so unmöglich, daß es nicht einmal zutreffen könnte — so die Tafelmusik im Tübinger Pfarrhaus.

Nach der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 verfolgten die damals Verbündeten, Preußen, Österreicher und Russen, den Korsen Napoleon über den Rhein nach Frankreich hinein. Da aber verschiedene Wege nach Frankreich führen, haben sich die Verbündeten geteilt. Während Blücher bei Caub den Rhein überschritt, rückten Österreicher und Russen über Südwestdeutschland dem Rhein entgegen und kamen dabei auch in unsere Gegend. Am 2. Dezember 1813 zogen 60 000 Russen, Kalmücken und Kosaken bei Balingen durch und bezogen in der Stadt und in den umliegenden Ortschaften Quartier. So bekam auch Tübingen russische Einquartierung, die versorgt sein wollte.

Der damalige Tübinger Vogt Stoll, ein außerordentlich wackerer Mann, mußte sich schier seine Füße wund laufen und bei allerlei Herren und Ämtern herumrennen, um Ordnung zu schaffen und um manchmal recht anspruchsvolle Gesellen zufriedenzustellen. Ein paarmal mußte er nach Schömberg mit seinem rechnenden Bürgermeister ins Hauptquartier, weil sich die schwäbischen Bauern und die Kosaken erheblich in die Haare geraten waren. Die Roßbauern kamen bei ihren Militärzügen in der ganzen Gegend herum, bis hinüber nach Villingen, und der Schmied mußte mit samt seinen Gesellen Tag und Nacht Pferde beschlagen und Hufnägel machen.

Gute Zeiten hatten aber die Branntweimbrenner und die Schnupf- und Rauchtobakkrämer — ja es wäre überhaupt eine gute Zeit für jeden gewesen, der etwas zu verkaufen hatte, wenn nur die fremden Vögel keine so fahrlässigen Zahler gewesen wären. Da mußte eben der seufzende Bürgermeister grimmig in den Kommunsäckel fahren und die Rechnungen bezahlen. Zwar sollte ein Schadenausgleich angestellt und geleistet werden, aber bis dahin konnte es auch wohl sein, daß keinem Tübinger mehr ein Zahn weh tat.

### General von Schuchano

In jenen Dezembertagen war es nun, daß am 15. ein Regiment russischer Husaren mit schmetternder Musik ins Quartier einzog. An dessen Spitze stand kein Geringerer als der Herr General von Schuchano. Zu seiner Linken ritt der Herr Adjutant und zur Rechten der Herr Regimentschirurg. Da es in ganz Tübingen nur ein Herrenhaus gab, nämlich das Pfarrhaus, geleitete der Quartiermacher seinen gestrengen Herrn dorthin, wo die Gäste der Herr des Hauses empfing, der Magister Kolb, langjähriger Pfarrer zu Tübingen. Ob er eine große Freude an seinen Gästen hatte, mag der geneigte Leser selbst entscheiden.

### Umfangreiche Speisekarte

Das damalige Pfarrhaus hatte im ganzen nur vier Stuben und sollte nun auf einmal einem General, einem Adjutanten, einem Arzt und zwei Kammerdienern ein Plätzlein zum Schlafen stellen. Auch war der Kammerdiener seiner Gnaden kaum im Haus, als er schon in die Küche drang und der Frau Pfarrer erklärte, was und wie oft sein Herr zu speisen wünsche. Sein Herr nehme morgens in der Frühe einen Kaffee, um neun

ein ordentliches Frühstück, um 12 ein Mittagessen, um 3 wieder Kaffee und abends ein Nachtessen ein. Mittags wünsche der Herr General sechs Speisen und abends deren vier aufgetragen. Nun ging es an ein Braten und Sieden, Kochen und Backen, daß man hätte meinen können, es sei Kirbe, und war doch schon Martini vorbei. Der Fleckenschütz brachte zum Willkomm acht Pfund Ochsenfleisch, das aber der Herr General verschmähte. Elf Pfund Rind- und dreizehn Pfund Schweinefleisch fanden besseren Anklang. Dazu noch eine Zitrone zur Soße. Der Pfarrer mußte von seinem Besoldungswein, den er als Besoldung von der Kellerei Rosenfeld empfing, 28 Schoppen auf die Tafel bringen, einen Schinken aus dem Rauch holen, eine gemästete Gans opfern, beim Metzger fünf Bratwürste und beim Löwenwirt fünfjähriges Zwetschgenwasser und Kirschegeist holen, auch beim Einkauf beim Krämer für Zucker, Kaffee, Zibeben, Mandeln, Rosinen und Lichter gehörig in den Beutel greifen. 20 große Zwiebeln, Rettiche, Rote Rüben, Salat und Gemüse hat der eigene Garten geliefert. Ein halbes Pfund Seife für den Herrn General und sein krankes Pferd war im Hause. Ein Stoß Papier, eine Stange Siegelack und elastischen Gummi für des Herrn Adjutanten Schreibarbeit entnahm der Herr Pfarrer gleichfalls seinen Vorräten.

So wäre alles gut gegangen, wenn nicht des Herrn Generals Kammerdiener beim Abtragen der Schüsseln eine große Steingutplatte im Wert von 32 Kreuzern zerbrochen hätte und wenn nicht außer den eigentlichen Gästen auch noch Zaungäste gekommen wären, die sich selbst zum Essen einluden. Als da sind die Herren Generalkutscher, ein Reitknecht, ein Dolmetscher, die Bediensteten der anderen Offiziere und noch manch andere Militärs, und wenn nicht der Herr General die Regimentsmusik, die aus acht Trompetern bestand, vor dem Pfarrhaus hätte blasen und sich von dem Pfarrherrn am letzten Abend auch noch mit Speis und Trank für ihre erquicklichen Dienste hätten entlohnen lassen.

### Zum Abschied blies Regimentsmusik

Diese Herrlichkeit währte vier Tage. Am 18. morgens nach dem 9-Uhr-Frühstück brach der General von Schuchano auf, um an einem andern Ort die Franzosen zu begrüßen. Zum Abschied blies die Regimentsmusik ein lustiges Stück und der Herr Pfarrer wünschte glückliche Reise. Danach stieg er in sein Museum, d. h. sein Studierstüblein, um alles fein säuberlich zu Papier zu bringen, was des Herrn Generals Gnaden geruht hatten, zu verzehren. Er vergaß auch nicht die zerbrochene Steingutplatte beizufügen und die Wäsche von 3 Bettüberzügen, 4 Tischtüchern, 12 Servietten und zwei Sacktücher für des Generals eigenen Gebrauch, vergaß auch nicht den kaiserlich russischen Jägerkapitän von Tulobulum vom Regiment Prinzessin Katharina, der am 3. und 4. Januar 1814 die Gastfreundschaft des Pfarrhauses genossen und ebenfalls erheblich gezehrt hatte. Er schrieb alles fein säuberlich bei Heller und Pfennig auf und brachte die lange Rechnung dem Bürgermeister. Der prüfte zusammen mit dem Vogt die ganze Geschichte, mußte aber erkennen, daß der Herr Pfarrer gar nobel verfahren sei und recht mäßige Preise angesetzt habe. Drum zögerte man auch nicht, ihm seine Auslagen pünktlich zu erstatten in Höhe von 31 Gulden und 17 Kreuzern.

### Das Wucherrind

Ist das nun viel oder wenig? Ja, wie man's nimmt. Im selben Jahr 1813 zog eine Fleckendeputation aus, um ein Wucherrind, einen Hagen, für die Gemeinde zu kaufen. Diese Deputation bezahlte in Isingen für

den Farren 38 Gulden und wohlbermerkt, die Tübinger kaufen keine schlechten Hägen. Hinter diesem Wucherrind blieb also der Herr General nicht allzuweit zurück.

So kam der Tübinger Pfarrer zu einer

Tafelmusik. Die liebe Jugend mag an den acht Trompetern eine große Freude gehabt haben. Der Herr Pfarrer und seine guten Tübinger hätten aber doch auf solchen Ohrenschaus lieber verzichtet.

Die Böden des Stubensandsteins, des Knollenmergels und des Rhät (als Dach der Keuperstufe) sind karg, sie eignen sich allenfalls für Wiesen oder Wald. Knollenmergelböden sind schwer und naß, ihre Neigung zu Rutschungen gefährlich und folgeschwer. Da der Rhätsandstein fast nur aus Quarzkörnern besteht, sind seine Böden ungewöhnlich arm. Die Pflanzenwelt des Keupers paßt sich den verschiedenen Böden an. Seine Sandsteine tragen eine ähnliche Flora wie der Buntsandstein im Schwarzwald. Auf der „Dicke“ kommen die Heidelbeere und das Heidekraut sehr zahlreich vor. Der aufmerksame Wanderer findet auch den Besenginster, ja sogar den roten Fingerhut. Lohnend aber sind die Ausblicke hinüber zur Schwäbischen Alb oder nach Westen über die Mühlbachebene zum Neckarland und den angrenzenden Höhen des Schwarzwaldes. Den schönsten Lohn aber hat der Wanderer neben seinem „Unterwegs-Sein“ gewiß in der seltenen Ruhe und Stille dieser Wälder mit ihrer würzigen — noch unverpesteten Luft!

## Renfrizhausen und seine Keuperberge

Von Helmut Hauser (Schluß)

Der geologisch interessierte Naturfreund, der von Mühlheim, Renfrizhausen über den Rindelberg nach Kirchberg und weiter auf die „Dicke“ wandert, findet hier die Schichten des Keupers vom Gipskeuper bis zu den Knollenmergeln und den Sandstein des Rhät sehr schön abgebildet. An einzelnen Stellen haben sich auf den Höhen noch kleine Reste des untersten Schwarzen Jura (Lias alpha) erhalten, so oberhalb von Vöhringen und Bergfelden und besonders auf dem Wandbühl, der mit 623 m Höhe seine Nachbarberge etwas überragt. Dort auf dem Wandbühl fand man auf einem umgepflügten Acker in den blaugrauen Gryphitenkalken die Schalenreste einer Auster, der *Gryphaea arcuata*. Diese Greifenmuschel ist eine der häufigsten Versteinerungen unseres Landes. In der Meerestierwelt des Erdaltertums spielten die Muscheln nur eine untergeordnete Rolle, im Erdmittelalter kamen sie aber zu lebhafter Entfaltung. In ihrer frühen Jugend lebte diese Greifenmuschel (etwa 130 bis 150 Millionen Jahre zurück) auf anderen Tierschalen festgewachsen, von denen sie sich aber bald zu lösen pflegte. Ihre stark eingekrümmte linke und eine deckelartige flache rechte Klappe fallen besonders auf. Die Dickschaligkeit dieser Greifenmuschel weist auf bewegtes, flaches Wasser hin, in dem sie einst lebte.

In den Steinbrüchen von Renfrizhausen und Bergfelden wurde seit Jahrhunderten der schöne Schilfsandstein gebrochen. An seiner roten Farbe mit leicht grünlichen Fasern ist er gut zu erkennen. Unter dem Namen „Renfrizhauser Stein“ war er in der Barockzeit weitum bekannt. Heute liegen die großen Brüche links der Straße von Renfrizhausen nach Kirchberg im Bergwald verlassen da. Wie und wo einst diese Steine Verwendung fanden — ein Arbeitstag in einem solchen Steinbruch — allerlei Sitten und Bräuche unter den Steinhauern — abenteuerlicher Transport eines schweren Sandsteins nach Zwiefalten — sind die Themen noch folgender Aufsätze.

Im Gegensatz zum Abbau des Schilfsandsteins und der Verwendung des Stubensandsteins haben die Gipslager in den unteren Keuperschichten ihre alte Wirtschaftlichkeit bis zur Gegenwart erhalten. In neuzeitlichen größeren Anlagen werden sie bei Wittershausen und Bergfelden abgebaut. Die Firma Schwenk aus Ulm hatte 1956 das Gipswerk Bergfelden gekauft, heute werden dort rund 20 Arbeiter beschäftigt. Der Gipskeuper steht bei Bergfelden in einer Mächtigkeit von etwa 10 m an, dabei fällt er Richtung Renfrizhausen leicht ab. Mächtige Abraumhalden verweisen schon von weitem auf die Abbaustelle. Dort wird der Gipskeuper zunächst angebohrt, gesprengt, von sogenannten Brechern gebrochen und durch ein Förderband als gebrochener Rohstein in mehrere Silos transportiert. Der Rohstein wird im Drehofen gebrannt, dabei wird das chemisch gebundene Hydratwasser ausgetrieben; es entstehen Temperaturen zwischen 150 und 200 Grad. Nach dem Zermahlen wird der Gips in Säcke zu je 40 kg abgefüllt, er kann auch in Silozügen lose transportiert werden. Als Bau- und Stückgips findet er Verwendung, durch chemische Zusätze entsteht der sog. Maschinengips, der maschinell gespritzt werden kann.

Die Lager von Lößlehm bei Vöhringen

werden durch eine moderne Ziegelei genutzt, die neben der alten angelegt wurde. Unter den Bodenschätzen des Bezirks haben auch die Salzlager im mittleren Muschelkalk zeitweilig eine Rolle gespielt. Als im vorigen Jahrhundert die Ergiebigkeit der Sulzer Salzquellen nachließ, wurden zwischen 1839 und 1863 nacheinander vier Bohrlöcher bei Bergfelden niedergebracht und die dort gewonnene Sole durch eine Rohrleitung nach Sulz gepumpt. Nachdem vor einigen Jahrzehnten die Saline Sulz den Betrieb eingestellt hatte, hörte die Solegewinnung auf, das alte Bohrhaus bei Burgfelden steht aber noch.

## Bemerkungen zur Grävenitz und zu Oberhausen

Von Fritz Scheerer

**In den Heimatkundlichen Blättern vom April 1954 und vom Dezember 1971 berichtete Friedrich Sanner ausführlich über die Trauung der berichtigten Wilhelmine von Grävenitz mit dem verschuldeten böhmischen Grafen Johann Franz Ferdinand von Würben am 28. Januar 1711 in der Kapelle des damaligen Schlosses Oberhausen. Da sich in den Archiven noch verschiedene wertvolle Nachrichten zu dieser Intrige und ihren Folgen finden, seien einige Ergänzungen zu den interessanten Ausführungen in den beiden Nummern unserer Blätter gestattet.**

Zunächst müssen wir die Frage stellen: Warum wurde gerade Oberhausen für diese schmähliche Trauung gewählt? Es mag richtig sein, daß die „weltabgeschiedene Stille“ des Schlosses eine Rolle gespielt hat. Doch es gibt noch andere Gründe.

Im Jahr 1530 erwarb der kaiserliche Rat Peter Scheer von Schwarzenberg von Dietrich von Späth alle Güter, die dieser zu Winzeln (abgegangen beim Wenzelstein), Tieringen und Hausen besaß. Peters gleichnamiger Sohn erbaute dann 1555 auf dem Schönberg ob Hausen oder nach der Pfarrchronik auf dem „Schmalzgrüble“ ein Schloß und schuf damit auf der Grenze Württemberg/Österreich (Hausen seit 1381 österreichisch) den Herrschaftssitz Oberhausen. Die Scheer mußten sich Österreich gegenüber verpflichten, ihren Sitz auf österreichischem Territorium zu nehmen, während Württemberg verlangte, daß die in Winzeln abgebrochenen Gebäude nur auf seinem (würtembergischen) Territorium stehen dürften. Die hohe und niedere Gerichtsbarkeit von Winzeln wurde 1567 württembergisch, dafür waren die Scheer gegenüber Württemberg frei und ledig von Steuer, Schatzung und Fron. So kam es, daß die Wirtschaftsgebäude auf würtembergischem und das Schloß mit der Kapelle auf österreichischem Boden errichtet wurden. 1657 kaufte Rittmeister Johann Wernher von Stuben, der mit Maria Elisabeth von Schwarzenberg verheiratet war, das gesamte Rittergut, das dann die Familie von Stuben bis 1720 inne hatte.

Eine günstige Gelegenheit

Am 11. Juni 1704 ließ sich der Bruder der Grävenitz, Oberhofmarschall Friedrich

Wilhelm von Grävenitz, in der Schloßkapelle zu Oberhausen mit der verwitweten Maria Franziska Antonie von Stuben, der damaligen Besitzerin des Gutes, trauen. Diese günstige Gelegenheit nützte nun Wilhelmine von Grävenitz, „Gräfin von Urach“, zu ihrer Scheintrauung. Pfarrer Maurer vom württembergischen Tieringen mußte morgens um 6 Uhr den Trauakt vornehmen. Die Schloßkapelle lag zwar auf Hausener Markung, aber der Pfarrer von Hausen, das seit 1694 eine eigene Pfarrei hatte, konnte nicht in Frage kommen, weil Hausen katholisch und österreichisch war. Wohl war Hausen bis zur Reformation nach Tieringen eingepfarrt und war 1543 mit Tieringen evangelisch geworden. Doch gegen den Protest der Gutsverwaltung und der württembergischen Regierung wurde in Hausen 1571 die Gegenreformation durchgeführt, und so blieb seine Bevölkerung fortan katholisch.

Der württembergische Herzog Eberhard Ludwig (1677—1733) konnte nur einem evangelischen, württembergischen Pfarrer den Befehl zur Trauung und zur Vernichtung des Kirchenbuches mit dem betreffenden Eintrag erteilen. Um nun die Sache gründlich zu machen, wurden alle Tieringer Kirchenbücher vom Jahre 1711 an rückwärts vernichtet, so daß in Tieringen das älteste Kirchenbuch erst mit dem Jahre 1712 beginnt.

Wegen Bigamie mit dem Herzog hatte die Grävenitz durch kaiserlichen Revers Landesverbot erhalten. Denn heimlich war sie in Mühlen bei Horb von einem nichtswürdigen, aus Straßburg gebürtigen Theologiestudenten M. Pfähler mit dem mit der Tochter des Markgrafen von Baden-Durlach verheirateten Herzog getraut worden. Diese „Ehe“ wurde aber durch den Spruch des Ehegerichts für null und nichtig erklärt, und die Grävenitz mußte auf der 1709 zur Poststraße erhobenen Schweizer Straße über Balingen nach Schaffhausen das Land verlassen. Dies war am 30. Juni 1710. Der Wirt Michael Vollmer von Engstatt und der Vogt Hans Müller von Ostdorf hatten u. a. die Auflage erhalten, ein Kutschen- und Reitpferd in Hechingen zu stellen. Die Pferde kamen aber verspätet dort an, weshalb eine Strafe gegen die Schuldigen ausgesprochen wurde.

### Unumschränkte Herrschaft

Der gewissenlose Unterhändler der Grävenitz, der Geheime Legationsrat Schütz, hatte aber nach kurzer Zeit Mittel und Wege gefunden, die Wünsche des Herzogs und der Gräfin von Urach zu erfüllen. Schütz trieb den abgelebten kaiserlichen Rat, den Grafen von Würben, auf, mit dem es dann zur Scheinehe auf Schloß Oberhausen kam. Die „Frau Landhofmeisterin von Würben“ konnte nach kurzer Abwesenheit triumphierend zurückkehren und ihre unumschränkte Herrschaft entfalten, die auch Stadt und Amt Balingen zur Genüge zu spüren bekam.

In der neuen Residenz Ludwigsburg war die Grävenitz, die „Landverderberin“, die alleinige Herrscherin. Der Hof lebte in Saus und Braus (s. Sanner). Man mußte Geld schaffen, um die leeren Kassen zu füllen. Dies konnte nur durch Steuern geschehen. So wurde 1730 der Steuerfuß für Stadt und Amt Balingen von 2419 Gulden auf 4485 Gulden erhöht. Durch Bestechung und Schmiergelder konnte er vorübergehend auf 2500 Gulden gesenkt werden. Allein die Landstände weigerten sich, dies anzuerkennen und verlangten wieder den erhöhten Steuersatz. Gegen diese große Last protestierten Stadt und Amt nach langen Verhandlungen mit einem Steuerstreik. Der Geheime Finanzrat Süß Oppenheimer unter Herzog Karl Alexander wurde um Vermittlung angegangen und erhielt 1186 Gulden für seine Bemühungen, denn „eine Hand wäscht die andere“, dachte man in der Residenz. Endlich einigte man sich 1737 auf einen Steuerfuß von 3000 Gulden. Die Balingen mußten aber die Differenz nachzahlen und hatten außerdem für Bestechung und Reisekosten nicht weniger als 9184 Gulden ausgegeben. Wie diese hohe Summe (mehr als das Doppelte der Steuer) zustande kam, zeigt die Untersuchung, die dem Sturz des Prälaten Ph. H. Weissensee vorausging.

Weissensee wurde vorgeworfen, er habe Württemberg katholisch machen wollen, weil der Herzog Karl Alexander katholisch war, und er habe Beziehungen zu dem Juden Süß gehabt. Es konnte ihm aber in dieser Richtung nichts nachgewiesen werden. In der Untersuchung wurde auch eine Balingen Angelegenheit hervorgehoben, die kennzeichnend ist für die damaligen Verhältnisse.

Die Stadt Balingen hatte im Jahr 1731 um eine Steuererleichterung nachgesucht und entgegen dem Gutachten des Ausschusses schließlich erlangt (s. oben). Daraufhin hatte sie verschiedenen Personen eine „Erkenntlichkeit“ überreicht, darunter der „Frau Minister“ Grävenitz 1000 Gulden, dem Landschaftskonsulenten Neuffer und dem Prälaten Weissensee bzw. dessen Frauen je 200 Gulden. Der Balingen Unterhändler, der damals die Sache vermittelt hatte, bezeugte in der Neufferschen Untersuchung, daß „Frau Prälatin, als dies Geschenk nachgehend im Frühling 1732 an sie abgegeben wurde, etlichemale ihm habe sagen lassen, daß ihr Mann dasselbe nicht behalten wolle und daher solches bei ihr abgeholt werden könne“. Gleiche Bewandnis habe es auch bei Neuffer gehabt. Man habe es aber zunächst nicht holen wollen, da man gute Freunde in Stuttgart nötig habe.

(Schluß folgt)

### Frühlingsbotschaft

von Hermann Blume

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden, belebenden Blick; im Tale grünet Hoffnungsglück...

Frühlingsanfang — welches Dichters Mund hat je das Wunder dieser Jahreszeit wirklicher und lebendiger dargestellt als Goethe! Es ist, als ob er, ungeachtet der 150 Jahre, die trennen zwischen unserem

Dasein liegen, als ein Freund, ein Bruder neben uns herwandelt und zu uns spricht. Diese Sprache ist uns vertraut; sie macht unsere Augen sehend, unsere Ohren hellhörig, unsere Herzen und Sinne aufgeschlossen. Nach den langen Wochen, in denen Frühling und Winter um die Herrschaft stritten, und in denen die von der Sonne hervorgebrachten vorwitzigen ersten Keime noch einmal von einer Schneedecke überzogen wurden, schwand das letzte Weiß aus den Ackerfurchen, um vom grünen Schimmer der sprießenden Saat abgelöst zu werden. Das ewige Wunder neuen Werdens vollzieht sich vor unseren schauenden Augen. Und es ist ja nicht nur der äußere Zauber, den der Anblick einer Frühlingslandschaft, zumal in unserer gottgesegneten Landschaft, auf unsere Augen ausübt: Es ist das tiefe, gläubige Hoffen auf die Trächtigkeit der Mutter Erde, auf die kommenden Früchte, zu der unsere Saat nach erfülltem Wachstum reifen soll. Und in dem Überfluß dieser Früchte, die Acker, Strauch und Baum hergeben, um uns zu sättigen, liegt schon wieder — weise von der Schöpfung bedacht — das Hoffen auf die Saat eines neuen Jahres. Beschämend, sich zu vergewärtigen, daß um Land, um Gottes gute Erde, das Er den Menschen zum Leben schenkte, Völkerkämpfe entbrannten, solange die Menschheit besteht. Ach, was sage ich: Im eigenen Land fehlt oft genug das Verständnis da-

für, daß der Bruder hungert, daß auch er das Recht hat auf einen Platz, den er sein eigen nennen möchte. Wir Menschen nehmen es als etwas ganz Selbstverständliches hin, daß unsere Vögel bei ihren Artgenossen Asyl suchen und finden. So die einfache Kreatur; sie beansprucht nicht viel; ein wenig Nahrung, ein bißchen Platz... genug ist davon da auf Gottes weiter Erde. Nicht so dünkt es dem Menschen für seine eigenen Bedürfnisse. Mit seiner vielgerühmten Vernunft bringt er es fertig, seinesgleichen zu verfolgen und zu vernichten; und das nicht nur, wenn es um Scholle, Hof oder einen Bissen Brot geht — nein, selbst die Luft über der Erde macht er seinem Nachbar streitig. Ja, auch solche unfriedlichen Betrachtungen ergeben sich aus dem Erleben eines Frühlingsbildes. Aber gerade sie mögen zur Einkehr zwingen: Lebten wir mehr in und mit der Natur, so müßten wir Menschen lernen, einander besser zu verstehen und auszukommen. Haß, Unversöhnlichkeit und Machthunger; sie sind das Eis, das die Völker der Erde zu erstarren droht. O, Frühling, tue dein Wunderwerk auch hier; befreie auch sie mit erlösendem, belebendem Blick und führe sie zur Erkenntnis wahren Menschentums, schenke ihnen jenen beglückenden Zustand inneren Friedens und Gelöstseins, der unseren Dichter beim Osterspaziergang ausrufen läßt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“

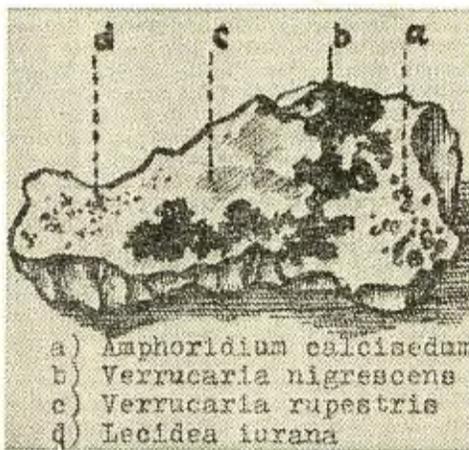
### Heimatliche Flechten

Von Rudolf Kerndrer

Wer mit seinen Wanderungen auch Naturstudien verbindet und deshalb auf Gestein und Pflanzenwelt neben anderen interessanten Objekten achtet, trifft z. B. im Weißjura bisweilen auf Felsen oder herumliegende Steine, die mit merkwürdigen grauen oder braunschwarzen Flecken in oft beträchtlichem Umfang überzogen sind. Es wird sich dabei meist um Krustenflechten handeln, die als dritte Flechtengruppe den Strauchflechten (z. B. Cladonia) und Blattflechten (z. B. Parmelia und Xanthoria) gegenüber stehen. Wie der Name sagt, schmieg sie eine Krustenflechte der Unterlage als Kruste eng an oder ist gar als Binnenflechte im Gestein (z. B. des Kölner Doms) oder in Rindenschichten beheimatet.

Die Systematik der Flechten ist noch keine endgültige, man pflegt aber zwischen Gymnocarpeae (Scheibenflechten) und Pyrenocarpeae (Kernflechten) zu unterscheiden.

#### Krustenflechten auf Weißjura



den. Die sporentragende Schlauchschicht des Fruchtkörpers kann nämlich von einem kugeligen, am Scheitel offenen Gehäuse umschlossen sein (Perithecium der Kernflechten) oder in Schüssel- und Strichform offen liegen (Apothecium der Scheiben-

flechten). Die meisten Krustenflechten zählen zu den Scheibenflechten und können nun kreisfrüchtig, strichförmig (Schriftflechte!), fleckfrüchtig, staubfrüchtig oder als Gallert-, Haar- und Krätzflechten auftreten. Zu den krustigen Kernflechten zählen verschiedene Gattungen, unter denen vielleicht die Gattung Verrucaria (Warzenflechte) dem Albwanderer am ehesten bekannt ist. Die Familie der Verrucariaceae umfaßt in Europa über 700, oft schwer zu unterscheidende Arten.

Gelegentlich findet man auf einem aufgelesenen Weißjuraabrocken einige wichtige Krustenflechten beieinander, die sich nicht, wie etwa gewisse Blattflechten, leicht vom Stein lösen lassen. Bei der „Verrucaria nigrescens“ ist die Kruste auf dem Kalkstein schwarzbraun und rissig gefeldert; aus den Feldchen des Lagers steht der kugelige Fruchtkörper als kleine schwarze Erhebung vor. Bei „Amphoridium calcisedum“ (auch eine Verrucaria) hat sich das weißliche Lager in den Kalk eingefressen; der schwarzköpfige Fruchtkörper ist oft ausgefallen, so daß der Stein kleine Löcher wie von Nadelstichen zeigt. Auch bei „Verrucaria rupestris“, auffällig als hellgraue Flecken auf dem Stein, fallen die nur halb eingesenkten Fruchtkörper gelegentlich aus und hinterlassen sehr kleine Gruben. Auch zu den Krustenflechten, hier aber zur Gattung der Schwarznapfflechten, zählt die „Lecidea iurana“. Die Gattung Lecidea umfaßt viele hundert Arten mit dunklen Apothecien (Schwarznapf!). Das Lager der Lecidea iurana kann weißlich, aber auch bläulichschwarz sein; oft beobachtet man am Stein zahlreiche braungrüne Punkte, die sich auch zu Flächchen zusammenschließen können. Die Lecideaceae gehören zu den kreisfrüchtigen Krustenflechten, können aber auch steril sein und dann die Bestimmung erschweren.

Im Hochgebirge sind gerade die Krustenflechten die Vorposten des Pflanzenlebens. Aber auch für das Kalkgestein der Alb bedeuten sie Abbaukräfte, die der Pflanze das mineralische Feld erschließen und Voraussetzungen für höher organisierte Pflanzengesellschaften schaffen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

31. März 1972

Nummer 3

## Vom Werden unserer Markungen

Von Fritz Scheerer

Der Markungsumfang unserer Dörfer und Städte hat sich zum größten Teil aus siedlungsgeschichtlichen Vorgängen und aus der Landesnatur ergeben. Auf der Alb zwangen die geringe Bodengüte und das rauhere Klima zu größeren Nährflächen als im Albvorland. Doch gibt es auch hier Ausnahmen, wie die einstige Markung Stokenhausen mit nur 138 ha zeigt. In den meisten Fällen waren bei der Siedlungsgründung die Grenzen und die Gestalt nicht von vornherein vorhanden, sondern sind erst aus dem Wachstumsvorgang hervorgegangen.

Unter den Formen der Markungen herrscht ein annäherndes Rechteck vor. Doch sind daneben auch andere Formen vorhanden, die andere Umrisse zeigen. So haben die Markungen von Winterlingen und Binsdorf ein gewaltiges Mißverhältnis zwischen Länge und Breite, oder haben andere lange und schmale Ausläufer, wie auf dem Kleinen Heuberg zu beobachten ist (s. Zeichnung).

Markungsveränderungen und -vereinigungen wurden in neuerer Zeit auf dem Verwaltungswege vorgenommen. Dies begann schon im 15. Jahrhundert mit dem Anschluß der Markung Ehestetten an die Markung Ebgingen oder im 19. Jahrhundert mit der Vereinigung der Hofgut-Markungen Bronnhaupten und Oberhausen mit denen von Erzingen bzw. Hausen am Tann. Verschiedene Verschmelzungen von Markungen wurden dann in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts vollzogen: 1934 Balingen-Heselwangen und Tailfingen-Truchelfingen, 1935 Weilheim-Waldstetten und

1937 Frommern-Dürrewangen. Auf die neuesten, die im Rahmen der Verwaltungsreform durchgeführt werden oder wurden, soll hier nicht eingegangen werden.

Die heutigen Markungsgrenzen sind erst bei der Landesvermessung 1830/40 genau festgelegt worden. Verschiebungen haben sich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder ergeben. Es sei nur an die Erweiterung der Markung durch Rodung erinnert oder an Einbeziehung von Wald- und Weideflächen, wie die Karte vom Kleinen Heuberg zeigt, wo die um den heutigen Waldhof und Häsenbühlhof liegenden Gemeinden Anteil an dem Bezirk im Kernbereich erhielten, so daß es zu einem sternähnlichen Markungsbild kam und diese Gemeinden heute in langen Zungen in den Oberstock des Kleinen Heubergs hinaufgreifen. Diese dorffernen Markungsteile dienten im Mittelalter als Weiden und einmähdige Wiesen, als „Heuberge“.

In den Außenteilen der Markungen vieler alter Siedlungen steckt oft das Wirtschaftsland abgegangener Siedlungen, das zur heutigen Markungsgestalt beigetragen hat. An einigen charakteristischen Beispielen soll dies aufgezeigt werden. Die Beispiele könnten aber vermehrt werden.

### Die frühere Markung Heselwangen

Der Ortsnamen Heselwangen wird als „Wang (geneigte Fläche) mit Haselsträuchern“ gedeutet. Er gehört der Gattung dieses Namens nach zu den Siedlungen der frühen Ausbauezeit, was auch die dortigen alamannischen Gräberfunde bestätigen. Auch wird die Siedlung schon 793 als

„Hesiliuanc“ in einer St. Galler Urkunde erwähnt.

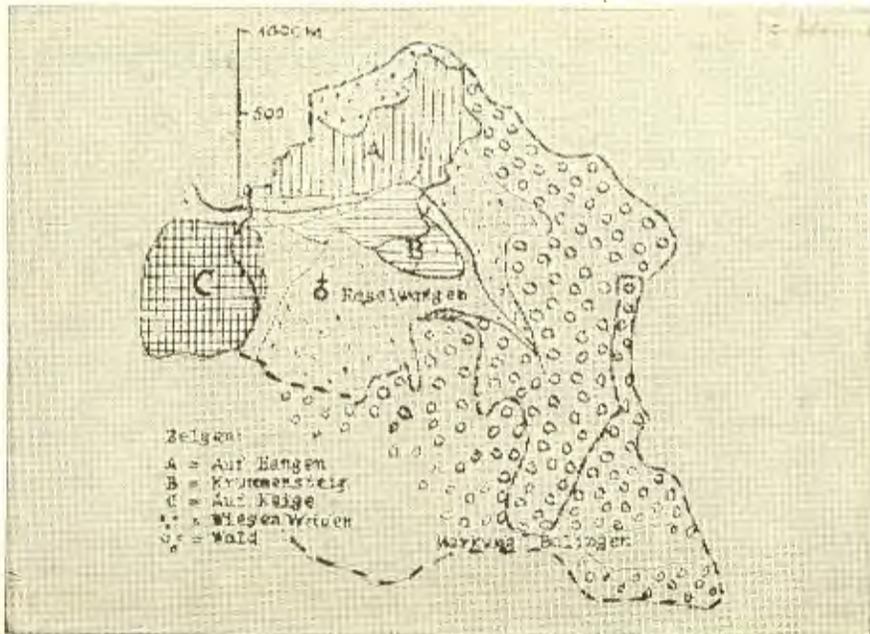
1934 wurde die Heselwanger Markung, die von drei Seiten von der Balingen umschlossen war, mit der von Balingen vereinigt (s. Zeichnung). Es hat sogar den Anschein, daß die Heselwanger Markung, deren Ackerflur sich im wesentlichen von ein paar spärlichen Ölschieferböden abgesehen, auf die feuchten und steinigen Jurensismergel beschränken mußte, aus der Balingen Markung herausgeschnitten wurde. Die Anlage des Dorfes in der Südwestecke seiner Markung, nahe der Markungsgrenze ergab sich aus den landschaftlichen Gegebenheiten. Die schweren, nassen und kalten Lehmböden tragen auf „Hangen“ wie unter dem ganzen östlichen Waldrand ausgedehnte Wiesenfluren, die einst, wie ihre Namen beweisen, durch Rodung gewonnen wurden („Hau“, „Bühl“, „Hädern“).

Die nicht besonders große, wohl abgerundete Markung (365 ha) mit ihren nicht sehr guten Böden reichte aber für die sich stark vermehrende Bevölkerung (schon 1603: 204, 1820: 518 Einwohner) durchaus nicht aus. Auf der Heselwanger Markung befanden sich nur zwei kleinere Zelgen, „Auf Hangen“ und „Krummensteig“, während die dritte „Auf Neige“ oder „Vohenbrunnen“ auf Balingen Markung lag, aber nach Heselwangen steuerbar war. Die lange Verbindung zwischen beiden Orten ist ferner daraus ersichtlich, daß Heselwangen während des ganzen Mittelalters nach Balingen eingepfarrt war.

Wir sehen, drei Zelgen, wenn auch klein, mit der Nutzungsfolge Winterfrucht - Sommerfrucht - Brache sind vorhanden, aber eine Zelg liegt auf Balingen Markung. Das Zelgbild ist jedoch in keiner Weise gestört. Zur Wahrung der Markungsgrenzen wurde nach einem herzoglichen Reskript der 1603 befohlene Markungsumgang gehalten. Die Vermarkung und die Beaufsichtigung der Flur wurde von den Untergängern vorgenommen. Vorher waren öfter Markungsstreitigkeiten mit Balingen, da die in der Balingen Markung liegenden Güter wegen der Weiderechte Anlaß zu Konflikten gaben. Schon 1402 mußte ein Streit entschieden werden. Ein weiterer folgte 1493, der bis vor das Tübinger Gericht kam. Streitigkeiten von 1597 konnten erst 1606 entschieden werden, nachdem sie von den Balingern durch alle Instanzen gebracht worden waren.

### Markung Leidringen

Anders liegen die Verhältnisse bei der langgestreckten, 1133 ha großen Leidringer Markung. Über 6 km erstreckt sie sich von Ost nach West, von dem First des Kleinen Heubergs beim Schorenhof über die weiten unteren Schwarzjuraflächen hinweg bis hinab gegen Trichtingen in die untersten



Keuperschichten, während ihre größte Breite nicht einmal halb so viel beträgt.

Wenn der Ortsnamen „Leidringen“ auch erst 1187 erwähnt wird, so gehört der Ort doch zweifellos zu den ältesten Siedlungen des Kleinen Heubergs. Schon zur Römerzeit stand an der günstigen Siedlungsstelle bei der heutigen Peterskirche ein römischer Gutshof, wie eine Reihe von Funden in dieser Gegend beweisen. Den zur Römerzeit benutzten Boden nutzten auch die ersten alamannischen Siedler. Die ursprüngliche Leidringer Markung dürfte den tiefgründigen, fruchtbaren Boden der weiten, offenen Ackerplatte des untersten Schwarzjura mit den scharfgeschnittenen Außenrändern als Grenze im Süden gegen das Schlichemtal und im Westen gegen die Keuperwälder eingenommen haben. Sowohl im Westen, Osten und Süden zeigen sich aber heute drei deutliche Anhängsel, die ganz anderer Natur sind (s. Zeichnung). In ihnen befanden sich auch größtenteils die Allmenden und Weiden von Leidringen, die „Gemeindegüter“ („Unter Steig“, „Halden“, „Im Tal“, „Bogen“ usw.). Die

saßen noch 1499 Isingen, Leidringen und Rosenfeld ein Feld an der „Bebenhalde“ nördlich des Weierhofes. Die gemeinsamen Heunutzungsrechte haben sich sogar bis tief in die Neuzeit hinein gehalten. Doch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts suchte man dieses Gebiet intensiver zu nutzen, teils durch Aufforstung, teils durch Anlegung von Einzelhöfen. Der Teil um das oberste Erlenbachtal ging an Leidringen über.

Seit dieser Zeit wird auch die Markung des abgegangenen Weilers im Schlichemtal, Kleinzimmern, von dem nur noch die Brestnecker- und Michelesmühle erhalten sind, von Leidringen größtenteils als Allmende bewirtschaftet. Bis um 1800 besaß der Weiler Kleinzimmern einen umsteinten, d. h. mit Grenzsteinen umgebenen Zwing und Bann. Die Siedlung selber wird bereits 1094 erwähnt, als hier in villa cimberen Güter dem Schwarzwaldkloster St. Georgen geschenkt wurden, muß aber schon um 1500 abgegangen sein. Die Wüstenmarkung wird zwischen 1500 und 1800 in Akten und Lagerbüchern mehrmals beschrieben

so daß sie 1819 auf 461 Morgen Weiden, 131 Morgen Länder, 35 Morgen Wechselwiesen und 25 Morgen Ödland angewachsen waren. In den Leidringer Zelvverhältnissen hat so die Wüstung keine Spuren hinterlassen.

Die drei Ausweitungen der Markung im Westen, Osten und Süden ermöglichten auch seit dem 15. Jahrhundert einer vermehrten Bevölkerung eine Lebensgrundlage und brachten ein Wachstum des Ortes zu einem ansehnlichen Dorf mit stattlichen Bauernhäusern. Zur intensiven Nutzung des Außenteils Kleinzimmern wurden dann noch um 1800 die beiden Höfe Amselreute und Kopfenhof angelegt.

#### Markung Brittheim

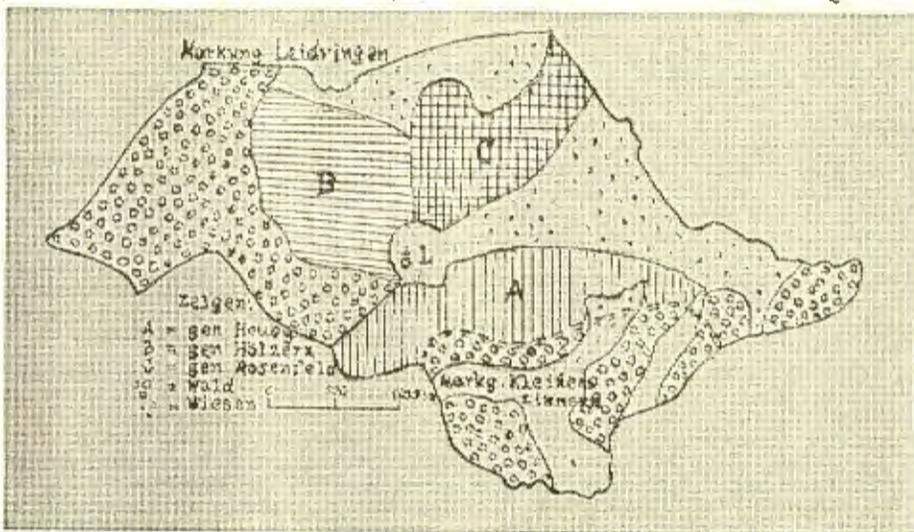
Die Dreifelderwirtschaft ist in Brittheim seit 1488 durch die drei Zelgen „gen Leidringen“, „gen Hausen“ und „gen Bickelsberg“ nachzuweisen. In der Zelg „gen Leidringen“ steckt zum Teil Ackerland der abgegangenen Siedlung Höfingen, zu der vermutlich das Brittheimer Höfingelerhen gehörte (s. Leidringen). Die Zelg „gen Hausen“ gehörte zur abgegangenen Siedlung Haarhausen, die bis in die Neuzeit hinein eine eigene Markung hatte.

Ferner ist in der Nordostecke der Brittheimer Markung eine weitere Wüstung namens Hochstetten oder Hühstetten anzunehmen, da seit 1488 auf Brittheimer und Bickelsberger Markung dieser Flurnamen auftaucht. Heute noch heißt das Tal unterhalb der Flur Höchstetter Tal (Haostetter Bach). Die zu Hochstetten gehörende Wirtschaftsfläche wird lange vor 1488 unter die beiden Nachbargemeinden aufgeteilt worden sein. Auf die Zelgeinteilung hat sie keine Auswirkungen gehabt, da sie größtenteils durch Rodung gewonnen worden war und daher außerhalb der Zelgverbände lag. Im 19. Jahrhundert wurden dann hier die Häselhöfe angelegt.

Von der Markung Haarhausen hat Kartograph Gadner 1574 eine Skizze angefertigt, wobei ein zugehöriges Aktenstück eine genauere (Grenz-) Steinbeschreibung gibt. Die Markung wurde um 1800 der Brittheimer einverleibt. So reicht heute die Brittheimer Markung im Trichtenbach- und Hartsteigbachtal weit in die Trichtinger Markung hinein und steigt unterhalb des „Klosterwaldes“ bis in den Gipskeuper hinunter. Die Landschaft ist hier durch die zum Neckar eilenden Bäche tief zerschnitten. Über der bewegten Keuperlandschaft greifen dann die Knollenmergel zu einer weit vorspringenden Ackerfläche mit Kalken des untersten Schwarzjura hinauf, die hier in einem kleinen, etwa 300 m breiten, von Südwest nach Nordost ziehenden Grabenbruch unterhalb des Dorfes Brittheim um über 40 m tiefer gestellt ist. Hier haben die Brittheimer einen Teil ihrer Äcker („Oberes Hart“, „Bochinger“ usw.) in der Zelg „gen Hausen“ angelegt. Denn hier lag auch das kleine Pfarrdorf Haarhausen mit seiner dem Hl. Stephan geweihten Kirche und seinem Schlößlein. Der Ort wird erstmals 1094 erwähnt, als das Kloster St. Georgen von einem Owinger Herr Güter geschenkt erhielt.

Die Siedlung Haarhausen war aber schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts abgegangen und die Felder wurden von den Einwohnern von Brittheim bebaut. Dies ist von 1460 an bezeugt (KBSch. S. 149), denn damals und 1491 schloß das Frauenkloster Oberndorf mit der Brittheimer Gemeinen Bauernschaft Vergleiche über verschiedene Haarhäuser Angelegenheiten (WR 11729 u. 11767). Der eigene Zwing und Bann wird noch 1744 erwähnt, aber von Brittheim ausgeübt.

Vermutlich war im Mittelalter Haarhausen größer als Brittheim. Auf jeden Fall muß die ursprüngliche Brittheimer Mar-



Leidringer Markung muß also erst allmählich zum heutigen Umfang angewachsen sein.

Im Westen ziehen sich in den Knollenmergeln unter der Liaskante vom Bommlershof bis ins „Lutzentäle“ feuchte Wiesenfluren. Zu beiden Seiten des Hartweges hinab zum Hartsteinbach stocken auf den Sandböden des Keupers schöne Bestände von Nadelwald. 1401 wurden die Wiesen des „Höfinger Brühls“ in der Nähe des Bommlershofes mit den Leidringer Dinghofgütern an Einwohner von Leidringen aufgeteilt. Da ein „Brühl“ so gut wie immer auf eine Siedlung hinweist, darf hier ein Weiler Höfingen angenommen werden, der aber um diese Zeit schon abgegangen sein muß. Güternamen wie „Höfinger Lehen“ und „Höfingergut“ weisen ebenfalls auf diese Siedlung hin. Ihre Wirtschaftsflächen kamen an Leidringen und Brittheim. Die Markung Leidringen griff so seit mindestens 1450 tief in das Keupergebiet hinunter.

Bei den heutigen Einzelhöfen Kemperhof, Weierhof und Schorenhof greift heute die Markung Leidringen in einem Sporn mit mittlerem Schwarzem Jura tief in die Markungen Tübingen und Isingen hinein, in die einstige Sondermark „Heuberg“, an der auch die Gemeinden Isingen, Binsdorf, Erlaheim, Geislingen, Erzingen, Dormettingen, Dautmergen und Tübingen Anteil hatten. Ursprünglich gehörten aber diese Gebiete nicht zu den einzelnen Markungen der umliegenden Dörfer, sondern waren gemeinsamer Besitz der Heubergorte. So be-

(Weltl. Lagerbuch, Nr. 1367). Das „Obere Öschle“ östlich der Michelesmühle erinnert noch an seine einstigen drei Zelgen. Der Name Brestneckermühle macht sogar wahrscheinlich, daß eine Burg Brestneck vorhanden war, denn Namen auf -eck sind für Burgen typisch (Waseneck, Albeck, Lichtenegg usw.). Auch wird 1560 ein Burgstall erwähnt.

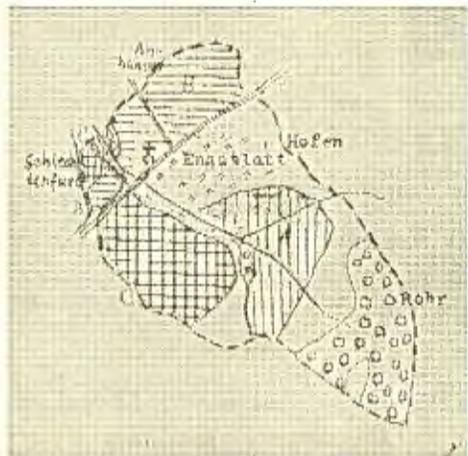
Die Markung Kleinzimmern war ein Ausschnitt aus dem Schlichemtal beiderseits unterhalb der Liaskante, der reichlich feuchte Wiesen hat, wie der rosa blühende Wiesenknöterich und die vielen Kohldisteln anzeigen. An den nach Nordosten gekehrten Knollenmergel- und Sandsteinhängen stocken heute reine Nadelwälder. Das stark zerklüftete, unruhige Gelände, was auch im Namen „Bresten“ = zerbrochenes, aufgerissenes Gelände (schwäbisch brechen) ausgedrückt wird, war im Grunde genommen für den Ackerbau ungeeignet. Wahrscheinlich haben dann diese von der Natur gegebenen Verhältnisse den Abgang des Weilers veranlaßt, so daß nur die romantisch gelegenen Gebäudegruppen der beiden Mühlen übrig blieben.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts wurde die einstige Markung Kleinzimmern der Gesamtmarkung Leidringen einverleibt. Damit griff die Leidringer Markung ins Schlichemtal hinunter, also in einen Bezirk, der ursprünglich gar nichts mit dem Dorf zu tun hat. Durch den Wald „Witt-hau“ und durch die Allmenden und Weiden vermehrten sich die „Gemeindegüter“,

kung nur eine beschränkte Fläche gehabt haben, etwa ein Drittel der heutigen. Erst durch Wüstenmarkungen erhielt sie ihre heutige Größe von 568 ha und stieß nun weit nach Westen vor. Schon frühzeitig, vor 1488, muß das Ackergebiet von Haarhausen dem Britzheimer Zelvverband einverleibt worden sein.

Die Markung Engstlatt

Auch bei Engstlatt lassen sich wie bei jedem Weiler des Altsiedellandes im schwäbisch-alamannischen Raum seit dem 14. Jahrhundert drei Zelgen oder Esche (Ösche) nachweisen, die man zum reibungslosen Ablauf der Dreifelderwirtschaft brauchte, deren Ordnung durch Zwing und Bann gewährleistet war. Nun zeigt aber die Zelgeinteilung des Engstlatter Ackerfeldes am Westrand der Markung einen Zelgfetzen, der im Gewanne „Hinter Lauen“ zur Großzelg „Hürsten“ (C) ge-



hört, jedoch von dieser durch einen Vorstoß der Zelg „Neunzfeld“ (B) getrennt ist (s. Zeichnung). Bei dem Zelgfetzen handelt es sich um einen Teil des abgegangenen Weilers Schlechtenfurt, von dem bereits um 1300 nur noch eine Mühle, die heutige Ostdorfer Obere Mühle, übrig geblieben ist. Die Nachbargemeinden Ostdorf und Engstlatt haben einst, nachdem die Bewohner die Siedlung verlassen hatten, den Zubehör dieses Weilers aufgeteilt. In den zu Engstlatt neu hinzugekommenen Zelgfetzen brachten die Bauern nach altgewohnter Weise Winter- und Sommerfrucht ein und hielten auch die

Weitere Wüstungen, Rohr und Hofen, sind am Ostrand der Engstlatter Markung zu ermitteln. So sind heute noch am Südostzipfel der Markung die Flurnamen „Burgstall“ und „Schlößleswald“ vorhanden. Zu der Burg Rohr, die schon 1342 Burgstall genannt wird, gehörte ein Gut, das 1416 von Friedrich von Zollern an den Balingen Vogt Heinrich Sätzli verkauft wurde.

Zwei Kilometer östlich von der Ortschaft Engstlatt findet sich an der Markungsgrenze der schon 1402 erwähnte „Fischersbrühl“, in dessen Nähe die Siedlung Hofen gelegen sein muß (1775: „zu hofen oder zu grafenhalde“). Die Engstlatte Zelgeinteilung gibt zwar keinen Hinweis auf das Wirtschaftsleben dieser Siedlungen, aber „Brühl“ (= gutes Wiesenland) sind nachweislich in Händen von Orts- und Grundherren.

Auch im Norden wurde die Markung vergrößert. 1690 befanden sich über dem Klingenbach neben den Gewannen „Rauhe Äcker“ oder „Millstaig“ (Mühlsteig) die Allmenden „Aftertal“ (= Tal hinten in der Markung), „Lachen ob Anhauser Tal“ und die „Faudenländlein“, die einst zum Zwing und Bann Anhausen gehörten. Der Weiler Anhausen ist um 1400 abgegangen. Heute ist nur noch der Flurnamen Anhauser Berg

erhalten. Die Markung des Weilers wurde größtenteils, das ganze Gebiet links der Eyach und rechts der Eyach um den Anhauser Berg und den „Geißhau“ mit der von Ostdorf vereinigt. Die Felder, die auf der Hochfläche (nicht im Eyach- und Klingenbachtal) lagen („Oberanhausen“) kamen an Grosselfingen und gaben noch im 16. Jahrhundert Zehnten an Engstlatt. Die Gewanne „Aftertal“ und „Lachen“ fielen an Engstlatt.

Ziehen wir nun von der seit 1498 im heutigen Umfang bezeugten Engstlatte Markung die Ländereien ab, die erst nach 1300 infolge Abgangs von benachbarten Siedlungen hinzugekommen sind, dann bleibt nur ein enger Bezirk übrig. Das hochmittelalterliche Engstlatt kann also nach dem zugehörigen Ackerland zu schließen, nicht viel mehr als ein kleiner Weiler gewesen sein, der sich nur dadurch von den abgegangene Siedlungen am heutigen Markungsrand unterschieden hat, daß er zu Füßen der seit 1275 erwähnten Pfarrkirche St. Peter lag.

Die Markung Tailfingen

Eine Folge der raschen Entwicklung des Marktflückens (seit etwa 1870) Tailfingen war 1930 die Erhebung zur Stadtgemeinde, der am 1. Juli 1934 die Eingemeindung von Truchelfingen folgte. Die beiden Markungen, die seit 1497 in ihrer neuzeitlichen Ausdehnung bezeugt sind, fügen sich zusammen zu einem großen Block, der nach Jänichen eine marca der Karolingerzeit darstellen könnte, „zumal die beiden Ortsnamen durch Stabreim verbunden sind und dazu noch dasselbe Endglied aufweisen. Der Tag-wolf und der Trucht-wolf könnten zur selben Familie gehört haben“.

Die heute in der Markung Tailfingen zusammengefaßten Altmarkungen Tailfingen und Truchelfingen erstrecken sich beide von West nach Ost quer über das Schmiechatal. Dabei entfallen auch bei beiden etwa zwei Drittel der Fläche auf die östliche, der Rest auf die westliche Seite. Bei Tailfingen vollzog sich der Ackerbau in den Zelgen „Hinter Kirchen“ (A), „Leimenhalde“ (C) (1502 „Esch gen Husen“ = Margrethausen) und „Osterberg“ (B) (1502 „Esch gen wyler“), bei Truchelfingen in den Zelgen „Tennental“ (A), „Hinerkirch“ (B) und „Auen“ (C) (s. Zeichnung). In beiden Gemeinden lagen die Zelgen C auf den Höhen westlich der Schmiecha und die Zelgen A im Tal und den anschließenden flacheren Hängen, während sich die Zelgen B größtenteils östlich des Flusses befanden.

Die marca müßte allerdings schon früh

zerteilt worden sein (vor 800), denn Tailfingen wird schon 793 als selbständige Siedlung in einer Stiftung des Grafen Berthold an das Kloster St. Gallen erwähnt und Truchelfingen in einer Urkunde von 950, in der Kaiser Otto der Große eine Schenkung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter an das Kloster Reichenau bestätigte.

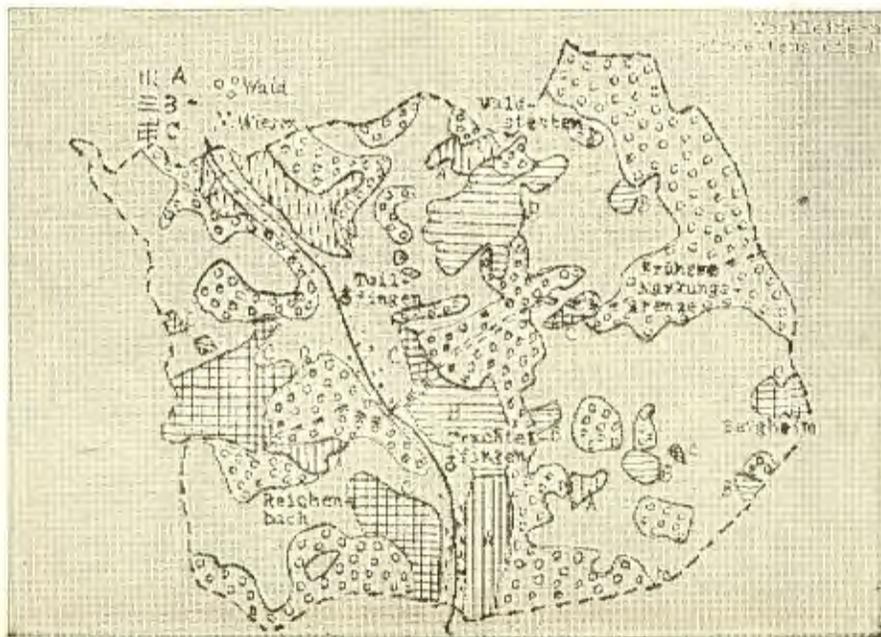
Beide Markungen sind von regelmäßiger Gestalt, weisen aber Bestandteile verschiedener Herkunft auf. Im Ostteil der Tailfinger Markung befand sich 1113 beim heutigen Neuweiler eine Siedlung Weiler (Wiler) mit einer Burg nördlich davon, der Weilersburg, deren Herren im 14. Jahrhundert öfters erwähnt werden, und der Weilermühle. Die Siedlung hatte eigenen Zwing und Bann, hatte also eine eigene Markung (WR 6620), die noch 1400, nachdem die Siedlung abgegangen war, mit der von Tailfingen vereinigt wurde.

Im Nordosten der Markung von der „Markenhalde“ durch das Marchtal (Grenz tal) bis hinter den „Hohenberg“ („Hochberg“, „Burg“) schlossen sich besonders viele zehntfreie Güter an, die einen Sonderbezirk bildeten, dessen Zehnten unter Tailfingen und Onstmettingen geteilt war. Auch hier bestand eine Siedlung, wahrscheinlich mit Namen Waldstetten, mit Burg und Mühle („Zweifelmühle“), die wohl sehr früh abgegangen ist und an die noch der Flurnamen „Waldstettertal“ (1454: „vor walstetter tal“, 1615: „In Waldstettertal“) erinnert. Der Namen dürfte aus „Walastetten“ (= Welschstetten) entstanden sein, zudem findet sich hinter dem Hochberg das „Walental“.

Wie aus den Zehntverhältnissen hervorgeht, kann die Truchelfinger Markung erst im Mittelalter aus verschiedenen Teilen zusammengewachsen sein. So gehörten Äcker in den Großzehntbereich von Ebingen, Margrethausen und Tailfingen. Verschiedene Zelgfetzen dürften Relikte abgegangener Siedlungen sein. Im Osten der Markung, an der Bitzer Markungsgrenze, gehörte ein Ackerbereich bei der Flur „Berken“ zur westlichen Zelg C (s. Zeichnung) und auf den westlichen Höhen bei den Fluren „Hofstetten“ und „Bohl“ zu der östlich der Schmiecha liegenden Zelg A.

Der Name Hofstetten deutet auf eine kleinere Siedlung hin, die wahrscheinlich „Reichenbach“ geheißen hat, denn zwischen 954 und 973 schenkte Graf Burchard von Nellenburg dem Kloster Allerheiligen in Schaffhausen Güter „in locis Bercheim et Richenbach“ (1564: „in Hofstetten“).

(Fortsetzung folgt)



# Heimatliche Flechten

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Der Ruf nach Umweltschutz entspringt dem Empfinden, daß das Naturgleichgewicht gestört ist und es deshalb aller Anstrengungen bedarf, weitere Schädigungen von unserem Boden, von Luft und Gewässern fernzuhalten. Zivilisation birgt zwar technische Fortschritte, wirkt sich aber im biologischen Bereich meist nur negativ aus. Alle Sanierungsmaßnahmen, alle Prophylaxe sind aber an Umweltstudien gebunden, die die heutigen Gefahrenmomente aufzeigen und zugleich einer verständigen Therapie den Weg weisen. Bei der Ausschau nach diagnostischen Hilfsmitteln stellte man fest, daß u. a. auch die epiphytischen Flechten als Indikatoren dienen können. Es gibt zahlreiche physikalische und chemische Methoden, um den Grad der Umweltverschmutzung festzustellen; noch überzeugender ist es, wenn man, wie bei den epiphytischen Flechten, beispielsweise nicht vom Prozentgehalt an Schwefeldioxyd der Industrie-Abgase ausgeht, sondern deren Wirkung auf die lebende Substanz der Flechten in einem gewissen Zeitraum untersucht.

Flechten, die Doppelwesen aus Alge und Pilz, sind Ubiquisten und Extremisten, sie sind also so ziemlich überall und oft unter äußersten Lebensbedingungen zu finden. Was andere Pflanzen nicht mehr ertragen,



Extreme der Austrocknung, Sonnenbestrahlung, Eisbedeckung, Nährstoffarmut — die Flechten trotz solcher Lebensbedingungen und werden damit zu Pionieren für höhere Lebensformen. Was sie aber auf die Dauer nicht ertragen, ist starke Luftverunreinigung, verbunden mit Änderungen des Mikroklimas besonders in Richtung auf Minderung der Luftfeuchtigkeit, wie sie für Großstädte charakteristisch ist. Es gibt zwar rauchbeständige, nitrophile Stadtflechten, draußen im Wald beginnen aber z. B. die Rindenflechten zu kümmern, wenn schädliche Exhalationen der Industrie länger auf sie einwirken. Gerade solchen Erscheinungen gehen heute amtliche und private Stellen nach, um aus Veränderungen des Vegetationsmosaiks auf den Grad der Umweltverschmutzung zu schließen.

Als besonders empfindlich erwiesen sich die epiphytischen Flechten. Geht man von der Grundbedeutung „epi = auf“ bei der Kennzeichnung der ökologischen Flechtenmerkmale aus, dann versteht man wissenschaftliche Namen wie „epigeisch“ (Gäa = Erde), „epilithisch“ (Lithos = Stein), „epibry“ (Bryon = Moos) etc. Da „Phyton“ Gewächs bedeutet, sind epiphytische Flechten solche, die vorwiegend auf höher organisierten Pflanzen wachsen, meist also als „Rindenhafte“ zu gelten haben. Dieses

Haften kann z. B. bei gewissen Parmelia-Arten durch Rhizinen (Haftfasern), etwa bei Evernia und Usnea durch Haftscheiben bewirkt werden. Dieses Haften auf der Baumrinde bedeutet aber kein parasitäres Verhältnis, doch kann zu dichter Bewuchs z. B. mit der Krätzflechte Evernia prunastri die Baumatmung beeinträchtigen und, als Feuchtigkeitsspeicher, gewissen Schädlingen Vorschub leisten. Ein Gramm Moos kann bis sieben Gramm Wasser speichern; die Flechte Parmeliella plumbea sammelt in 30 Sekunden eine Wassermenge, die das 4,5fache ihres Trockengewichts ist. Gleichzeitig speichern die Flechten auch allerlei wirtschaftliche wichtige Stoffe; so kann z. B. ein Hektar Moosflechten-Tundra etwa 500 kg Traubenzucker liefern.

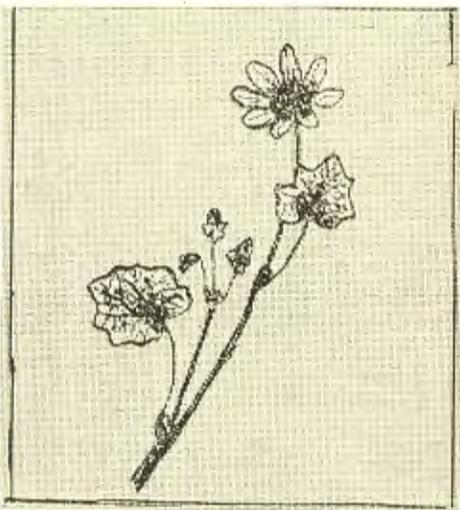
Wie gewisse andere Pflanzen sind auch die Flechten Anzeiger für Besonderheiten

## Das Scharbockskraut

(Ranunculus ficaria)

Das Scharbockskraut ist eine der ersten Pflanzen des Vorfrühlings. Oft bilden seine herz- oder nierenförmigen, leicht gekerbten Blätter schon im März saftig grüne Teppiche, aus denen die goldgelb glänzenden Blüten hervorleuchten. Als Standort bevorzugt es feuchte Orte, vor allem im Gebüsch, dann aber auch nasse Wiesen. Bevor die Hecken sich belauben oder die hochwachsenden Stauden sich breit machen, hat dieser Frühlingsbote sein oberirdisches Leben abgeschlossen. Im Mai vergilben die Blätter und sind bald ganz verschwunden.

Da die Zahl der blütenbesuchenden Insekten im März und April noch sehr gering ist, unterbleibt vielfach die Bestäubung und die Pflanzen setzen daher selten Früchte an. Die Vermehrung geschieht so meist auf vegetativem, ungeschlechtlichem Wege. Lange fadenförmige Wurzeln, die sich mehrfach verzweigen, durchziehen das Erdreich nach allen Seiten. Zwischen den Wurzelfasern sitzen büschelig-gehäufte Wurzelknollen, in denen vor allem Stärke aufgespeichert wird, die es der Pflanze möglich machen, so früh zu blühen. In den



Scharbockskraut

Blattachsen bilden sich weizenkornähnliche Brutknollen, gleichfalls reich an Stärke. Beim Welken der Mutterpflanze fallen diese zu Boden und schlagen im nächsten Frühjahr Wurzeln und bringen auch Triebe hervor.

Gegen Tierfraß ist die Pflanze durch

der Luftfeuchtigkeit, Frostlöcherbildung, Bodenaushagerung, Verheidung, Schädlingsnester, Schattenverhältnisse, Versauerung und sonstige Veränderungen des Vegetationsbildes. Zwecken des Umweltschutzes dienen heute Test-Verpflanzungen z. B. der Hypogymnia physodes und Lecanora varia in Industriegebiete: Je rascher diese Flechten wegen der Abgase absterben oder in eine ökologische Epiphyten-Varietät umschlagen, desto nachteiliger sind solche Verhältnisse auch für den Menschen. In England war ein Platz als Fundort seltener Flechten berühmt; er ist längst zur Flechtenwüste geworden, weil aus 40 km Entfernung der Westwind die Abgase einer großen Industriestadt heranträgt.

Größere Siedlungen bringen also heute epiphytische Flechtenvegetation zum Verschwinden. Sie ist ein feines Reagens und kann deshalb für langfristige Städteplanung und Industrie Gründungen Wege weisen, die das Naturgleichgewicht nicht stören und damit echten Umweltschutz gewährleisten.

einen schwach giftigen Stoff von scharfem unangenehmem Geschmack geschützt, der selbst hungernde Schnecken abhält. Früher benützte man diese Pflanze wegen dieses Giftes als Heilmittel gegen Skorbut (Zahnkrankheit) oder Scharbock. Von dieser Verwendung bekam sie dann auch ihren Namen. „Feigwurz“ heißt sie, weil sie gegen gewisse eiternde Geschwüre, die sog. Feigwarzen (Ficus = Feige) gebraucht wurde. Fritz Scheerer

## Bemerkungen zu Grävenitz und zu Oberhausen (Schluß)

Im Spätjahr 1733 und Frühjahr 1734 haben sie verschiedentlich an ihn geschrieben und verlangt, die Gelder wieder abzunehmen, was auch geschehen und selbige bei der Amtspflege Balingen verrechnet worden seien. Natürlich hatte das lange Liegenlassen des Geldes Weissensee geschadet.

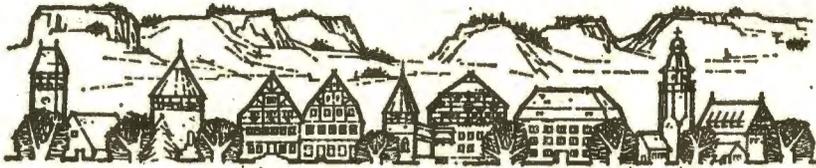
### Nicht auf Rosen gebettet

Zum Schluß sei noch vermerkt, daß zur Zeit des Herzogs Eberhard Ludwig selbst Adelige, so auch die Stuben auf Oberhausen, nicht auf Rosen gebettet waren und oft Schulden machen mußten. Dies zeigen 1698 Schuldverschreibungen der Besitzerin des Rittergutes Oberhausen, Maria Johanna von Stuben, die bei dem Bürger und Gerichtsherr H. Adam Koch von Balingen gegen eine Sicherheit von 6 vergoldeten Bechern ein Darlehen von 100 Gulden aufnahm, das erst 1721 von dem Verwalter des Gutes Johann Christoph Dreher, abgelöst wurde.

Eine 2. Verschreibung, die hier im Wortlaut angeführt werden soll, aus derselben Zeit lautet: „Ich Maria Johanna von Stuben, geborene Freyin von Höchberg, Fraw zu Hausen undt Oberhausen, wittib, bekenne hiemit vor mich, meinen Erben undt Nachkommen, daß dem Ehrbarn undt Beschaidenen Maister Erhard Rollern, Burger und Rotgerbern zu Bahlingen mit Rechnung: Ainhundert Fünzig Gulden guter gangbahrer Reichsorten schuldig worden bin, vnd solle der landtläufig zünns seinen anfang kürzverwichenen Martin(i) 1697 genohmen haben, auch ihm vor ain underpfandt Neun vergiltene (vergoldete) Disch Bächer eingesätzt. Zu Urkundt . . . .“. Datum und Unterschrift.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

29. April 1972

Nr. 4

## Unsere schönen Keuperwälder

Hans Müller, Ebingen

Liebe Heimatfreunde!

Unsere schönen Keuperwälder. Sind sie unser? Sind sie schön, und warum? Was sind überhaupt „Keuperwälder“? Wir Wanderer haben keinen oder wenig Grundbesitz; aber wenn wir richtig wandern, gehört erlebnismäßig alles uns. Mancher ist ein reicher Grundbesitzer und hat nichts davon, wenigstens nichts Erhebendes. Dem Wanderer gehören insbesondere die Wälder. Sie erscheinen ihm schön, weil er nicht an die Festmeter und Raummeter denken muß. Und so freut er sich über einen möglichst buntgemischten Mischwald, auch wenn dem Forstamt ein einheitlicher Forst lieber ist. Der bunteste Mischwald aber ist der Keuperwald. Bei Ihnen in Ostdorf beginnt er gleich hinter dem Ort und zieht sich hinunter ins Eyachtal und noch darüber hinaus. So ernst er auch oben anfängt, das Lützelbachtal oder das Millionensträßle hinab wird er immer heiterer, und unten ist er dann ein parkartiger Auwald.

Wenn Sie es nicht selber merken, dann fangen Sie ihn doch zu allen vier Jahreszeiten mit der Kamera ein, in farbigen Lichtbildern. Und wenn Sie dann Ihren Zuschauern erzählen, das sei irgendwo sehr in der Ferne, so werden diese sofort eine Reise dahin buchen. Keuperwälder haben wir im Kreis, an der Eyach von der Ostdorfer Mühle bis Owingen, an der Stunzach bis Gruol und an den vielen Nebenbächen. Ein breites Keuperwaldland zieht sich durch den unteren Bezirk unseres Kreises und auch durch den Kreis Hechingen, also beide Kreise verbindend. Es zieht sich aber noch viel weiter: Nach Süden bis zur unteren Wutach, nach Norden hin, wo das Waldband 50 km breit wird, durch Schwaben und Franken und sogar nach Thüringen hinein bis zur Werra. Von einer Zonengrenze nimmt es keine Notiz. Mehrere 100 km ist es lang und bietet so viele Wanderungen an, daß ein ganzes Menschenleben dafür nicht ausreicht.

Noch etwas ist verwunderlich: Wenn Sie von der Gipsmühle durch den Wald heraufkommen, sind Sie 100 m in die Höhe gestiegen. Der Keuperwald ist ein Hangwald. Diese 100 m Anstieg hält er auf sehr weite Strecken hin ein, durch Baden, Württemberg und Franken hindurch. Oben geht es dann leicht geneigt, aber eben weiter. Sie wissen es von Ihrer Markung. Aber so ist es überall. Auch unten ist es eben; aber nun nicht Äcker, sondern feuchtes Wiesengelände. Und zwischen beiden die Keuperwaldstufe von 100 m Höhe. Wir haben noch andere Stufen: die drei- bis viermal so hohe Alb ist die mächtigste Stufe im Land; auch der Muschelkalk bildet eine, und der Schwarzwald-Sandstein wieder eine, und dazu kommen noch einige kleinere. Das ganze mußten wir als „Schwäbisch-fränkisches Stufenland“ in der Schule lernen —

und wußten nicht genau, was das ist. Jeder rechte Wanderer, auch wenn er nicht darüber nachdenkt, fühlt die Ordnung, die in der Landschaft als einem Stück Schöpfung waltet.

### Das Land der bunten Erde

Aber warum hält die Keuperwaldstufe so schön ihre Höhe von 100 m ein? Weil sie genau einem „Schichtpaket“ aus Gesteinen und Erden entspricht, eben dem Keuper. Wir gehen also nun unter die Pflanzendecke hinunter zum Grund und Boden. Es fängt mit den weiten Ackerflächen beiderseits vom Neckar an. Da liegt der Lettenkeuper. Letten heißt Dreck, und Dreck gibt letzten Endes Speck. Dann wird bei Böhlingen, Bochingen, Vöhringen, Owingen das Gelände unruhig und stellenweise feucht. Es ist der Gipskeuper, der infolge unterirdischer Auslaugung vielfach einsinkt. Wo er anzusteigen beginnt, so bei Bergfelden oder Renfrizhausen, setzt prompt der Keuperwald ein. Über dem Gips und Gipston liegt ein schöner Sandstein, der rote, grüne, grünrote, geflamme, gefleckte Schilfsandstein. Er wurde als geschätzter Baustein früher in vielen Brüchen gewonnen; Trichtingen, Heiligenzimmern, Renfrizhausen usw. Nöch vor 100 Jahren sollen in Binsdorf 50 Steinhauer gewesen sein. Über diesem Schilfsandstein kommen die Bunten Mergel; in dünnen Schichtchen viele verschiedene Gesteine und Erden in vielen Farben. An der Prim konnte ich mit einem Blick 42 zählen. Sie haben einige Bunte Wände an der Eyach im Kühlen Grund. Was muß das für eine Zeit gewesen sein vor 180 Millionen Jahren, die etwas so Seltsames hat entstehen lassen, so daß wir heute den Keuper „Das Land der bunten Erde“ nennen! Über den Bunten Schichtchen setzt ein nicht ganz weißer, grobkörniger Sandstein ein, der Stubensandstein. Er gibt stellenweise einen guten Baustein ab; in Franken heißt er „Burgensandstein“. Aber vielfach zerfällt er, wo sein Bindemittel nur Kaolin ist, einfach zu Sand. So hat ihn früher der „Saadmaa“ gegraben und mit einem Pferdchen oder Eselchen in die Ortschaften „geführt“ und gerufen: „Saad! Saad! Kauft Saad.“ Die Engstlatter heißen heute noch „Saadsäck“. Die Frauen kauften den Sand. Auf einem Sack knieend hatten sie am Samstag mit Sodawasser die Naturholzböden mit der Wurzelbürste gescheuert. Ich habe das als Kind auch tun müssen. Dann kam Sand darüber. Am Sonntag „nach der Kirche“ konnte dann ruhig Besuch kommen: die Fußböden waren blütenweiß, und die Hausfrau glänzte vor Stolz im ganzen Gesicht wie ein Butterbrot. Aber außer den großen hatte der Sandmann noch kleinere Säckchen bei sich. Die waren nicht für die Bauern; die waren für die „Herre“: Pfarrer, Schulmeister, Notar, Schultes. Es war der feine, glitzernde „Silbersand“; das

Glitzernde aber sind Quarzkriställchen. Statt eines Fließblattes, das es noch nicht gab, hieß es nach dem Beschreiben eines Blattes mit Eisengallustinte: „Aus, fertig, Streusand drüber!“ Auf meiner ersten Schulstelle hatte ich noch einen Sandstreuer auf dem Pult. Ein Spottvers der bösen Buben (die es auch damals schon gab) hieß: „Konfirmant hot koin Verstand; putzt de Arsch mit Silbersand.“ Dieser feine Sandstein entstammte einem sehr harten Sandstein, dem Rätsandstein. Das ist die alleroberste Keuper-Schicht. Er kommt bei uns nur stellenweise vor: an der Eyach, an der Schlichem, am Schwarzenbach, auf der Tonau beim Kloster Kirchberg. Sein Bindemittel ist Quarz, also härter als Stahl, und trotz jedem Werkzeug. Eine Rätsandstein-Säge kostete vor zehn Jahren 28 000 Mark und war nur noch im Schönbuch anzutreffen. — Nun habe ich aber eine Keuperschicht übersprungen, die vorletzte. Es ist die Schicht der Millionensträßle (wie bei Ostdorf), der schiefstehenden Obstbäume (Binsdorf), der Wälder, in denen die Bäume „ein Knie beugen“, der Risse in Gebäuden und Hochbehältern (Tübingen) und der verbogenen oder geknickten Wasserleitungen, es ist der Knollenmergel. Ein ehemaliger Wüstenstaub, der bei Durchnässung quillt und ein wahres Schmiermittel abgibt für alles, was darüber ist.

Das sind also die sechs Keuperschichten. Jede Schicht ist in sich selber nochmals gegliedert. Es ist der bunteste Schichtenbau auf nicht viel mehr als 100 m, den wir überhaupt kennen. Das muß vielfältige Folgen haben. Alle Sandsteine und Kalkbänke sind „wasserführend“, auf den Tonen und Mergeln aber tritt es am Hang aus. Es sind nur Quellchen, aber sehr viele. Ihre Rinnsale graben tiefe Tobel in die weichen Wände, durch die man nur klettern kann. Die Bäche und Flüsse aber räumen breite Trichter aus, wie wir überall sehen können. Dazu kommt die obere, scharfe Stufenkante, die von den Sandsteinen oder vom Lias gebildet wird, der nicht mehr zum Thema gehört. Es entstehen die vielen Rutschungen und die Feuchtigkeit und Kühle der vielen Tälchen und Klängen neben der Trockenheit der vorspringenden Sporne. Zeichnet man die Keuperstufe in genauen Höhenlinien, so bekommt man das Bild eines feinziselierten Kunstwerks. Der Wanderer, der vorher seine Wanderstrecke auf der Karte ausmißt, wird die Erfahrung machen, daß sein Weg in Wirklichkeit viel länger ist.

### Vielfältiges Pflanzenkleid

Es ist ganz klar, daß ein Gebiet von so ungeheurer Vielfalt der Gesteine und Erden, des Klimas und der Geländeformen ein ebenso vielfältiges Pflanzenkleid tragen muß. Es ist sehr dicht. So große, nackte Felsen wie auf der Alb trifft man nicht. Auf das Massenwesen der Gräser und Blumen kann hier nicht eingegangen werden. Nicht einmal auf Stauden und Gebüsche. Sogar von den Bäumen kann nur Auffallendes hervorgehoben werden. Mit einem einzigen Satz läßt sich sagen: Es gibt wohl

keine einheimische Baumart, die der Keuperwald nicht aufzuweisen hätte. Von Natur ist er ein Buchen-Tannenwald, bei günstigem Klima ein Buchen-Eichenwald. Im Glemswald sehen wir „noch“ auffallend viele Eichen. Aber auch die Fichte ist ausgiebig vorhanden, teils forstamtlich. Das so stark ausgebildete Landschaftsrelief erschwert die Holzabfuhr und hilft den buntgemischten Artenreichtum erhalten. Wie schon auf Ostdorfer Gebiet ersichtlich, unterscheiden sich die Hang- und Flächenwälder von den parkartigen Baumbeständen der Talauen. Birke, Eiche und Salweide bereiten als „Pioniere“ den Anspruchsvolleren den Boden. Man hat im Keuperland sechs kleinere Areale ausgespart, die man völlig ungeschoren läßt, so daß sie sich in „Urwälder“ zurückverwandeln. Das ist keine Spielerei der Forstverwaltung, sondern dient dem Studium der naturgegebenen Standortbedingungen. So finden wir „von selber“ auf sauren, armen Sandböden die Kiefer. Neben der Rotbuche setzt sich die Weiß- oder Hainbuche durch. Auch die Linde kommt vor, Ulme, Esche und Ahorn, besonders der Feldahorn oder Maßholder. An „Mehlbeerbäumen“ (sorbus) mit Blütentrauben und Früchten finden wir den Elsbeerbaum und den seltenen

Speierling oder Sperberbaum. Die Robinie oder falsche Akazie ist geradezu typisch für den Keuper. Die Zitterpappel oder Espe zittert beim leisesten Luftzug, weil ihre Blattstengel flachgedrückt sind. Mehrere Pappelarten und einige von unseren 17 Weidenarten verdunsten viel Wasser, das sie dem Boden entziehen. Die Pappeln werden darum auch gezielt angepflanzt, so am Millionensträßle.

Die Tierwelt ist natürlich ausreichend mit Wild vertreten; im Schönbuch treffen wir den Axishirsch in Rudeln. Auch die „ganze Vogelschar“ musiziert und lärmt unbefangen, solange kein Raubvogelpaar seine Kreise zieht.

Am spärlichsten vertreten ist auf der Keuperwaldstufe, also da wo es steil wird, der Mensch. Höchstens dann und wann mit einem Einzelhof. Erst oben auf der Liasplatte sind wieder wohlhabende Dörfer. Als Brittheim noch zum Oberamt Sulz gehörte, blickten die Einwohner des Keuper-Vorlandes hinauf zu den „Heuberg-Tirolern“. Die Wälder der Keuperstufe gehören zu den schönsten, die der Wanderer kennt. In jedem Wald zu jeder Jahreszeit sollte der Mensch öfter verstummen und Gottes schöne Schöpfung für sich selber sprechen lassen.

Westen nach Osten gestreckter kaum 2 km breiter Ausschnitt aus der Alblandschaft. Ziemlich genau in der Mitte liegt der Ort, der zu Beginn des 13. Jahrhunderts nur „Husen“ genannt wird, aber schon im 7. Jahrhundert wie die -hausen-Orte um das Burgfelder Massiv entstanden ist. Die Siedlung mag anfangs nur aus vier bis fünf Höfen bestanden haben. Durch die Aufnahme der Ackerfluren abgegangener Siedlungen wurde dann die Ortsmarkung so vergrößert, daß eine größere Zahl von Bewohnern ein Auskommen hatte.

Bei kaum einer anderen Markung unseres Gebietes herrschen aber in der Zelgeinteilung solch verworrene Verhältnisse wie bei Margrethausen. Diese können nur geklärt werden, indem sämtliche älteren Bestandteile herausgeschält werden. Die seit dem 14. Jahrhundert bezeugte Dreifelderwirtschaft wurde in den Zelgen „Ahlen“ (A), „Hornau“ (C) und „Heubelstein“ (B) oder „gen Ebinger“ betrieben. Die Zelg „Ahlen“ umfaßte noch 1793 neben dem Kernstück westlich der Eyach auch die Äcker von Käsental im Nordwesten, die von „Hauchlingen“ im Osten der Markung, dazu die Gewanne „Kleinhalde“ und „Stäuffelen“ im Süden bzw. Südosten. Wie kommt es nun, daß solch unzusammenhängende Stücke zu ein und derselben Zelg zählen?

Im Käsenbachtal lag ein Hof, der um 1200 als St. Galler Lehenhof „Cassintal“ genannt wird. 1252 tritt ein Walter von Chaesintal mit niederadeligen Zeugen auf, andere werden um 1350 im Margrethausener Anniversar erwähnt. Später ging das Hofgut an die Nonnen der Klausur über, die ihre Güter durch Käufe abrundeten. 1487 verkaufte die Klausur die Äcker des damals schon abgegangenen Hofes an die Gemeinde Margrethausen, die dann in das alte Markungszubehör von Margrethausen übernommen wurden (s. Zeichnung).

Das Zelgstück über dem Ochsental im Osten der Markung trug den Namen „Heuchlingen“ (1608) oder „Hauchlingen“ (1725) und seit etwa 1750 „Auchtlingen“. Früher war es nicht Wald, sondern bestand größtenteils aus Äckern. Bei diesem Zelgfetzen dürfte es sich um den Rest einer abgegangenen -ingen-Siedlung handeln, von der aber weitere Zeugnisse nicht zur Verfügung stehen. Wir haben also hier ähnliche Verhältnisse wie bei Tailfingen, Truchtelingen und Engstlatt, wo eine Flur nicht zu den benachbarten Zelgen, sondern zu den räumlich getrennten, entfernt liegenden Zelgen gehört (s. oben).

Und noch einmal zeigt sich auf Margrethausener Markung etwas Merkwürdiges im Südosten, wo Flurteile der zwischen Ebinger und Lautlingen abgegangener Siedlung Stetten liegen, die außerhalb der Markung zu den Margrethausener Zelgen A und B gehören, also für Margrethausen „Ausäcker“ (Jänichen) sind. Nachdem die Siedlung in der Nähe des einstigen römischen Kastells auf der Wasserscheide einging, wurde ein Großteil der Äcker von Margrethausen aus bewirtschaftet und in die dort betriebene Dreifelderwirtschaft einbezogen (Zelgen A und B). Margrethausen gelang es jedoch nicht, Zwing und Bann von Stetten zu gewinnen. Dieser fiel Ebinger und Lautlingen zu.

Das Zusammenwachsen so vieler verschiedener Teile ist wohl auch der Grund dafür, daß im Zinsbuch von 1356 die Markungsgrenzen so unklar bleiben und daß dieselbe Unklarheit in Bezug auf die Steuergrenzen des Orts noch im 18. Jahrhundert besteht (KBsch. II, S. 508).

#### Markung Binsdorf

Eine der sonderbarsten Formen weist die Markung Binsdorf auf (s. Zeichnung). Von allen Markungen des Kleinen Heubergs hat sie mit fast 7½ km die größte Länge, dem nur die größte Breite von

## Vom Werden unserer Markungen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Im 16. Jahrhundert war aber die Siedlung verschwunden. Der Flurnamen 1437 „an berken“ und 1555 „vor Berckhen an der Heerstraß“ ist wohl wie anderwärts aus „Bergheim“ entstanden und bedeutet „Heim auf dem Berg“, also eine Siedlung, die aber vor 1400 abgegangen sein muß. Zelgstücke aller drei Truchtelinger Zelgen sind hier zu finden. Die Öschfelder der Siedlung werden größtenteils an Truchtelingen, der Rest an Bitz gefallen sein („Bitzer Ried“).

#### Burg- und Stadtmarkungen

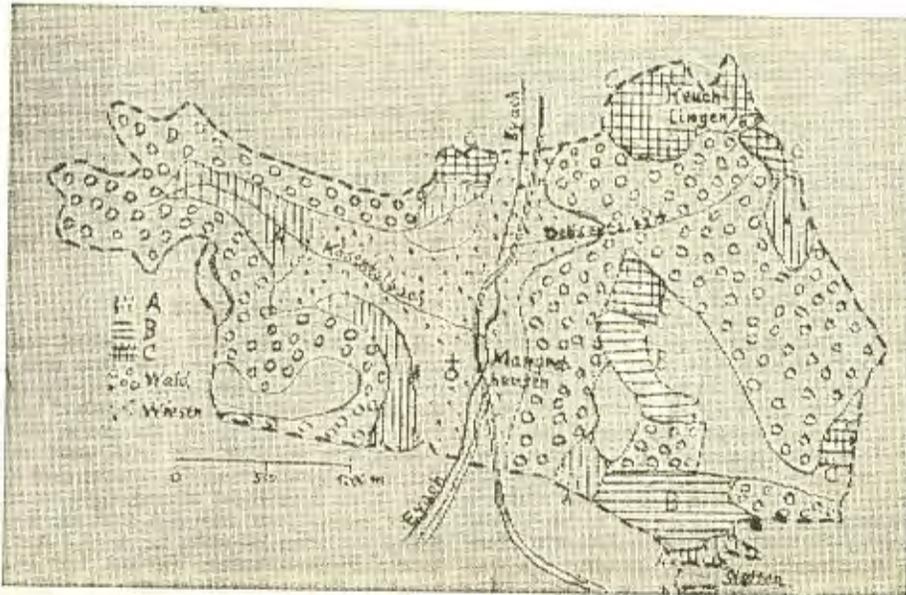
Wie Tailfingen hat auch Vöhringen eine Burgmarkung geschluckt. Im Beurener Tal, an der Straße von Rosenfeld nach Vöhringen, an der einstigen Römerstraße Sulz — Inzigkofen, beim heutigen Siegelhaus befand sich der Weiler Beuren, der schon 786 unter den Orten erscheint, die Graf Gerold dem Kloster St. Gallen schenkte. Auf dem Bergvorsprung zwischen Beurener Tal und Rindelbachtal, dem Schloßberg, stand die Burg Beuren, von der noch Wall und Graben vorhanden sind.

1578 ist Hans Jakob von Stotzingen, der auch Herr von Geislingen war, im Besitz der Burg, und um 1600 saß hier Wolf Stählin von Stockburg. Doch schon 1623 heißt es, die Burg war „dem gemeinen Flecken Vöhringen zuständig“ (OAB Sulz S. 266). Denn 1608 hatte die Gemeinde Vöhringen die Burg gekauft und schon 1412 den Weiler. Auf der Markung des Weilers (heute Wiesen) als auch in den zur Burg gehörenden Wäldern wurden dann Allmenden geschaffen.

Die Dorfgemeinde Deilingen konnte sogar eine Stadtmarkung vereinnahmen. In 850 bis 900 m Höhe lag die Markung des kleinen Burg- und Handwerkerstädtchens Hohenberg, dessen Bann noch 1382 erwähnt wird. 1449 zerstörten die Rottweiler Burg und Städtchen Hohenberg. Das Städtchen wurde nicht wieder aufgebaut. Seine Markung fiel an Deilingen, das hier Gemeindegüter schuf.

#### Markung Margrethausen

Die Markung Margrethausen ist heute ein zu beiden Seiten des Eyachtales von

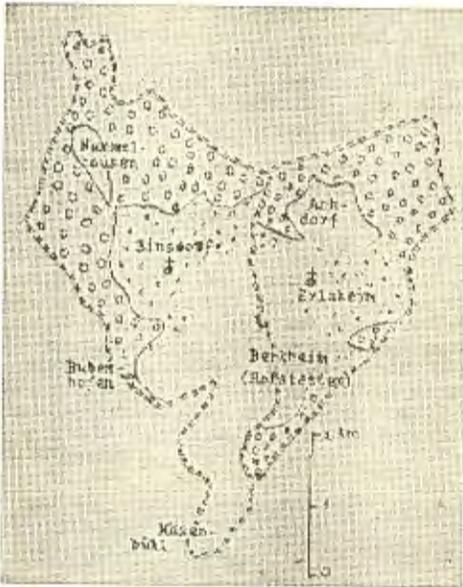


etwa 2 km, beim Steinfurthof teilweise nur 250 m gegenüberstehen. Sie reicht vom Gipskeuper im Zimmertal über die ganze Keuperstufe und den unteren und mittleren Lias hinweg bis zur obersten Liasstufe, bis zum First des Kleinen Heubergs in der „Schlichte“ beim Häsenbühlhof. Sie umschließt die beträchtlichen Höhenunterschiede zwischen dem Stunzachtal (493 m) und den oberen Liasflächen (675 m) und hat dementsprechend bewegte Oberflächenformen. Das Mißverhältnis der heutigen Markungsgestalt muß das Ergebnis einer langen Entwicklung sein.

Ähnliche Oberflächenformen hat die kleinere Erlaheimer Markung (684 ha gegen 1203 ha von Binsdorf), die mit einem Zipfel beim Warnberg ebenfalls bis auf den Heuberg vorstößt (s. Zeichnung). Auch sonst weist der Ort viele Bindungen zur Heuberggenossenschaft auf. So fanden sich am Anfang des 14. Jahrhunderts Anteile der Erlaheimer „in Erzinger Hard uf Heuberg“ und die Geislinger besaßen große Wälder im Erlaheimer Bann.

Das Dorf Binsdorf, das erstmals als Pinestorf 843 urkundlich erwähnt wird und dessen kleine Markung sich vom „Engelhart“ bis zum „Heimgarten“ erstreckte, lag auf dem ziemlich steilen Sporn der vorspringenden Liasfläche, der in späterer Zeit, als Binsdorf Stadt war, nach dem nahen Stadtturm Turmgasse genannt wurde.

Älter als das Dorf Binsdorf ist in der Nähe des heutigen Hofstetten die abge-



gangene Siedlung Berkheim (Flurnamen „Bergen“), was aus der Namensform und den dort gefundenen alamannischen Gräbern des 7. Jahrhunderts zu schließen ist. Diese Siedlung wird 1340 urkundlich erwähnt, als Graf Rudolf von Hohenberg „Berkha“, wahrscheinlich die dazu gehörige Wirtschaftsfläche, an Konrad von Balingen und Fritz dem Bierlinger zu Lehen gab. Um dieselbe Zeit ist aber schon der Name „Altheimer Tal“ bezeugt. Die Siedlung dürfte also damals schon wüst gelegen sein. Der Hauptteil der Markung des abgegangenen Ortes, der seit 1513 Hofstetten genannt wird, kam wohl bald nach 1350 an Binsdorf, die Außenteile an Erlaheim und Geislingen. Der Ackerbau des Städtchens, der stets die wichtigste Nahrungsquelle seiner Einwohner blieb, konnte nun nach der Zusammenlegung der ursprünglichen Zelgen von Binsdorf und Berkheim in den drei langgestreckten Öschen „Ob der Stadt“, „Uff der Rötin“ und „Gen Er-len“ erfolgen.

Der von Binsdorf weit entfernte Süd-

zipfel der Markung gehörte einst zum Sondergebiet Heuberg, das gemeinsam geheut wurde und an dem auch die Nachbargemeinden Anteil hatten (s. oben Leidringen).

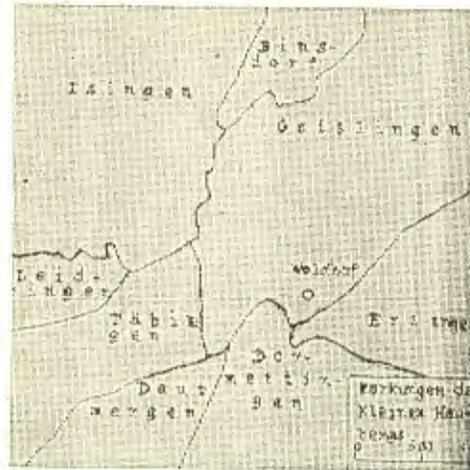
Im Nordteil der Binsdorfer Markung stammt der heutige Flurnamen „Nammelhausen“ (= in Ammelhausen) von einer Siedlung namens Ammelhausen, die 1333 und 1340 als „Amalahusen“ urkundlich erwähnt wird. Die Spuren des Ackerbaus sind in dem Wald noch deutlich erkennbar. Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts befanden sich auf der abgetrennten Liasplatte städtische Allmenden. Der größte Teil des Geländes der verschwundenen Siedlung wurde Binsdorf wohl bald nach der Stadtgründung zugewiesen.

Im Bubenhofer Tal (Stunzachtal) haben nach und nach Bürger der Städte Rosenfeld und Binsdorf Güter auf der Bubenhofer Markung lehenweise erworben, so daß das Tal schließlich 1465 der Länge nach zweigeteilt wurde und die Stunzach fernerhin die Markungsgrenze zwischen den beiden Städten bildete. Die Burg von Bubenhofen fiel an Binsdorf, die schon 1275 genannte Agathen-Kirche samt ihrem Friedhof an Rosenfeld.

Die Stadtgründung von Binsdorf (Ende 13. Jahrhundert) dürfte aus verschiedenen Gründen, wie Sicherheit und größere Freiheit in der Stadt, eine starke Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung ausgeübt haben. Die Siedlungen wurden aufgegeben und ihre Markungen fielen im Mittelalter größtenteils an Binsdorf. So kam es, daß in die Binsdorfer Markung sechs verschiedene Bestandteile (ursprüngliches Dorf, Ammelhausen, Berkheim, Bubenhofen, Heuberg) einbezogen wurden, da in der neueren Zeit noch die Wälder im Nordosten, u. a. der halbe „Kesselwald“,

hinzukam, und dadurch erhielt die Markung ihre langgestreckte Form.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Markungen Bestandteile verschiedener Herkunft enthalten und in ihrer gegenwärtigen Form das Ergebnis einer langen Entwicklung darstellen, die sich bis in die jüngste Vergangenheit hinein erstreckt. In den Außenbezirken der heu-



tigen Markungen steckt oft das Wirtschaftsland abgegangener Siedlungen. Vielfach haben im Hochmittelalter manche Fluren nicht zu den heutigen Siedlungen gehört. Erst nach der mittelalterlichen Wüstungsperiode, dem Abgang von Siedlungen, haben die weiterbestehenden Siedlungsgemeinschaften das verödete Land in Besitz genommen und es zum Teil in altgewohnter Weise als Äcker und Wiesen genutzt oder auch in Gemeindeländereien umgewandelt.

## Eine 15-tägige Wanderung durch den Schwarzwald

Von Karl Maier, Balingen

Es war schon lange mein Wunsch und der Wunsch meiner Frau gewesen, den Schwarzwald der ganzen Länge nach zu durchwandern. Aber erst nach meiner endgültigen Zurruesetzung kam der Plan zum Tragen. Wir fuhren mit dem Europabus über die Baar, das Feldberggebiet und durch das Tal der Wiese nach Basel. Die Wanderung begann damit, daß wir mit Stock und Rucksack ziemlich ratlos vor dem Zentralbahnhof standen und uns der Ruf der freundlichen Schaffnerin auf gute Reise noch in den Ohren klang. Wir begaben uns in das Innere der Bahnhofhalle und suchten unter den Aushängen nach einem Übersichtsplan der Schweizer Handelsmetropole. Wir fanden keinen. Einen Stadtplan, den man uns an einem Kiosk um 3 sfr anbot, wiesen wir zurück, weil er uns für unsere Zwecke zu teuer schien und weil er außerdem unser Gepäck belastete. Vor dem Bahnhof gab uns ein Schild „Deutschland“ den richtigen Tip, und zwei Baseler Schwaben wiesen uns den Weg über den Aescherplatz zum Münster und seiner großartigen Aussichtsbastei. Dort stießen wir auch auf eine Rundschauplatte und entnahmen ihr den Weg über die mittlere Rheinbrücke zum Badischen Bahnhof und zur Landstraße nach Weil, denn dort sollte nach unserer Schwarzwaldkarte der Westweg Basel — Pforzheim beginnen. Wir fanden ihn nach einem heißen Marsch über lange Straßen am Fuße des Tüllinger Bergs, dem nach einer kurzen Rast im Weiler Stadtpark an Weinbergen vorbei unser erster Aufstieg galt. Wir erlebten aber auch die erste Enttäuschung, denn entgegen der Aussage

zweier biederer Weiler Bürger gab es oben kein Nachtquartier, weil es nämlich gar kein Gasthaus mehr gab. Es gab aber von der Obertüllinger Höhe eine imposante Rundschau auf das Gebiet der Dreiländerecke, auf Lörrach, Basel, Weil und das Elsaß. Wir marschierten wohl oder übel weiter in den dunkelnden Abend hinein in Richtung Tümmingen, das ich als erstes Nachtquartier vorgesehen hatte, und wurden vom Gasthof zum „Goldenen Engel“ gastlich aufgenommen.

### Mut zum Wagnis

Eine Wanderfahrt über den ganzen Schwarzwald, zumal über den 275 km langen Westweg, der über die höchsten Gipfel des Gebirges führt, bedeutet in mehr als einer Beziehung eine Herausforderung. Zunächst Forderungen an den Wanderer selbst, an seine Marschfähigkeit, Ausdauer, Zähigkeit, Wetterfestigkeit, an seinen Mut zum Wagnis und außer der sorgfältig gewählten Ausrüstung ein Maß von Wanderkenntnis und Erfahrung. Diese wird freilich weitgehend an Ort und Stelle ergänzt und führt dann zur Umstellung und Improvisation, die also auch gekonnt sein müssen. In dieser Unsicherheit liegt wiederum ein großer Teil des Reizes einer solchen Unternehmung.

Es war uns klar, daß wir das Lebensnotwendigste für etwa zwei Wochen in zwei Rucksäcken verstauen mußten, die über Höhen und Tiefen zu tragen waren. Andererseits durfte die Traglast nicht so drückend werden, daß ihr Gewicht das Wandern verdüsterte. Wir sahen unterwegs

nicht wenige, zumeist jugendliche Wanderer, die sich unter der Fülle ihres Gepäcks förmlich krümmten und sofort den Stock unterschoben, wenn sie angesprochen und zum Halten veranlaßt wurden. Wir waren - wie übrigens viele der „Großwanderer“ - auf den simplen Gedanken gekommen, in der Mitte des Wegs, in Hausach, ein Paket mit Wäsche postzulagern, um es dann um-



Das Münster in Basel

wanderte postwendend retour. Allerdings betrieben wir auch fleißig Fußpflege, getreu dem Fuhrmann alter Zeit, der am Rastort zuerst seine Zugpferde versorgte. Im Kandertal trafen wir die ersten Gegenwanderer. Wir Wanderanfänger sahen groß an ihnen hinauf, denn sie kamen aus Birkenfeld bei Pforzheim. Unsere Achtung verminderte sich, als wir hörten, daß sie einen Fußkranken hatten zurücklassen müssen. Beim Aufstieg auf den Hochblauen gerieten wir in eine übermütige Schar Stuttgarter, die mit dem Bus bis Schopfheim gefahren waren, dort übernachtet hatten und nun den Blauen erwandern wollten. Da saß eine Stuttgarter Schöne auf dünnen Tannennadeln und ließ sich von einem Kavaliere das wunde Füßchen verpfählen. Wir brauchten unser Plast nur für die Polsterung des Rucksackriemens.

Warum wir gegen den Strom schwammen und von Süden nach Norden aufbrachen? Wir hatten drei Gründe. Einmal schien es uns als würden wir die Riesen des Südens, den Blauen, Belchen, Feldberg mit frischer Kraft leichter bezwingen und uns dann auf den Grinden und Flächen des nördlichen Schwarzwaldes ausruhen. Diese Rechnung trog. Im Norden mußten wir die gewaltigen Täler der Murg und der Enz überwinden. Dann hat schon der Trompeter von Säckingen erfahren müssen, daß das Reiten durch die endlosen Tannenwälder förmlich zermüht. Ich muß bekennen, daß mir im Nor-

den zweimal der Wandererkragen platzte. Das war, als der Wald vor dem Kniebis, er hieß übrigens „Holzwald“, kein Ende nehmen wollte und dazu noch ein Bagger den Weggraben neu ausgeschachtet und die moorige Erde einfach über den ganzen Weg gestreut hatte. Das andere Mal geschah es auf dem Wege von der Charlottenhöhe nach Langenbrand. Dort kamen allerdings noch der strömende Regen und die Gießbachwege hinzu. Zum andern, so ging unsere Überlegung, wandern wir auf dem Wege nach Norden selten gegen die Sonne, und dieser Umstand kam uns bis zur Hornisgrinde zustatten, denn bis dahin erfreuten wir uns einer besonderen Wettergunst. Das Dritte und Entscheidende war, daß wir im Dorfe Engelsbrand, einige Kilometer südlich von Pforzheim, meinem früheren langjährigen Wirkungsort, im Hause unserer Tochter und unseres Schwiegersohnes auszuruhen gedachten und auch ausruhten. Aus diesem Grunde verließen wir auch am Hohloh hinter Wildbad den uns vertrauten Westweg und wechselten zum Mittelweg über, der über Kaltenbronn am Hornsee (fälschlich Wildsee genannt) vorbei nach Wildbad und über die bereits erwähnte Charlottenhöhe (Lungenheilstätte) nach Langenbrand, Engelsbrand und ans Endziel Pforzheim führt. In Wildbad vertraute sich meine Frau dem Wagen unserer Tochter an.

den zweimal der Wandererkragen platzte. Das war, als der Wald vor dem Kniebis, er hieß übrigens „Holzwald“, kein Ende nehmen wollte und dazu noch ein Bagger den Weggraben neu ausgeschachtet und die moorige Erde einfach über den ganzen Weg gestreut hatte. Das andere Mal geschah es auf dem Wege von der Charlottenhöhe nach Langenbrand. Dort kamen allerdings noch der strömende Regen und die Gießbachwege hinzu. Zum andern, so ging unsere Überlegung, wandern wir auf dem Wege nach Norden selten gegen die Sonne, und dieser Umstand kam uns bis zur Hornisgrinde zustatten, denn bis dahin erfreuten wir uns einer besonderen Wettergunst. Das Dritte und Entscheidende war, daß wir im Dorfe Engelsbrand, einige Kilometer südlich von Pforzheim, meinem früheren langjährigen Wirkungsort, im Hause unserer Tochter und unseres Schwiegersohnes auszuruhen gedachten und auch ausruhten. Aus diesem Grunde verließen wir auch am Hohloh hinter Wildbad den uns vertrauten Westweg und wechselten zum Mittelweg über, der über Kaltenbronn am Hornsee (fälschlich Wildsee genannt) vorbei nach Wildbad und über die bereits erwähnte Charlottenhöhe (Lungenheilstätte) nach Langenbrand, Engelsbrand und ans Endziel Pforzheim führt. In Wildbad vertraute sich meine Frau dem Wagen unserer Tochter an.

(Fortsetzung folgt)

## Das Bergsteinkraut

*Alyssum montanum*

Hoch oben auf den Kuppen und Kämmen unserer Berge erscheint alljährlich eine Blumenwelt voller Schönheit und Eigenart. Seltene Pflanzenkleinodien bergen die Klüfte jäh abfallender Felsen-schroffen. Schon Ende April leuchtet ein Kreuzblütler, das Bergsteinkraut, mit seinen goldgelben Blütentrauben von sonnigen Felsen der Lothen oder des Zellerhorns. Die Verwitterung schreitet hier lebhaft vorwärts, weil weder die Sonnenstrahlung bei Tage noch die Ausstrahlung bei Nacht gehindert sind und der Wind in voller Stärke an diesen Stellen angreifen kann. Im Winter sind diese Felsen oft ohne Schneedecke, und so wirkt der Frost während des ganzen Winters in voller Stärke, so daß Risse und Spältchen entstehen.

Diese exponierten Stellen besiedelt das

Bergsteinkraut, das aber als Kind der südosteuropäischen Steppen auf Trockenheit und Wassereinsparung mit seinen zierlichen, ledrigen, dicklichen Blättern eingestellt ist, die nach oben sogar noch schmaler werden und von Sternhaaren etwas rau und silbergrau erscheinen. Dazu kommt, daß der Stengel am Grund verholzt ist.

In den Wärmeperioden des letzten Spätglazials dürfte diese wärmeliebende Steppenpflanze die Donautalstraße aufwärts auf der Alb eingewandert sein; im Neckarbecken fehlt sie. Trotz reichlicher Samenbildung (rundliche Schötchen) ist sie aber heute auf wenige Standorte beschränkt, selbst wenn im Umkreis gleiche Boden- und Klimaverhältnisse herrschen. Wo daher dieses seltene Gewächs fremder Herkunft noch in urwüchsiger Vegetation lebt, wollen wir es nach Möglichkeit erhalten und vor gedankenlosem Zugriff schützen.

Fritz Scheerer



### Die ersten Gegenwanderer

Gar nichts machte uns das Fußwerk zu schaffen, keine Blase, keine Rötung, rein gar nichts. Unsere Wanderschuhe, Marke Falkenstein, Balingen, bewährten sich ausgezeichnet. Meine Frau hielt ein zweites Paar Wanderschuhe für notwendig, und wir trugen sie mit. Für mich war zur Vorsicht ein Zweitstück in dem Hausacher Paket. Es

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

31. Mai 1972

Nr. 5

## Besinnliche Wanderungen im Jura

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Die Verknüpfung der Wortgeschichte mit der Kultur- und Geistesgeschichte führt zu oft interessanten Beziehungen zwischen vielleicht naïv gebrauchten Redewendungen unserer Alltagssprache und deren eigentlichem Wortsinn. So finden wir im Althochdeutschen etwa eine Wurzel „wanton“, die iterativ „wiederholt wenden, hin und her gehen, den Standort ändern“ bedeutet; „wandern“ ist also in weiterem Sinn eine Bewegung durch Raum und Zeit. Die alten Wortwurzeln „sint = Reise, Weg, Gang“, dann „sent = Fährte suchen (lat. „sentire = aufspüren, fühlen, wahrnehmen“)“ und „sinnan = die Gedanken auf etwas richten“, transitiv: „be-sinnen = über etwas nachdenken“ machen klar, was mit „besinnlichen Wanderungen“ gemeint ist: Man kann unbefangen durch die Lande ziehen und sich harmlos an allen Begegnungen freuen; man kann aber auch beim Wandern ein vertieftes Wissen anstreben, über Außerlichkeiten hinweg ein Innwerden des Wesenhaften aller Erscheinung. Daß das Erleben sich gerade im Juragebiet abspielen soll, ergibt sich zunächst aus den geographischen Bedingungen unserer engeren Heimat, bietet aber Ansatzpunkte genug, gleichsam aus spezifischem Keim auch das Generelle zu entwickeln.

Im Jahre 1837 wählte Leopold von Buch als erster die Bezeichnung „Schwäbischer Jura“ als Gegensatz zum Schweizer- und Fränkischen Jura. „Jura“ ist eine uralte Gebirgsbezeichnung, die sich hauptsächlich auf helles Kalkgestein bezog. Im Jahre 1795 schon hatte deshalb Alexander von Humboldt die Bezeichnung „Jurakalk“ auf weißen Kalk ähnlich dem des Schweizer Juragebietes übertragen. Buchs Unterscheidung zwischen schwarzem, braunem und weißem Jura hat dann 1843 Quenstedt aufgegriffen und den Lias (schwarz), Dogger (braun) und Malm (weiß) in je sechs Schichten unterteilt (von unten nach oben: Alpha, Beta, Gamma, Delta, Epsilon, Zeta). Für Württemberg kann man diese Einteilung einigermaßen gelten lassen und man hat dann, wie etwa Bernhard Hauff in Holzmaden beim Posidonienschiefer (Lias Epsilon), durch feinstratigraphische Untersuchungen — nicht zuletzt durch Beachtung der Leitfossilien — die geologischen Verhältnisse geklärt. Im Erdmittelalter, grob und summarisch gerechnet vor etwa 150 Millionen Jahren, bedeckte das Jurameer unsere Heimat, das etwa 20 000 Tierarten barg, die sich aber nur zu einem sehr geringen Prozentsatz als heute viel bewunderte Versteinerungen erhielten. Geologisch folgte die Kreideformation auf den Jura. Daß in Württemberg die z. B. in Norddeutschland weitverbreitete Kreide fehlt, erklärt man sich aus einer Landhebung, die das Jurameer nach Südosten abdrängte und es dem Kreidemeer nicht gestattete, das Festland zu überfluten. Das durchschnittlich 200 m tiefe Jurameer war nicht die Tethys (Weltmeer), sondern wie etwa die Nordsee, ein Randmeer. Die Ablagerungen des Weißjurameers erreichen bei Genf eine Mächtigkeit von über 1000 Metern, im Landkreis Balingen von etwa 325 Metern. Hier gilt für das Schichtenverhältnis Lias:Dogger:Malm etwa 16:32:52 Prozent.

### Ursache liegt im Wirken

Was Goethe in einer Abhandlung über den „Granit“ schrieb, kann auch für „besinnliche Wanderungen im Jura“ gelten: „... Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend kann ich nur sagen... in diesem Augen-

blicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt...“. Es sind Betrachtungen, wie sie auch 1611 der Astronom Kepler in seiner Schrift „Strena seu de nive sexangula“, also über die Wunder der sechseckigen Schneekristalle, anstellte, wobei er ausrief: „Die Ursache liegt nicht in der Materie, sondern im Wirken!“ Von Kräften nämlich, die man heute zwar als metaphysische bezeichnet, die aber teilweise bereits dem Experiment und dessen vertiefter Deutung zugänglich sind.

Die moderne Naturforschung, voran Physik, Chemie und Biologie, hat es hauptsächlich auf das Studium des Quantitativen abgesehen. Messungen, Berechnungen, kurz die mathematischen Beziehungen werden zum Inbegriff der Wissenschaftlichkeit. Natürlich wird niemand die Notwendigkeit von Berechnungen etwa bei technischen Konstruktionen bestreiten, und es gibt Fälle genug, bei denen gesicherte Zahlenwerte auf kürzeste und unangreifbare Art die Verhältnisse charakterisieren. Das Qualitative aber, das Wesenhafte, liegt auf einer ganz anderen Ebene, an die alles Numerische keineswegs heranreicht. Deutlich wird dies vor allem auf künstlerischem und religiösem Gebiet, aber auch der Naturforscher tut gut daran, über äußeren exakten Beobachtungen das Wesenhafte nicht zu übersehen und damit auch zu metaphysischen Betrachtungen bereit zu sein. Klar hat diese Möglichkeiten der Paläontologie Edgar Dacqué angedeutet, ein Forscher also, der sich auch mit Jura-fossilien und damit mit den Lebensformen im Jurameer befaßte. Er schrieb: „... Die nächstliegende Aufgabe der Naturforschung ist, die sinnfälligen Erscheinungen und ihre Abfolge in Raum und Zeit festzustellen, unbekümmert um die Frage, inwieweit unsere Sinne ein der Außenwelt wirklich entsprechendes Bild uns vermitteln. Diese Frage ist erkenntnistheoretischer Art... Wir nehmen die Sinnenwelt schlechthin als die Wirklichkeit, sie ist aber inzwischen zu einem Problem geworden, indem man erkannte, daß auch die Vorgänge im physikalischen Experiment vom Wesen des

Beobachters abhängen... Es gibt noch eine andere Seite der Betrachtung, die nicht weniger auf die Wirklichkeit gerichtet ist: die metaphysische. Sie zeigt, daß die sinnhafte Erscheinung zugleich Symbole einer wesenhaften Innenwelt sind, die sich in ihnen darstellt und ausgibt. Mechanistische Auffassung, auch der organischen Gestalten, kommt als solche nicht an jene wesenhafte Innenwelt heran. Von außen nur besehen, hat die menschliche Geschichte keinen Sinn, auch die Naturgeschichte nicht.“

Betrachtet der Wanderer auf unserer Alb einen aufgelesenen Kalkstein, den vielleicht ein versteinertes Ammonit zierte, dann kann es zu allerlei Überlegungen kommen: Wie lebten diese Tintenfische? Wo stammt der Kalk her? Wie kam es zu der Sedimentation? Überhaupt — welche Kräfte stecken hinter dem allem? Ein Geologe wüßte hier eine Menge zu berichten: Niederrieselndes Plankton und Ausscheidungen von Kalkalgen führten im Meer zu Kalkschichten, in denen Kieselschwämme in den Juraschwammriffen verkalkten. Bei der Verwesung von Fischen, Ammoniten usw. gerieten Ammoniak, Kohlensäure, Calciumsalze, Eisen, Mangan, Kieselstoffe und andere Bestandteile des Meerwassers miteinander in Wechselwirkung, so daß sich verschieden gefärbter kohlenaurer Kalk neben Ton und Quarz und gelegentlich Silber und Blei findet. Der Kalk der Albberge kann sich wieder auflösen und man rechnet auf 20 m Weißjura etwa 1 m Verwitterungslehm. Globigerinenschlamm der Tiefsee ist so ziemlich kalkfrei und braucht zu seiner Bildung etwa 1000 Jahre je cm. Entweicht Kohlendioxid aus hartem, d. h. stark kalkhaltigem Wasser, dann kann es zur Bildung von Sinterkalk, Tropfsteinen, Inkrustierungen und Kalktuffpolstern kommen. Die äußere Wissenschaft kann hier noch auf zahlreiche sonstige Tatsachen hinweisen und hält auch plausible Erklärungen bereit. Das Problem „Kalk“ ist damit aber noch nicht gelöst.

### Metaphysik als Gegenpol

Goethe empfahl über die naturwissenschaftliche Untersuchung hinaus das „anschauende Denken“, also etwa das, was Dacqué die „metaphysische Betrachtung“ nannte. Dieser schrieb: „... Von der metaphysischen Sphäre als einem Wesenteil echter Naturforschung ist das Religiöse wohl zu unterscheiden... Theologie ist eine verständliche Spezialwissenschaft wie alle anderen; echte Religion als inneres Erleben liegt in einer ganz anderen Sphäre... Das Metaphysische ist der verständlich zu erfassende Wesenskern der Dinge. Metaphysik ist der Gegenpol zur sinnfälligen Außenseite; ohne sie bleibt aller wissenschaftliche Erfahrungskreis Stückwerk und bringt dem fragenden Menschengest keine Erfüllung“. Man könnte im Vergleich sagen: Jede Münze hat auch eine Rückseite. Man muß beide

Seiten kennen, so wie man jetzt die Rückseite des Mondes kennenlernte. Aber gemeint ist eigentlich mit der „anderen Hälfte“ der Objekte deren Wesenskern.

Besinnlichkeit bei Wanderungen im Jura wird sich gerade dem wesentlichen Element der Landschaftsbildung zuwenden, dem Kalk. Woher stammt er? Es war in den Jahren, als Liebig's Agrikulturchemie Triumphe feierte und damit die Kunstdüngerindustrie schuf, ein gewagtes Beginnen, zu behaupten, nicht der Boden bringe die Pflanze hervor, sondern die Pflanze den Boden. Der Chemiker Freiherr von Herzele schrieb 1876 auf Grund sorgfältiger Versuche über die „Entstehung der unorganischen Stoffe“; 1880 folgte seine Schrift „Die vegetabilische Entstehung des Phosphors und des Schwefels“. Er sagt: „Wo wir Kalk und Magnesia finden, da war eine Pflanze, der diese Bestandteile ihren Ursprung verdanken. Das erste Milligramm Kalk ist nicht älter als die erste Pflanze“. In einer Schrift von 1899 „Aus Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugnis der Organismen“ sprach Wilhelm H. Preuss ähnliche Gedanken aus, und der Chemiker Dr. Hauschka führte 1939 interessante Versuche u. a. über das vegetabilische Entstehen und Vergehen von Phosphor und Kali durch, wobei sich deutliche Mondrhythmen abzeichneten. Kolikos Schrift „Sternenwirken in Erdenstoffen“ gab Hauschka Anregungen für zahlreiche Versuche, die er in seiner „Substanzlehre“, „Ernährungslehre“ und „Heilmittellehre, 1965“ beschreibt. Mit Recht wird bei den Gegenspielern Kalk und Kiesel darauf hingewiesen, daß der verdichtete Stoff nicht das Gleiche ist wie der zur Entstehung führende Prozeß. Der Kieselprozeß ist ein Gestaltungsvorgang, eine Einhüllung, so daß z. B. die Kugel aus zahlreichen Tangenten entsteht. Der Kalkprozeß ist statisch, zentrifugal, so daß sich die Kugel aus zahlreichen Radien von einem Zentrum her nach außen entwickelt. Hauschka führt landschaftlich das Inntal als Beispiel an: Nördlich „aufgetürmter Wille, Impulsivität“ des schroffen, skelettartigen Kalkgebirges; südlich „abgeklärtes Denken, Majestät“ des ausgeglicheneren Grundgebirges, des Silikatgesteins der Zentralalpen. Makrokosmisch hat der Kieselprozeß im Wider, der Kalkprozeß in der Waage seine Heimat. Tonerde gleicht zwischen Kalk und Kiesel aus; beim Menschen — nicht nur mythologisch gesehen der aus „Ton“ Geschaffene — vermittelt der Blutrhythmus zwischen Haut (Kiesel) und Knochen (Kalk). Goethes „Gang zu den Müttern“ entspricht symbolisch einem Kieselprozeß, der „vom Wesen in die Erscheinung“ führt.

#### Interessante Vergleiche

Auf diese Art „besinnlich“ im Jura zu wandern, mag ungewohnt sein. Das Entscheidende dabei ist nicht das noch Hypothetische mancher derartiger Gedankengänge, sondern die Freiheit, „auch“ mit Beweismitteln und Kontrollmethoden über die Schulwissenschaft hinauszudenken. Was wir nämlich in der Schule lernen, ist nur die eine und praktisch manchmal wichtige Seite; in Wirklichkeit stehen noch viele, ebenso berechnete Aspekte offen. Die Germanen dachten sich das Schöpferische über die Regenbogenbrücke in die natürliche Welt herabsteigend. Die Sendung der Kunst kann ähnlich gedacht werden, sofern man nicht dem modernen Spruch huldigt „Die Kunst als Quelle der Erbauung hat ausgedient“. Akzeptiert man also noch den Begriff des Schönen, dann kann die sinnende Betrachtung der Juralandschaft zu interessanten Vergleichen führen. Gewissen modernen Künstlern liegt das „Environment“ am Herzen, ein neu gestalteter, den Besucher aktivieren-

der Raum: Spiegelungen, verschobene Perspektiven, Rasselrhythmen, Lichtbarrieren, kinetische Illusionen sollen eine neue Dimension schaffen oder, wie Spötter sagen, ein weiteres Kapitel Umweltschutz bedingen. Goethe würde, wie erwähnt fragen „Werde ich dadurch zu höheren Betrachtungen hinaufgestimmt?“

Erfreulich ist für den Wanderer im Jura der Wechsel des Vegetationsbildes. Vom Keupernadelwald herkommend betritt er die Liasfläche am Albfuß mit ihren Äckern, Wiesen und Schafweiden. Der Albanstieg im Dogger führt durch einen Waldgürtel, auf den Kuppen der Hochalb trifft er auf Weiden, Wald, Wiesen und Äcker. Bezüglich der Pflanzengesellschaften ist der Buchen-Tannen-Bergwald an nördlichen Steilhängen und der Steppenheidewald an sonnigen Süd- und Westhängen charakteristisch. Jahrhundertelange Beweidung führte zu Nährstoffentzug, so daß sich da und dort kalkfliehende Pflanzenarten finden. Kalkliebend sind z. B. gewisse Orchideen, Anemone, Pulsatilla, Elsbeere, Viburnum, Weichselkirsche, Taxus. Besonders nachdenklich stimmt es, daß z. B. die Silberdistel eine Venuspflanze ist: Geläufig ist uns, daß die Pflanzen das Sonnenlicht brauchen. Aber Fernsteuerung durch die Venus oder andere vom Tierkreis tingierte Planeten? Nun, die Sache ist bewiesen und zeigt die „Wirkung von allem auf alles“, die radiästhetisch nachweisbaren Schwingungsbrücken, die die Teile der Welt zu einer großen Einheit machen.

Wortgeschichtlich hängt „wirdi, würde“

## Silberdistel und Venus

Der Wanderer findet auf den Jurabergen gelegentlich Kalkspatkrystalle. Dieser Calcit kommt in über 300 Varianten vor, ist aber als Kristall eine abgeschlossene Welt mit Flächen, Kanten und Winkeln, wie sie das Kristallgitter strukturgemäß „gebildet“. Eine Pflanze dagegen ist Stoffbewegung, sie wächst in den Raum hinein, da zu ihr, wie man es ausgedrückt hat, „jenseits ihrer Hautgrenze das ganze Universum gehört“; im angeführten Beispiel würde also die Silberdistel der Venus entgegenwachsen, die ihr eigentliches Zentrum ist. Auf der Platte mit Kalkspat könnten sich auch „Dendriten“ finden, jene moosähnlichen Gebilde, die aber keine Pflanzenabdrücke, sondern Mangankristalle sind. Hier gilt Keplers Wort „Die Ursache liegt nicht in der Materie, sondern im Wirken“: Die Bildekräfte des Lebens, bekannt etwa von den Eisblumen her, versuchen nämlich hier den Stein vorwegnehmend auf die Pflanzenstufe zu heben, so wie die Blüthenhohlformen gewisser Giftpflanzen das Leibesprinzip des Tieres vorwegnehmen, das seine Organe in einer Leibeshöhle einschließt und so, auf höherer Stufe, die seelische „Verinnerlichung“ vorbereitet. Besonders für das Wachsen der Kristalle gilt das alchemistische „Werde, der du bist!“ Man könnte vom Ästhetischen her auch sagen „Erfülle das Schönheitsbegehren deiner Grundstruktur!“ Erreichtes Ziel ist dann harmonische Proportion, „Klang der Welt“ im Sinne des Forschers H. Kayser. Dieser verdeutlicht nämlich seine harmonikalen Studien an einem durch gewisse Saitenlängen bedingten Dreiklang. In Bezug auf Juraberge würde er sagen, die Abstände gewisser Felsspitzen voneinander entsprechen Saitenlängen und damit Tönen; die Landschaft klingt also. Nach antiker Anschauung wäre dies aber Erleben und noch nicht Erkenntnis. Denn „Kemi“ — altägyptisch das Dunkel der Erde — hütet irdisches Geheimnis, während das Universum sich dem Kundigen deutlich offenbart. Kein Wunder, daß dann von Kemi sich die Chemie, ursprünglich eine Geheimwissenschaft, ableitete. Die moderne physikalische Chemie da-

mit „werdan, von Gegenwert sein“ zusammen. Was also — und dies gilt für alle Landschaften — sehenswert, merkwürdig, denkwürdig, ja liebenswürdig ist, stellt in Richtung Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einen Wert dar, zunächst als Denkmodell, dann aber als konkrete Valenz. Auch die Juralandschaft birgt zahlreiche Werte und man müßte noch vielerlei aufzählen, das zum Nachsinnen anregt. So ist etwa die Fauna für voralpine Verhältnisse typisch, die Flora birgt schon montane Arten. Charakteristisch ist die Landschaftsausformung im südwestdeutschen Schichtstufenland; Keuperberge im Albvorland; Talsysteme des Kleinen Heubergs; Randberge des Albsaums; Kuppen, Dolinen, Karstformen, Wasserscheide der Albhochfläche — Eigentümlichkeiten der engeren Heimat, die eingehenden Studiums wert sind. Wetterfaktoren, Klima, hydrologische Verhältnisse, Bodenformen, Landschaftsgliederung bilden seit Jahrtausenden den äußeren Rahmen, innerhalb dessen sich menschliche Geschichte abspielt. Auch im Juragebiet, besonders in Höhlen, finden sich vorgeschichtliche Spuren des Menschen, der als Siedler durch Funde für die Jungsteinzeit, Bronze-, Römer- und Alemannenzeit nachgewiesen wird. Die Welt birgt also, wie auch diese beispielhaften Hinweise zeigen, eine Fülle von Erscheinungen. Vom praktischen Leben her gesehen sind es wirkende Tatsachen, für das Nachsinnen sind es zum Teil noch unverwirklichte Erkenntnis-Ideale.

gegen befaßt sich sachlich mit den Stoff- und Zustandsänderungen der Materie, die dann z. B. der Geologe als Metamorphosen der Gesteine anspricht. So wird unter Druck und Hitze aus Jurakalk der körnige Marmor. Aus der Mutterlauge, also Schmelze oder Lösung, würden Kristalle hervorgehen. Wird deren Entstehung etwa durch zu rasche Abkühlung eines Schmelzflusses verhindert, dann entstehen vulkanische Gläser, wie sie z. B. der Vesuv auswirft. Im Schwäbischen Jura gibt es zahlreiche Spuren vulkanischen Geschehens, Durchschlagsröhren, Gänge, Schlote, Tuffite, Basalte, Lapilli, Tuffwälle und Trümmer aller Art.

#### Das Kleine wird groß und schön

Noch viel für den Jura Charakteristisches müßte genannt werden. Ein zuverlässig geschriebener Exkursionsführer kann dem Wanderer Ziele weisen und zu allerlei Beobachtungen anregen. Sollen jedoch Wanderungen im Jura „besinnlich“ sein, dann müssen noch überhörende Gedanken dazukommen. Unsere symbolarme Zeit überschätzt meist die rationale Naturerkenntnis, die zwar technische Naturnutzung ermöglicht, im Grunde aber nur fiktiven Charakter hat. Gewißheit freilich gibt es nirgends, aber „besser Mythen als das offene Nichts“. Es muß also das Ahnen zum üblichen Wissen hinzukommen, das Gemüthafte, das genauso seinen geistigen Ankerplatz hat wie irgendeine erkenntnistheoretische Methode. Albrecht Dürer bemühte sich, „das rechte Maß“ zu finden und meinte damit nicht nur eine künstlerische Orientierung. Der Mensch, in seiner personalen Zeitlichkeit einem Dualismus zwischen Natur und Menschentum ausgesetzt, sieht sich einem natürlichen, geistigen und metaphysischen Prinzip gegenüber, die er im Besitz des „rechten Maßes“ nicht mehr als beunruhigende oder gefährdende Wirksamkeiten betrachtet. Die Juralandschaft, als solche ein charakteristischer Ausschnitt aus dem Gesamtlebensraum der Erde, kann ihn vor die Tore der Transzen-

denz führen: „Wanton, wandern“ wird geisterfüllte Bewegung durch Raum und Zeit. Die Materie, in ihrer Verdichtung „das Ende der Wege Gottes“, ist nur Erscheinungsform, bei besinnlicher Einstimmung vom Wesenhaften überleuchtet. Das Kleine wird groß und schön, wird transparent und

damit Teilstück des genetischen Stroms. Und so kann uns in einer Art Uridentifikation ein Tier, eine Blume, ein Kristall der Juraberge zum Beweisstück der „Größeren Wirklichkeit“ werden, die aus göttlichen Tiefen heraus auch für unsere Geistigkeit das beglückende Umfeld schafft.

Uns wäre das Abkommen am späten Nachmittag des 1. Oktobers beinahe zum Verhängnis geworden. Wir wollten ursprünglich, von der Badener Höhe kommend, den Tag im gastlichen Hotel-Restaurant zum „Löwen“ in Forbach beschließen. Weil wir aber des kühlen Wetters halber schon kurz nach zwei Uhr nachmittags in Forbach anlangten und von der Badener Höhe wegen des Nebels keine Aussicht gehabt hatten, obwohl wir nach Aufhellung des Himmels einen Kilometer Weg zurückgegangen waren und den Turm mit seinen 168 Stufen ein zweitesmal, allerdings wiederum ohne Erfolg, bestiegen hatten, beschlossen wir, nur eine kurze Kaffeepause einzulegen und anschließend den Aufstieg vom Murgtal mit 333 Metern Meereshöhe auf den Hohloch mit seinen 988 Metern zu unternehmen, um von dort — der Himmel zeigte blaue Stellen — die entgangene Aussicht nachzuholen. Um 17.30 Uhr hofften wir, auf dem Turm zu stehen. Es kam anders, ganz anders. Rüstig und gestärkt schritten wir über die schöne alte Holzbrücke über die Murg, bestaunten die hochragende Kirche aus schönem Buntsandstein und das neuerbaute Krankenhaus und gelangten über Gausbach in das Gelände unter dem Wald. Dort kamen wir von der roten Route ab, gerieten in einen Saumpfad zu den Heuhütten des Einschnitts und stiegen dann wild über wucherndes Heugras und über Steinriegel zu einem passablen Waldsträßchen, das uns in endlosen Serpentinaugen zur Höhe, aber nicht zum Ziele führte. Als dann noch Regen einsetzte und wir zu Anorak und Regenmantel greifen mußten, als sich dann zuletzt der Waldweg zwischen Steinblöcken und Farnbüschen verlor, da war unsere Lage nicht beneidenswert. Schließlich brach die Dämmerung früher als erwartet herein. Sollten wir zurück nach Forbach und die mühsam erkämpften 400 bis 600 Meter Höhe aufgeben oder unser Heil in dem kühlen Quartier einer Waldhütte suchen? Nun, wir hatten trotz allem die allgemeine Richtung nicht verloren und unternahmen einen letzten Anlauf. Wir gingen den Pfad eine Strecke zurück und hielten dann die einzig mögliche Richtung ein, und da geschah es. Wir entdeckten nach einer Wegbiegung an einer Tanne das heißbegehrte Wegzeichen. Um 18.30 Uhr trudelten wir, nicht durchnäßt aber durchschwitzt, im Kurhaus Kaltenbronn ein, das zum Glück auch nicht den befürchteten Ruhetag hatte. Die Wirtin versicherte, während der Jagdzeit könne sie ihr Haus niemals schließen. Den Hohloch-Turm holte ich anderntags nach, fand ihn aber (als einzigen Turm) verschlossen. Das war bei der Sachlage weiter nicht schlimm, denn Regen und Sturm erlaubten kaum einen Schnappschuß auf den Turm selbst.

## Eine 15-tägige Wanderung durch den Schwarzwald

Von Karl Maier, Balingen

### 16 Stunden Erholung

In einem Prospekt heißt es, daß der Westweg, die rote Raute auf weißem Grund, von einem rüstigen Wanderer in elf Tagen bewältigt werden kann. Wir rechneten von vornherein mit 14 Tagen, wozu noch nach Bedarf zwei oder drei Ruhetage kommen konnten. Wir entdeckten bald, daß bei „maßhaltigem“ Marschieren, das bei uns Älteren eine tägliche Wanderstrecke zwischen 20 und 25 km bedeutete, kein besonderer Rasttag nötig ist und daß man bei günstigem Wetter sehr wohl auf einen Ruhesonntag verzichten kann. Wir gingen in der Regel nachmittags vier Uhr ins Quartier. Von da bis morgen acht Uhr liegen 16 Stunden Erholung. Wir schafften die Strecke in 15 Tagen. Vor dem Hochblauen verloren wir einen Tag. Es war Samstag nachmittag. Dem Rat Oberschulrat Hausers folgend, der die Wanderung von Nord nach Süd unternehmen hatte, riefen wir von Egerten im Kandertal auf dem Blauenhotel an. Wir erhielten die Antwort, daß des schönen Wetters halber das Haus vom Samstag auf den Sonntag völlig ausverkauft sei und daß sie schon 8 Anfragen abweisen mußten. Wir übernachteten nun im Brezel- und Tonstädtchen Kandern. Als wir am Sonntag oben anlangten, fanden wir den reinsten Autobahnhof vor. Auch vom Belchen her glänzten die Karosserien der Wagen. Von unserem Zimmer und Balkon aus konnten wir am Montag, dem 21. September, einen makellosen Morgenhimmel und um 6.16 Uhr die Sonne über dem Köhlgarten in aller Pracht aufgehen sehen. Vor dem Abgang bestiegen wir nochmals das Aussichtsgestüst. Es bot sich uns eine seltene Alpenfernsicht. Die Hörner und Grate der Berner Alpen waren deutlich auszumachen, etwas weniger klar die Berge um Luzern. Das Matterhorn und der Montblanc zieren ja zumeist nur die Kupferplatten der Schautafeln. Über der Rheinebene lagerte über all die schönen Tage des Septemberendes eine schmutzviolette Dunstschicht, aus der zumeist nur die beiden Belchen der Vogesen ihre Häupter erhoben. Mit einem Gruß von Frau Haas, der gastfreundlichen Wirtin an ihre Kollegin auf dem Belchen, verließen wir den Hochblauen, den wir zum erstenmal betreten hatten und dessen Namensbruder, der Zeller Blauen, vom Wiesental herübergrüßte. Quartierschwierigkeiten erfuhren wir nun keine mehr, obwohl wir uns nur noch auf dem Belchenhaus und im Gasthaus zur „Blume“ in Hausach anmeldeten. Wir hatten den September gewählt, um der Sommerhitze zu entgehen und um leichter Unterkunft zu bekommen. Die Rechnung ging lange Zeit auf, bis dann schlagartig mit dem Oktober Nebel, Sturm, Gewitter, Regen und Wolkenbruch einsetzten.

Der Belchenaufstieg war wohl der heißeste von allen. Trotzdem war die Sicht von dem kahlen Gipfel verschleiert. Doch sahen wir Badenweiler und Umgebung in der Tiefe liegen. Wir ließen aber wohlweislich den Rat eines Bekannten unbeachtet, der uns den Abstecher nach dem schönen Badeort empfohlen hatte. Den Blauen konnten

wir nicht erkennen. Vom Feldberg sahen wir im Fernglas und dann auch mit den bloßen Augen hoch in einer Dunstwolke schwebend den hell angestrichenen Postturm auf dem Seebuck. Der bedeckte Himmel kam uns anderntags auf dem 26 km langen Weg zum Feldberg zustatten.

### Vater der Schwarzwaldberge

Von der Todtnauer Hütte kommend erklimmen wir am nächsten Tage in der warmen Morgensonne den Vater der Schwarzwaldberge. Auf seinem Rücken verbrachten wir gute zwei Stunden und hielten Umschau nach allen Seiten. Zwei Tiefblicke fesselten mich immer wieder: der Blick ins St.-Wilhelmer-Tal und der Blick zum Feldsee. Wir nahmen uns vor, das nächstemal dem wenig besuchten Herzogenhorn einen Besuch abzustatten. Als wir an der Tafel „Lawinengefahr“ vorbeikamen, versuchten wir, uns die drei Meter Schnee vorzustellen, die der Schneebericht im letzten Winter so oft gemeldet hatte. Die Alpengipfel waren bis gegen 10.30 Uhr zu sehen.

Auf dem Wege zum Titisee fiel uns der streckenweise morastige Grund auf dieser so viel begangenen Trasse auf. Damit stellt sich die Frage: Wie steht es um die Wanderwege des Schwarzwaldes? Wir können diese Frage natürlich nur für den Westweg beantworten. Nun, die Straßen sind besser als die Wege. Ist das vielleicht der Grund, daß der Wanderer auf lange Strecken, besonders im Gebiet des Turners, auf die Landstraße verwiesen wird? Es ist auch nicht angenehm, wie an vielen Stellen notwendig, unter Weidezäunen durchkriechen oder wie ein Häschen zwischen ihnen durchschlüpfen zu müssen. Daß sie meist geladen sind, hat meine Frau einmal auf ihre Weise festgestellt. Im ganzen sind die Pfade befriedigend, teilweise gut; aber schlechte Stellen fehlen auch nicht. Es sollen deren drei genannt werden: Der nördliche Abstieg von der Hornisgrinde in Richtung Ochsenstall (er ist allerdings nicht der offizielle, den wir verloren hatten), ein schreckliches Stück Abstieg vom Hohloch zum Kaltenbronn und — ein ebensolches Stück am Wildbader Hang in Stadtnähe von der Grünhütte kommend. Die Wege des südlichen Schwarzwaldes sind besser als die des nördlichen. Daß die Pfade nach den außerordentlichen Schneebrüchen des letzten Winters und durch das Aufbereiten des Holzes mitunter schwer begehbar sind, liegt in der Natur der Sache und ist vorübergehend. Doch sollten die zuständigen Ortsgruppen des Schwarzwaldvereins darüber wachen, daß Wanderwege, die von den Holzgassen der zu Tal gelassenen Stämme angeschnitten werden, immer wieder instandgesetzt werden. Die Beschilderung ist bis auf den Durchgang der Städte (was zu verstehen ist) hervorragend, aber in diesem Umfange höchst notwendig. Wir stellten fest, daß das Gesicht der Zeichen den Wanderern von Norden zugekehrt ist. Dauernde Aufmerksamkeit ist vonnöten, und wir trafen kaum eine Wandergruppe, die nicht ein- oder mehreremal in die Irre gegangen war.

### Wie Handwerkerburschen

Unser Tagesziel war an und für sich nicht das Wanderheim, obwohl es deren im Schwarzwald eine erstaunlich hohe Zahl gibt, vor allem Häuser der Naturfreunde, sondern der gute Gasthof. Aber die Umstände brachten es mit sich, daß wir vom Hotel bis zum einfachen Bauernhaus alle Gegebenheiten auskosteten. Unseren Wanderkollegen, die uns gewöhnlich ab 11 Uhr entgegenkamen, verdanken wir manch guten Wink. Später, als wir uns auch Wander- und Gasthofwissen erworben hatten, konnten wir uns revanchieren. Manchmal kamen wir uns wie Handwerksburschen vor, so, als wir uns beim Anblick des Wildsees über die besten Gasthöfe des Städtchens Kandern im südlichen Schwarzwald unterhielten und jeder sein Quartier pries. Auf dem Kniebis leisteten wir uns nach dem Beispiel eines wandernden jungen Ehepaares, mit dem wir im Süden abends zusammengesessen waren, ein Zimmer mit Bad. Vor der Badener Höhe waren wir des Regens halber froh, in einem Heim der Karlsruher

Naturfreunde aufgenommen zu werden, und krochen abends vorschriftsmäßig in den Schlafsack. Und am Bauernhaus waren wir zweimal froh. Das erstmal, als in der Jugendherberge am Titisee, die, wie ich aus einer früheren Übernachtung mit meinen beiden ältesten Kindern wußte, auch ein Zimmer für ältere, nichtorganisierte Wanderer unterhält, voll besetzt war. Da suchten wir den uns von Wanderern genannten Weberhof. Unten an der Heerstraße fanden wir bald seinen schönen geschnitzten Schild und ihn selbst ziemlich hoch am Hand. Die Bäuerin ließ uns die Wahl zwischen einem Gelaß über dem Stall und einem richtigen Gastzimmer. Die Entscheidung fiel uns nicht schwer. Ein Waschbecken war im Zimmer und ein Stecker über dem Ehebett. Von dem Balkon konnte man auf den See blicken. Was wollten wir mehr? Als wir am Morgen hinaustraten, war der See nach der kalten Nacht von weißem Nebel überzogen. Nun, wir hatten auch keine Lust mehr, ihn zu sehen, denn am Abend hatten wir kilometerweit auf der Landstraße traben müssen, um an privatem Ufergelände vorbei das der Öffentlichkeit zugängliche Nordostufer zu erreichen.

#### Eine richtige Durststrecke

Schon bei der Planung hatte uns, wie übrigens allen Wanderern, das Wegstück Hausach — Kniebis Kummer bereitet. Es ist gute 33 km lang und bedeutete für uns aus dem Süden die Überwindung eines Höhenunterschieds von 750 Metern. Ich hatte vorgesehen, im Notfall von Hausach nach Wolfach mit der Bahn und das Schapbachtal mit dem Bus so weit hinaufzufahren, daß dann zu Fuß über den Glaswaldsee der Höhenweg und damit die Alexanderschanze zu erreichen wäre. Ich wollte andererseits nicht ohne Not von der Fußreise abgehen und befragte fleißig alle Gegenwandler nach der Möglichkeit der Übernachtung in einem Bauernhaus nicht allzu weit vom Höhenwege. Die Antwort lautete regelmäßig: Gibt es nicht, es gibt auf der Strecke kein Haus, man trifft dort außer Wandernern keinen Menschen. Es ist eine richtige Durststrecke, und in allen Reiseführern steht, man müsse sich auf diesem Wege mit Proviant und Getränk versehen. Eins war uns klar, die Strecke und der Aufstieg ging über unsere Kräfte und zu Lasten unserer Wanderfreude. Beim genauen Studium meiner Karte entdeckte ich etwa in der Mitte des Wegs in der Nähe der Route schwarze Rechtecke, die doch nichts anderes als Gebäude bedeuten konnten, und wo Stadel und Schuppen stehen, ist auch ein Haus nicht unweit. Als wir am Sonntag, dem 27. September, den Brandenkopf hinter uns hatten, trafen wir ein Ehepaar mit Rucksack, das von einem Hof, der um die nächste Waldecke zu sehen sei, zu erzählen wußte. Eine Viertelstunde später sagten wir der jungen Harkbäuerin unser Sprüchlein, und Frau Hug sagte ja. Sie saß in der großen Bauernstube und hatte den Flickkorb vor sich. In dieser Stube sollten wir nächtigen. Nein, nicht auf der Ofenbank und auch nicht auf dem Fußboden, sie habe zu diesem Zweck zwei Liegen bereit, die sie abends dann hereinstelle. Wir setzten unsere Rucksäcke auf der Bank ab, auf der schon, schön gereiht, drei Schulranzen lagen, ein vierter hing an einem Nagel an der Wand. Die Familie Hug hatte früher ein ganzes Zimmer für Wandergäste eingerichtet, aber den Raum selber benötigt, als sich nacheinander 6 Kinder einstellten. Wir verließen dann den Raum und legten uns am Hang in den Schatten einer jungen zahmen Kastanie und sahen in das Tal hinunter, das nach einer Biegung in das Harmersbachtal hinunterführte. Alles am Harkhof, dem höchsten der Höfe im Tal, war dem Hang abgetrotzt, auch der große Acker oben, der teilweise mit Rüben angepflanzt

war und dessen braune Erde weithin leuchtete. Die alte Hofbäuerin, die sich später zu uns gesellte, erzählte von der Geschichte ihres Hofes. Sie selbst war noch rüstig, ihr Mann kränklich; die Wirtschaft führten die Jungen. Abends sassen wir dann mit den Frauen und den ältesten Kindern in der Stube. Die Kinder berichteten von ihrer Schule in Oberharmersbach. Mein Blick fiel auf ein Jagdgewehr an der Wand. Ich stellte scherzhaft die Frage, ob dies der Brummler sei, mit dem der sterbende Hermesbur seinen Erntevölkern im Tal den heranahenden Tod angekündigt hatte. Schlagfertig erwiderte die Altbäuerin, daß sie die Geschichte von Hansjakob kenne und daß der Hermeshof überm Harmerstal drüben im Tal der Nordrach liege. Abends gab es Speck und Most und am Morgen heiße Milch und Butterbrot. Um 6.15 Uhr sah ich drei Kinder mit ihren Ranzen talabwärts ziehen, das vierte folgte eine Stunde später. Im Winter spielt sich dasselbe durch den hohen Schnee ab.

#### Die Verpflegung

Die Magenfrage lösten wir auf einfache Weise. Nach der Ankunft im Quartier interessierten wir uns sehr für die Speisekarte; morgens schöpften wir die Schätze des Frühstücks aus. Den Tag über gab es nur ein einfaches Vesper aus Vollkornbrot in Scheiben und Butter. Das Getränk entnahmen wir dem wasserreichen Gebirge. Einmal war es das Wasser der jungen Elz, die Donauquelle (Quelle der Breg) oben auf dem Berg hatten wir übersehen. Sie stand wohl auf dem Plan, nicht aber auf den Wegtafeln, die wir immer eifrig studierten. Bei Gelegenheit bereicherten wir die Mahlzeit mit Obst. So vermieden wir innere und äußere Belastung und konnten auch die schwere Feldflasche einsparen. Den großen Durst löschten wir abends in der Herberge. Eine entscheidende Rolle spielt bei einer solchen Wanderung das Wetter. Es war uns, wie gesagt, in den 12 Tagen des Septembers hold gesinnt gewesen: Kein Tröpfchen Regen (den letzten Septembertag ausgenommen), Sonne über Sonne, alle Wege fest und trocken, Dauerfrost ausgenommen. Bei Nacht gab es den schönsten Sternenhimmel. Ich erinnere mich z. B. nicht, das Sternbild des Orions leuchtender gesehen zu haben als in jener Nacht in Hausach. Aber der Oktober schien alle Taten seines Vorgängers auslöschen und ersäufen zu wollen. Unser schönster Wandertag war der zweitletzte September. Er führte uns zu den Perlen der Schwarzwaldhochstraße, aber nicht auf der Straße, sondern abseits auf zumeist herrlichen Waldwegen. Außer dem Schlifflkopf ist auf dieser etwa 22 km langen Tagesstrecke kein großer Höhenunterschied zu überwinden. Und der Fußgänger kann sie alle geruhsam betrachten und erleben: Alexanderschanze auf dem Kniebis, Zuflucht, Schlifflkopf, Ruhenstein, Wildseeblick und Eutingsruhe, Darmstatter Hütte, Mummelsee. (Diese letzte Station vor der Hornsgrinde muß allerdings von Seibleck durch eine Steilstrecke erarbeitet werden.) Auf einer solchen Bahn geht dem Wanderer das Lied des wandernden Müllers leicht von der Kehle. Die Strophe von von den schweren Steinen mag er dann vielleicht so ummodellieren:

„Die Rucksäck' selbst so schwer sie sind,  
die Säcke, die Säcke;  
sie klappern lustig hinterdrein und  
schneiden mit den Riemen ein,  
die Säcke, die Säcke“.

Unser Zimmer im Höhenhotel Mummelsee mit dem Blick auf den bootsbelebten See war unser letztes Glück. Auf der Hornsgrinde war es am Morgen des 30. September kühl und diesig! Der Feldberg war nicht zu erblicken, aber sonst viel Unerfreuliches, wie Stacheldraht und militärische Anlagen mit Knipsverbot usw. Kandel und Brend

waren zu erkennen, im Nordosten waren Badener Höhe und Hohloch nicht genau auszumachen. Nun, wir werden ja hinkommen. Unterstmat und Hundseck gingen noch, aber im Kurhaus Sand mußten wir des Regens halber einkehren und eine teure Suppe essen. Mit dem herannahenden Oktober wurde der Wetterumschlag deutlicher. Vor dem Naturfreundehaus der Karlsruher am Fuße der Badener Höhe troff es aus den Wipfeln. Am Morgen prasselten Graupen auf das Dach. Kalte Nebel trieben auf der Höhe ihr Spiel. Nach der Aufhellung über dem Murgtal zeigte der Hohlloch sein unwirtlichstes Gesicht.

Schluß folgt.

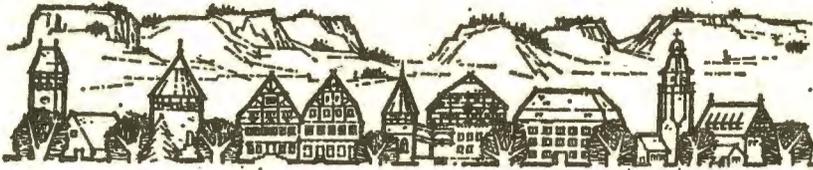
## Die Waldvögelein



In Gesellschaft einer bunten Pflanzenfülle finden sich bei uns schön blühende Gewächse aus der Familie der Orchidaceae. Zu ihr zählen auch die in unseren Wäldern nicht selten vorkommenden Waldvögelein: das Weiße Waldvögelein (Cephalanthera alba [pallens]), das Schmalblättrige W. (C. ensifolia [longifolia]) und das Rote W. (C. rubra). Allen drei gemeinsam ist die ungespornte, deutlich gegliederte Lippe. Das Weiße W. hat eiförmige oder eilanzettliche Blätter, während sie beim Schmalblättrigen lanzettlich sind. Dieses wird daher auch Schwertblättriges W. genannt. Sie unterscheiden sich auch durch die Blüten. Das Weiße W. hat wenigblütige gelblichweiße Ähren, deren Blüten stumpfe Hüllblättchen haben; das Schmalblättrige W. hat milchweiße vielblütige Ähren mit spitzen Blütenhüllblättern, und das Rote W. hat große rosarote Blüten und alle Blütenhüllblätter sind zugespitzt. Trotz dieser Verschiedenheiten sind allen drei die Standorte gemeinsam. Es sind, vor allem lichte Laub- und Forchenwälder, wo sie den schönsten Schmuck bilden. Die Waldvögelein und ihre Verwandten gehören durch ihre wunderbaren Formen der Blüte (Frauenschuhe usw.), der seltenen Farbenpracht, dem starken Duft so mancher Arten und durch die eigentümliche Gestaltung der Knolle zu den schönsten und seltsamsten Pflanzen unserer Heimat, die alle eines besonderen Schutzes würdig sind. Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

30. Juni 1972

Nr. 6

## Aktuelle Fragen zum Chorgesang in unserer Heimat

Anläßlich des Gausängertreffens am 15. und 16. Juli in Frommern

Von Helmut Hauser

Der Zollernalb-Gau ist einer der 22 Sängergaue des Schwäbischen Sängerbundes. Er umfaßt die Kreise Hechingen, Sigmaringen und Balingen. Die Gauliederfeste und Gausängertreffen geben immer Einblicke in unsere Chorarbeit. Neben vielen Einzelveranstaltungen stellen unsere Gruppenkonzerte Höhepunkte dar, so daß das Singen von heute, seine Erscheinungsformen, seine Bedeutung und sein Wandel erhellt und demonstriert werden. In unserem Sängergau zählt man 75 Vereinsorte und 82 Vereine. Diese Vereine gliedern sich wiederum auf in 64 Männerchöre, 6 Frauenchöre, 33 gemischte Chöre, 2 Jugend- und 9 Kinderchöre. Recht erfreulich sind die nachfolgenden Zahlen, die zugleich beweisen, daß in unserer näheren und weiteren Heimat viele Kräfte am Werke sind, die in eine sangesfrohe Zukunft weisen. Es singen im Gau 2064 Männer, 638 Frauen, 49 Jugendliche und 427 Kinder, außerdem dürfen wir 5111 fördernde Mitglieder verzeichnen.

Im Anschluß werden bedeutsame Fragen aufgeworfen und der Versuch angestellt, sie aus der Sicht realer Tatbestände zu beantworten. Fragen und Antworten sollen dabei unsere Problematik aufzeigen, erhellend und gangbare Wege einer Problemlösung markieren.

### Welches ist wohl das aktuellste Problem des Chorgesangs?

Ich glaube, daß der Chorgesang als Freizeitgestaltung und kulturelle Aufgabe von Sänger und Sängerin verstanden wird. Erstrebenswert wäre in einem Chor die Einsicht, daß erst die Gemeinsamkeit von Lust und Pflicht die Arbeitsweise in einem Chor bestimmen kann, freilich nicht nur im Vollzug einer ausgegebenen Losung, sondern mehr freientscheidend und in Verantwortung handelnd. Es wäre schön, wenn Chormitglieder die im Chorgesang verborgenen und verbundenen Aufgaben immer wieder als eine Erfüllung ansehen, die sie aus freiem Antrieb und innerer Anteilnahme leisten. Ich bin mir um die Realitäten in unseren Chören im klaren, aber die Wirklichkeit anspruchsvollerer Konzerte oder Liederabende kann nur auf der Basis solider Grundhaltungen begründet sein.

### Kann man heute einen Verein als ein sinnloses Relikt einer vergangenen Epoche ansehen?

Die Quelle solchen Vereinsverständnisses — oder besser: Mißverständnisses — sprudelt wohl nur auf der personellen Seite. Überdenkt man einmal den nüchternen Zweck all der vielen Vereinigungen von Fußball, Turnen, Leichtathletik über Instrumental- oder Vokalmusik bis hin zu Fischen und Jagen, so sind dies heute wie vor Jahren angesehene, beliebte, verbreitete und förderungswerte Formen außerberuflicher Betätigung. Und wieviel Verbindendes, Fröhliches, Erbauendes und Tröstendes liegt gerade im Singen! Natürlich sollte ein Verein nicht zum Tummelplatz übertriebenen Ehrgeizes, hochtrabender Pläne, geduldeter Unfähigkeit oder sinnloser Rivalitäten werden. Und auch nicht der Ort, wo man in billige und zweckfremde Unterhaltung abgleitet. Es gilt eben Ziele stets neu zu überprüfen und neue Ziele anzusteuern. Chorleiter und erster Vor-

stand sind eben die Schlüsselgestalten eines Chores bzw. Vereins. Ihre echte Autorität kann nie zwangsläufige Folge ihres Alters, ihrer beruflichen Position und gesellschaftlichen Funktionen oder ererbter Vorrechte sein. Vielmehr muß die Grundlage ihrer Autorität durch größeren Sachverstand und fachliches Wissen und Können, durch ihre höheren menschlichen Qualitäten und ihre fundierteren Argumente begründet sein. Persönliches Vertrauen muß die Atmosphäre des Vereins- und Chorlebens neben gegenseitiger Duldung und Anerkennung bestimmen. Nicht ein autoritärer Führungsstil darf das Vereinsleben trüben, sondern durch den sozial-integrativen Stil wird dem Sänger und der Sängerin größtmögliche eigene Entscheidungsfreiheit eingeräumt. Dadurch soll die Eigeninitiative gefördert werden und die Sängerkameraden zu einer vorurteilsfreien, sachlichen, innerlich engagierten Auseinandersetzung mit der Chor- und Vereinsproblematik befähigen. Das Zusammenleben einer echten Gemeinschaft, sei es ein Land- oder Stadtchor, ein größerer oder kleinerer Verein, wird weder durch eine autoritäre Gängelei noch durch einen richtungslosen Blindwuchs bestimmt werden dürfen. Dietrich Bonhoeffer drückt die notwendigerweise doppelte Sicht treffend mit folgender Formulierung aus: „Gehorsam ohne Freiheit ist Sklaverei, Freiheit ohne Gehorsam ist Willkür. Der Gehorsam bindet die Freiheit, die Freiheit adelt den Gehorsam.“ Und seien wir doch ehrlich: leitende Stellen sind ehrenamtlich doch kaum begehrt, deshalb sollten wir uns das Leben in den Vereinen nicht unnötig schwer machen. Und die gute Zusammenarbeit zwischen Chorleiter und Vorstand bzw. Vorstandschaft ist sehr wichtig, separatistisches Nebeneinanderhergehen vergiftet nur die Vereinsluft. Chorleiter und 1. Vorsitzender müssen bei aller Achtung der fachlichen und menschlichen Belange die Fähigkeit haben, auf den Pulsschlag des Vereinslebens hinzuhorchen, um etwaige „Entzündungsherde“ gleich mit der entsprechenden Therapie behandeln zu können. Hier denke ich besonders an ein Wort des bedeutenden schwäbischen Dichters und Silcherforschers August Lämmle. Er fragte mich vor einigen Jahren — es war



im Anschluß an ein gelungenes Chorkonzert in Gündelbach: „Herr Hauser, was ist Arbeit? Ich rätselte um verschiedene Antworten; er fiel mir ins Wort und meinte kürzer ausgedrückt: „Zusammenarbeit!“

### Nachwuchs durch Kinder- und Jugendchöre?

Ja — aber nicht ausschließlich! Wir liegen in der Anzahl der Kinder- und Jugendchöre im Zollernalb-Gau an dritter Stelle der 22 Gaue des Schwäbischen Sängerbundes. Elf Kinder- und drei Jugendchöre mit insgesamt 647 Sängerinnen und jungen Sängern bilden unseren Grundbestand. Über die Hälfte dieser Chöre werden von Lehrern geleitet und viele unserer bedeutenden Chöre wie der Liederkranz Balingen, der Sängerbund Bisingen, der MGV Lautlingen, der MGV Frommern und Weilstetten u. a. werden von Lehrern als Chorleiter geführt, so daß an dieser Stelle mit aller Entschiedenheit dem Vizepräsidenten des DSB, Dr. Weiß, Stuttgart, widersprochen werden muß, wenn er in dem neu erschienenen Buch von E. Schwarz „Chor in Stuttgart“ wie auch in einer Schwäbischen Sängerschaft „vom geradezu katastrophalen Desinteresse großer Teile der jungen Lehrergeneration an der Laien-Chorarbeit“ (S. 54) redet. Doch zurück zu den Kinder- und Jugendchören. Uns allen sind die Schwierigkeiten bekannt, die sich einer breiteren und erfolgversprechenderen Arbeit auf dem Gebiete des Jugendsingens entgegenstellen. Die unzureichende musikalische Bildung in den Grund- und Haupt-

schulen unseres Landes, die oft chorfeindliche Entwicklung der zeitgenössischen Musik, der rapide Wandel der Gesellschaftsstruktur mit allen seinen hemmenden Erscheinungen (z. B. der Jugendliche als passiver Musikkonsument: Kofferradio, Platten, Fernsehen, Tonbänder u. a.), das Fehlen oder die mangelhafte Verbreitung einer die Jugend ansprechenden Chorliteratur, die festgefahrenen Organisationsformen der Vereine, Kreise, Bünde und nicht zuletzt die Spannung zwischen den Generationen. Falsch ist das ledigliche Anprangern der Jugendlichen und ihrer Interesslosigkeit, das zugleich Entschuldigung für eigenes Versagen sein soll.

Wenn jugendlicher Nachwuchs gesucht wird, so muß darauf geachtet werden, den Jugendlichen persönlich und nicht kollektiv anzusprechen. Der Jugendliche liebt mehr die Abwechslungsfülle und eine Arbeit, die auf neuere Ideen hinzielt. Eine Entrümpelung überalterter Formen müßte gelegentlich einhergehen. Strukturveränderungen werden notwendig werden, vor allem auch im Hinblick auf instrumentalbegleitendes Chorsingen. Während sich Ihr und unser Gau und sogar der SSB in früheren Jahr-

zehnten erlauben konnte, eine einheitliche Äußerung hinsichtlich der Chorauswahl und Inhalte zu demonstrieren, ist man heute in die Vielfalt künstlerischer Äußerungen entlassen. Und doch sollte man in den Jugendchören nicht ausschließlich Volkslieder anbieten. Die Folklore und das Volkslied fremder Länder, das Shanty, der Song, das Spiritual und in gewissen Grenzen das Chanson. Das Auswahlkriterium müßte auf jeden Fall eine dem Text wertvolle, adäquate Vertonung sein! Außerdem sollten wir uns hüten vor einer Begriffsverhärtung gegenüber dem Schlager und dem Volkslied. Als ob das Volkslied die Garantie von „Echtheit und Tiefe“ in sich schliesse und der Schlager „nur minderwertiges Massenlied, musikalische Eintagsfliege, moralverderbend, und von Niveaulosigkeit und Banalität“ gezeichnet ist. Auch im Volkslied steckt oft Sentimentalität und ich frage allen Ernstes, ob „liebende Königskinder“, „der Brunnen vor dem Tore“, „Dorflinden“, „der Gang zum Brünnele“, „der freunde, wilde Wassermann“, „das frühauftretende Mädchen“ oder „der fahrende Handwerksgehilfe“ nicht Requisiten sind?

bau im unteren Schloßhof kann dem um Schloß und Stadt überaus verdienten Herzog Friedrich I. (1593—1608) zugeschrieben werden. Ja, er machte den Hellenstein zur fürstlichen Nebenresidenz. Ab 1792 wurden große Teile der gewaltigen Burg infolge Zerfalls abgebrochen. Dem weiteren Abbruch widersetzte sich die Stadt und nahm Schloßkirche, Obervogtei, Burgvogtei und Fruchtkasten in ihre Hände. In den erhaltenen Räumen ist eines der besten Museen Süddeutschlands untergebracht. Neben der Besichtigung desselben kann ein Rundblick vom Aussichtsturm bei schönem Wetter auf Stadt und Umgebung zum bleibenden Erlebnis werden. Heidenheim ist daher eine Reise wert.

## II. Der Rosenstein bei Heubach

1. Geschichtliches: Der Rosenstein ist zweifellos der schönste und interessanteste Berg der Ostalb, wenn er auch keine so bedeutenden Geschlechter getragen hat wie Zoller, Achalm, Hohenurach, Teck, Staufen, Rechberg und Helfenstein. Der Rosenstein gehörte ursprünglich zur Herrschaft Lauterburg, einer Seitenlinie der Pfalzgrafen von Dillingen-Donauwörth. Die Lauterburg lag östlich des Rosenstein auf einer vorspringenden Bergnase. Überliefert ist uns ein Adelbertus von Dillingen, der 1121 Herr der Lauterburg genannt wird. Er stand in staufischen Diensten. Er ist ein einflußreicher, vermögiger Mann gewesen. Der letzte dieser Seitenlinie des Geschlechts auf Lauterburg und Rosenstein starb 1191.

Von 1191—1345 saßen auf dem Rosenstein Edelfreie, die Hacken von Wollstein. Sie erhielten bald die gesamte Herrschaft von den Stauern zu Lehen. Die Burg Wollstein erhob sich dicht bei Abtsgmünd, einer Gründung des Klosters Ellwangen. Samt Abtsgmünd gerieten die Hacken bald unter die Oberhoheit des Klosters Ellwangen. 1345 starb der letzte Hacken auf Rosenstein. 1335 mußten sie ihr Dorf Mulfingen an das Kloster Lorch, 1373 selbst ihre Stammburg an das Kloster Ellwangen verkaufen.

Seit 1345 befand sich die Herrschaft Lauterburg mit dem Rosenstein, Heubach und Aalen im Besitz der Herren von Oettingen. Sie verpfändeten bald ihr Eigentum an das Haus Württemberg, an Eberhard den Greiner (1344—1392), Eberhard wiederum verpfändete 1360 das Gebiet an Kaiser Karl IV., der Prag zur Hauptstadt des Reiches machte. 1376 erhielt Eberhard die Gebiete zurück (Rosenstein, Heubach, Lauterburg, Essingen), da der Kaiser ihm 13 000 Pfd. Heller schuldete.

Die Woellwarth auf dem Rosenstein (1413—1579). Der Stammsitz der Woellwarth erhob sich an der Wörnitz gegenüber der Haaburg am Rande des Rieskessels. Die Woellwarth hatten seit langem gute Beziehungen zum Hause Württemberg. 1395 waren sie Hofmeister von Württemberg, Untervogte von Lorch, Forstmeister zu Heidenheim u. a. Georg der Ältere von Woellwarth begleitete 1388 Graf Eberhard den Greiner in die Schlacht bei Döfingen, Eberhard III. (den Mildten) auf das Konzil in Konstanz (1415). Ulrich der Vielgeliebte (1433—1480) versprach 1459 Wilhelm von Woellwarth jährlich auf Jakobi einen Hirsch zu liefern. Reinhart von Woellwarth fuhr mit Eberhard im Bart 1468 ins Heilige Land. Graf Eberhard der Milde (1392—1417) belehnte 1413 die Woellwarths mit der Herrschaft Lauterburg. Der letzte Woellwarth-Lauterburg auf dem Rosenstein war Georg Woellwarth. Er stellte 1524 in Heubach ein Schloß, das mehr Komfort bot als das Felsennest auf Rosenstein. Auf Rosenstein hauste nur noch ein Kaplan, bis die Brücke über dem Halsgraben einstürzte und nicht wieder aufgebaut wurde. Die noch betriebene

# Heidenheim und Rosenstein bei Heubach

Zur Fahrt der Heimatkundlichen Vereinigung am 2. Juli — Von Wilhelm Wik

## I. Heidenheim mit Burg einst Teil der Grafschaft Helfenstein, heute Mittelpunkt der schönen Ostalb

Nachdem wir eine ganze Reihe Fahrten auf die mittlere Alb gemacht haben, soll in diesem Jahr unser Weg auf die Ostalb führen. Die herrlichen, landschaftlichen Reize verdienen und lohnen einen Besuch. Zudem betrachte ich die Fahrt nach Heidenheim als eine Ergänzung unserer Fahrt im Juli 1965, auf der wir die früheren Gebiete der Grafschaft Helfenstein besuchten. Ich erinnere an Wiesensteig, Geislingen und Ruine Helfenstein. Wer von den Teilnehmern sich die damalige Fahrt in Erinnerung bringen möchte, kann in den Heimatkundlichen Blättern Nr. 9/1965 S. 565—567 nachlesen.

Nach dem Alaufstieg über den Aichelberger Viadukt fahren wir in Gruibingen in das Gebiet der früheren Grafschaft Helfenstein ein. Zum Urgebiet der Grafschaft gehörten drei Ämter: 1. Das Amt Helfenstein mit Geislingen und 16 Dörfern. 2. Das Amt Spitzenberg mit ca. zehn Dörfern im mittleren Filstal. 3. Das Amt Hiltenburg mit Stadt Wiesensteig mit Dörfern im oberen Filstal und auf der Albhochfläche.

Dieser Urbesitz ist vor allem durch die beiden Heiraten des Grafen Ulrich VI. erweitert worden. Er war Zeitgenosse des Kaisers Rudolf von Habsburg (1273—1291). Durch seine zweite Heirat mit der Tochter Agnes des Pfalzgrafen Rudolf von Tübingen erwarb er Stadt und Amt Blaubeuren samt der Vogtei über das Kloster Blaubeuren. Die erste Heirat mit der Württ.-Dillinger Grafentochter Williburg erbrachte ihm Gebiete um Neresheim und Heidenheim, wohl auch den Herwartstein über Königsbronn (früher Springen) an der Brenzquelle. Der Luxemburger Kaiser Karl IV., der in Prag residierte, überließ den Vettern Ulrich X. (1350—1372 regiert) und Ulrich XI. Schloß Hellenstein mit dem Dorf Heidenheim, Giengen a. d. Brenz mit Burg, Hürben mit der Kaltenburg, Gundelfingen und Leipheim an der Donau. 1356 wurde Heidenheim zur Stadt erhoben und an den Fuß des Hellensteins verlegt. Drei Städte haben die Helfensteiner gegründet: Wie-

sensteig, Geislingen und Heidenheim. Damit übertraf die Grafschaft Helfenstein das Gebiet der Württemberger an Ausdehnung.

Durch das romantische obere Filstal erreichen wir Geislingen und über die herrliche Albstraße Eybachtal — Böhmenkirch die Stadt Heidenheim im Brenztal am Fuße des Schlosses Hellenstein. Heidenheim mit 50 000 Einwohnern ist der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt der Ostalb. Wir besuchen das Wahrzeichen der Stadt: Schloß Hellenstein. Die erste und älteste Burg, heute Ruine, befand sich auf der höchsten Erhebung des Berges im Besitz der Herren von Hellenstein. Erste urkundliche Nennung 1150 erfolgt mit einem Tegenhardus de Hellenstein, einem Freunde Friedrich Barbarossas. Im 13. Jahrhundert nannten sich die Adligen von Gundelfingen die Herren von Hellenstein. Im Jahre 1307 erlosch das Geschlecht der Hellensteiner. 1307—1351 war die Herrschaft Heidenheim als Reichslehen verpfändet an die Herren von Rechberg.

Im Jahre 1351 kam der Hellenstein von Kaiser Karl IV. in den Besitz der Helfensteiner. Aber schon 1356 teilten die Vettern Ulrich X. und Ulrich XI. ihre Grafschaft in zwei Teile: Ulrich X. bekam als der ältere Graf die Urämter Helfenstein, Spitzenberg und Hiltenburg, während Ulrich XI. den Blaubeurer und Heidenheimer Teil erhielt. Ulrich XV. und sein Bruder Konrad teilten die neue Linie wiederum. Ulrich erhielt die Herrschaft an der Brenz mit Heidenheim und Hellenstein, die er dann 1448 an Graf Ulrich V. von Württemberg, den Vielgeliebten, verkaufte, während Konrad seinen Blaubeurer Besitz an den Württemberger Grafen Ludwig in Urach (1426—1450) veräußerte.

Nach Übergang der Herrschaft Heidenheim an Bayern (1450—1504) und an die Reichsstadt Ulm (1511—1536) blieb die Herrschaft Heidenheim endgültig bei Württemberg. Am 15. August 1530 zerstörte ein gewaltiger Brand sämtliche Teile der oberen Burg. Von 1536 an erfolgte der Wiederaufbau durch die Württembergischen Herzöge Ulrich (1519—1550) und Christoph (1550—1568). Der krönende Auf- und Aus-

Viehwirtschaft war damit erledigt. Man überließ das Felsenest dem Zahn der Zeit, so daß schon 1680 nach dem Chronisten „alles zergangen war“.

Herzog Christoph (1550—1568) betrieb seit 1563 die Auslösung der Pfandschaft durch Wiederkauf, die 1579 vollzogen wurde durch Herzog Ludwig.

2. Die Burganlage. Auf dem Rosenstein befinden sich Keltenwälle. Der größte ist 325 m lang, 10 m breit und noch 2 1/2 m tief. Die mittelalterliche Burg zerfiel in die Vorburg und die Hauptburg. Die Vorburg reichte bis an den 45 m langen, 13 m breiten und etwa 4 m tiefen Graben. Sie umfaßte ein großes Gelände mit Festungsanlagen, Vorratslagern, Scheunen, Ställen und Gesindehäusern. Das Vorburggelände schloß den Lärmfelsen ein, der 13 m höher als der Westfelsen ist. Der Lärmfels trug einen Turm als Auslug.

Die Hauptburg war durch den Halsgraben vom Bergmassiv getrennt. Der Graben hat erstaunliche Ausmaße: 14 m breit, 19 m tief. Der Zugang über die Brücke war von einem viereckigen Torturm geschützt. An

diesen Turm schloß sich eine ungewöhnlich starke Mantelmauer mit Wehrgang an. Dieser endete in zwei Türmen an der Südost- und Nordostecke. Der Westfelsen ragt 40 m hoch auf. Daher war die Burg uneinnehmbar. Sie scheint daher keinen eigentlichen Bergfried gehabt zu haben. Der Mantelmauer war der Zwinger vorgelagert. Der Palas lag im Westen, zweistöckig mit viereckigen Fenstern. Die Erbauung der Hauptburg geschah mit größter Wahrscheinlichkeit durch die Hacken von Wollstein, die wohl der Mithilfe der Staufer bedurften. Die Buckelquader zeigen, daß die Erbauung nicht vor 1200 geschah. Die Fenster des Herrenhauses zeigen Formen, wie sie zur Zeit Heinrichs VII. (1220—1235) üblich waren. — Es ist möglich, daß die Pfalzgrafen von Dillingen hier schon ein festes Steinhaus hatten, von dem aber nichts mehr übrig ist. Es fehlen Kammern wie bei der Lauterburg oder Geschütztürme wie am Rechberg. Durch Abtransport von Bausteinen ist ein genaues Bild nicht mehr möglich. Ein eiserner Steg führt über den Graben zum Eingang.

stille stehn, noch muß es, wenn die Welle blaut, nach seinem Lenze wandern gehn“.

Für Scheffel, um noch einen unserer besessensten Dichter-Wanderer zu nennen, war Wandern nicht nur Poesie und Genuß, sondern auch ein wichtiges und zuverlässiges Gesundheits-Heilmittel.

Immer fernere Ziele steckte sich das Wandern. 1802 tritt dann Johann Gottfried Seume seinen berühmt gewordenen „Spaziergang nach Syrakus“ an, den er in einem liebenswerten Büchlein beschrieben hat, aus dem sein unsterbliches Wort stammt: „Es würde manches besser gehen, wenn man mehr ginge“.

#### Turnvater Jahn und das Wandern

Doch das alles waren nur Taten Einzelner. Erst Friedrich Ludwig Jahn brachte eine Regelmäßigkeit in das Wandern. Er schrieb in seinen „Runenblättern“: „Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Die Wanderschaft ist die Bienenfahrt nach dem Honigtau des Erdenlebens“. Solche Worte zündeten, und Jahns Turner zogen, das Ränzeltuch auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, durch die deutschen Lande. Von da her haben unsere Turner die Wanderlust noch heute im Blut.

Eine Art Unbehagen an der Zivilisation trieb die Bürger der Städte in die „unverfälschte“ Natur. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß alles Wandern sich erst ausgestalten konnte von dem Augenblick an, wo es möglich wurde, den Raum zu überbrücken, die Entfernungen zusammenschumpfen zu lassen. Und so ist der Bau der Lokomotive und ihre erste praktische Auswertung recht eigentlich die Voraussetzung unseres heutigen Wanderns geworden. Schon 1864 wurde durch Wanderer und Förderer der Badische Schwarzwaldverein mit dem Sitz in Freiburg ins Leben gerufen. In Wien war 1862 der erste Alpenverein gegründet worden. Er ist der älteste wandermäßige Zusammenschluß. Aber erst die Zeit nach dem Kriege von 1870/71 mit ihrer rasend voranschreitenden Industrialisierung schuf das Maß der Wanderbewegung.

#### Gründung des Albvereins

Überall erstanden Wandervereine, vielfach noch als wandernde Geschichtsvereine oder als sogenannte Verschönerungsvereine, die auf der Alb bis in den Anfang der 1840er Jahre zurückreichen. 24 derartiger Verschönerungsvereine schlossen sich Anno 1888 in Plochingen zum Schwäbischen Albverein zusammen. Seine Geburtsstätte war, wie Professor Nägele später selbst bekannte, die Studierstube Ludwig Eglers, damals Redakteur der „Hohenzollerischen Blätter“ in Hechingen. Dort fand sich vom Jahr 1886 an öfters Prof. Nägele aus Tübingen ein, und die beiden Männer unterhielten sich eingehend über Fragen der Heimat und des Wanderns, so auch über die Notwendigkeit der Gründung eines auf die Schwäbische Alb ausgerichteten Wanderverbands.

Wenn wir in den Blättern des Schwäbischen Albvereins die ersten Mitglieder listen nachschlagen, so finden wir schon im ersten Jahrgang, bald nachdem der Verein 1888 aus der Taufe gehoben war, auch Namen aus Balingen verzeichnet. Als dann zwei Jahre später hier eine eigene Ortsgruppe ins Leben gerufen wurde, griff der Verein damit schon über das Gebiet zwischen „Fils und Echaz“, das er sich zunächst zur Pflege ausersehen hatte, hinaus, so sehr hatte der Gedanke der Gründung eines Wandervereins, der die Heimat betreut, ein Echo gefunden.

Es folgte eine geradezu stürmische Aufwärtsentwicklung des Albvereins, die untrennbar verbunden ist mit dem Namen

## Vom Wandern einst und jetzt

Vortrag von Ernst Wintergerst (†) auf der 70-Jahr-Feier der Albvereins-Ortsgruppe Balingen

Die deutsche Vokabel „Wanderlust“ steht in den Wörterbüchern vieler Sprachen: Der Begriff wurde in Deutschland geboren. Vielfach wird bis auf die Germanen zurückgegriffen, als einem Wandervolk. Was die Germanen trieben, war aber kein eigentliches Wandern. Soweit sie nicht noch Nomaden waren und deshalb ihre Wohnsitze wechselten, waren sie „Auswanderer“, wie andere Volksstämme nach ihnen.

Wandernde Leute waren auch viele Kleiker des frühen Mittelalters, die von einer geistlichen Bildungsstätte zur andern wanderten. Vom Mittelalter bis zum 30jährigen Krieg gab es dann die fahrenden Scholaren oder fahrenden Schüler. Sie sind in unserer Zeit von einem romantischen Schimmer umgeben worden. In Zeitdokumenten des 16. Jahrhunderts findet man jedoch nichts dergleichen, im Gegenteil werden sie als abenteuernde Schwindler und Landstreicher bezeichnet, die auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des einfachen Volkes rechneten. Sie versprachen Wunderkuren mit Hilfe von Amuletten und Zaubermeln, wollten prophezeien und den Teufel bannen können.

Im frühen Mittelalter tauchten dann einige Handwerksstände auf, so vornehmlich der Müller, dem dadurch der Ruf des Leichtsinns, Unstetens anhaftete. Erst als sich dann im Laufe des Mittelalters die Städte entwickelten, das Handwerk erstarkte, sich zu Zünften zusammenschloß, wurden die Wanderjahre allgemein. Wie sollte auch in der damaligen Zeit, wo es noch keine Zeitschriften gab, die laufend über das Neueste im Handwerk berichtet hätten, der junge Handwerker Erfahrungen sammeln? Er mußte deshalb auf die Wanderschaft gehen. Aber nicht das Wandern war hierbei die Hauptsache, sondern die berufliche Weiterbildung; auch war es kein freies Wandern, es mußten vielmehr nach den Zeitvorschriften bestimmte Orte berührt werden.

Der 30jährige Krieg hatte alle Regungen eines freien, unbesorgten Lebens unterdrückt und arge Nöte heraufbeschworen. Als diese dann langsam verblaßten, fand man wieder Freude am Spaziergehen. So empfiehlt der bekannte, aus Kreenheimstetten stammende kaiserliche Hofprediger Abraham a Santa Clara seinen Schülern das Spaziergehen als eine „Gott wohlgefällige Ergötzlichkeit“.

Aber noch im 18. Jahrhundert sprach

man weit mehr von den Schrecknissen und den Beschwerlichkeiten der Landstraße als von den Reizen des Wanderns. Zur Goethezeit begannen die einsamen Pürschgänge nach Naturschönheiten. Mit langen Wanderungen durch den Taunus beschloß der Sohn des kaiserlichen Rats seine Frankfurter Jugendtage. Später bewunderte ihn der Weimarer Hof für seine Besteigung des Brocken. Wieviel Freude gerade Goethe an der Natur und am Wandern hatte, beweisen viele Stellen in seinen dichterischen Arbeiten.

#### Die Seele auf Wanderschaft

Um 1800 begab sich zum erstenmal — die Seele auf Wanderschaft. Die zuerst so wanderten, waren Intellektuelle, Dichter und Schriftsteller z. B. Tieck, Brentano, Eichendorff, von dem das vielbesungene „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ stammt, und Wilhelm Müller, der 1817 die durch Schuberts Vertonung so volkstümlich gewordenen Verse vom Wandern, das des Müllers Lust ist, verfaßte. Von Ernst Moritz Arndt und Wilhelm Heinrich Riehl gibt es regelrechte Theorien des Wanderns und Anweisungen zum rechten Fußwandern.

Das Zeitalter der Romantik war überhaupt die hohe Zeit des Wanderns. Mit den Dichtern waren die Maler unterwegs und priesen auf ihre Art das sorglose Wandern, so Caspar David Friedrich, Josef Anton Koch, Runge, Robert Reinick, Franz Kugler, August Kopisch, Ludwig Richter, Moritz von Schwind. Wanderfreudig und motivsuchend zogen sie ihre Straße.

Sehnsüchtige Menschen hielt es nicht mehr zwischen den vier häuslichen Wänden, es drängte sie hinaus in die Ferne. Mörke suchte von dunklen Stimmen, die sein Herz quälten, Erlösung auf der Wanderung, und nie ist er so unbeschwert und glücklich, und nie singt er so rein und sonnenfroh, als wenn er in der Frühe „Am frischgeschnittenen Wanderstab so durch die Wälder zieht, Hügel auf und ab“.

Emanuel Geibel, dieser deutsche Herold, jubelt an einem schönen Maimorgen: „O Wandern! O Wandern, du freie Burschenlust!“

Und Conrad Ferdinand Meyer, der Schweizer Dichter mit dem rein deutschen Herzen, ist noch im hohen Alter voll wandersehnsüchtiger Unruhe: „Und ob die Locke mir ergraut, und bald das Herz will

## Eine 15 tägige Wanderung durch den Schwarzwald

Von Karl Maier, Balingen  
Schluß

Prof. Nägeles. Unter seiner Ägide wurden aus den alten Saumpfadern und Hirtensteigen der Alb Wanderwege voll abwechslungsreicher landschaftlicher Schönheit, ein sinnvolles Wegbezeichnungssystem durchgeführt, erstklassige Wanderkarten geschaffen, Aussichtstürme und Wanderheime errichtet, so bei uns 1899 die Unterkunftshütte auf dem Lochenstein, 1928 zur Erinnerung an das 40jährige Bestehen des Albvereins das Nägelehaus und der Nägeleturm auf dem Raichberg, weiter in nächster Nachbarschaft der 1899 erbaute Aussichtsturm auf dem Lemberg. Sie sind wie die vielen anderen Bauten des Albvereins Mahnmale treuer Heimatliebe und zeugen von dem Opferwillen ihrer Erbauer.

Ein weiteres großartiges Mittel zur Erschließung der Alb sind die „Blätter des Schwäbischen Albvereins“, die für jedes Mitglied zum unentbehrlichen Bestand gehören. Der naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Durchdringung des Albgebiets haben sie oft Vorschub geleistet, ebenso wie die Schriften, die der Albverein in seinem Verlag herausgebracht hat. Immer schon hat aber der Albverein neben der Heimatkunde im weitesten Sinne anderen kleinen und großen kulturellen Kräften bis in den kleinsten Ort hinaus eine Wirkungsstätte geboten. Kleiner und großer Dichter, musikalischer Talente, Maler und Lichtbildner hat er sich großzügig angenommen und besonders den Kleinen, die aus dem Herzen heraus schaffen, dankbare Möglichkeiten eröffnet.

### Naturschutz wird gefördert

Obenan steht beim Albverein heute wie immer das Wandern, wobei die Alten und der in besonderen Jugendgruppen vereinigte Nachwuchs an Leistungsfähigkeit und Ausdauer fast gleichwertig sind. Blickt man mit den Augen eines Soziologen in die Reihen des Albvereins, so kann man feststellen, daß sich die Touristik längst demokratisiert und die soziale Schichtung verbreitert hat. Mögen sich auch die Verhältnisse gewandelt haben, die Aufgaben des Schwäbischen Albvereins sind die gleichen geblieben. Er sieht vielmehr in der immer mehr fortschreitenden Motorisierung eine Aufforderung, das Wandern auch weiterhin zu pflegen, vor allem aber den Naturschutz zu fördern, um erholsame „Oasen der Ruhe“ inmitten der Täler und Höhen der Alb wie des ganzen Schwabenlandes zu schaffen.

Direktor Fahrbach, der dem Hauptverein seit Jahren vorsteht und schon viel Ersprießliches geleistet hat, tut alles, um in Verbindung mit dem Jugendherbergswerk auch in der jungen Generation den Gedanken des Albwanderns nicht erlöschen zu lassen, ihm vielmehr einen noch größeren Aufschwung zu geben. Es darf uns nicht zufrieden machen, sagt er, daß in den letzten Jahren die Mitgliederzahlen beim Albverein und die Beteiligung an seinen Wanderungen stetig zugenommen haben.

Anscheinend wächst die Erkenntnis, daß man zwar bei einer Fahrt mit dem Auto oder Omnibus mehr sieht, daß aber der Fußwandler das Wenige besser sieht. Wer eine Landschaft richtig kennenlernen will, muß sie erwandern. Goethe hat das ähnlich ausgedrückt mit den Worten: „Was ich nicht gelernt habe, das habe ich erwandert“. „Viel wandern macht bewandert“, behauptet übrigens auch ein altes Sprichwort. Der kluge, liebenswürdige Rosegger hat wohl gewußt, warum er in seinen Tagen gemahnt hat: „Er muß wieder hervor, der Wanderstecken! Hundert Räder und Bücher, mit denen wir die Zeit vertun, wiegen den Wanderstecken nicht auf!“

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreundes“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

In Wildbad öffneten sich die Schleusen des Himmels, und auf dem einsamen Weg von Calmbach hinauf zur Charlottenhöhe zuckten Blitze, und der Donner rollte. Als sich ein Wolkenbruch anschloß, fürchtete ich für meine Filme, die ich bereits von der Außentasche in das Innere des Rucksacks geflüchtet hatte. Ich hüllte sie vorsorglich in Wäschestücke. Auf der Langenbrander Höhe brauste der Sturm vom Enztal ins Nagoldtal hinüber und riß mich gegen den Stuttgarter Bahnbus, der die Badegäste von Wildbad und Höfen das Forellenbachtal herauf nach Schömberg weiterführte. Auch das Schlußstück von Engelsbrand über den Büchenbronner Aussichtsturm hinunter nach Pforzheim zum Kupferhammer, wo alle drei Wanderwege zusammenlaufen, mußte ich in Wind und Regen zurücklegen.

### Blick in viele Täler

Eine Wanderung durch den Schwarzwald oder ein anderes Waldgebirge ist kein Volksmarsch, der vielleicht der körperlichen Ertüchtigung dient; sie ist auch keine Exkursion zum Zwecke wissenschaftlicher Bereicherung. Der rüstige Wanderer rennt nicht in Rekordzeit auf die Berge und schenkt seine Aufmerksamkeit nur bedingt den Museen und besonderen Sehenswürdigkeiten. Er atmet Höhenluft, wenn er über den Kamm des Gebirgs schreitet. Er sieht von hoher Warte die Städte und Siedlungen der Menschen oder ahnt sie wenigstens. Aber er steht im Augenblick über

ihnen und dies nicht nur räumlich. Er überquert oftgenannte Pässe und wirft den Blick in viele Täler mit klingenden Namen. Wo er weilt, beginnen die Flüsse ihren Lauf; tief unter ihm ruhen waldumstarrte dunkle Seen in alten Gletschermulden. Sein Weg führt ihn an zyklischen Granitblöcken vorbei, die ebenfalls der Kraft der Urzeitgletscher ihre Herkunft verdanken. Die königlichen Stämme, die sich in jahrhundertelangem Wachstum aus dunkler, feuchter, felsiger Erde den Weg zur lichten Höhe erkämpften und deren Gezweig dem Gebirge den Namen gaben, fordern seine Bewunderung, ja Ehrfurcht heraus.

Ihn bestrahlt auf den kahlen Kuppen die Sonne, auf den Höhen faßt ihn der Sturm. Nebel geistern um seinen Weg, und rauschender Regen prasselt auf ihn hernieder. Gewitter bleiben ihm nicht erspart, und auf seinen Wegen schießt ihm das Wasser wie ein Gießbach entgegen. Er erlebt die Natur in einer kämpferischen Weise, und das stärkt ihn und führt ihn über den Alltag und über sich selbst hinaus.

Als wir auf der Glaswaldebene rasteten, kam eine Gruppe junger Leute vom See herauf. Obwohl sie an diesem Tag den Großweg vom Kniebis ins Kinzigtal unter die Füße nahm, versäumten sie nicht, zum See hinunterzusteigen und in seinen kühlen Wassern von vielleicht 12 Grad ein erfrischendes Bad zu nehmen. Frohgemut zog die Schar weiter. Das ist echter Wandersinn.

## Blattreiches Läusekraut

*Pedicularis foliosa*

Es ist ein großes Entzücken für uns, die hochragenden Felsen der Alb und ihre Bergwiesen mit erlesenen Vertretern der echt alpinen Flora geschmückt zu sehen. Es sind Pflanzen, die in den Alpen oberhalb der Baumgrenze ihr Hauptwohngebiet haben. Von diesen zählt bei uns zu den größten Seltenheiten eine Mattenpflanze, das Blattreiche Läusekraut, das im Wallis bis 2400 m hinaufsteigt, sich aber bei uns auf die kalkreichen Mergelböden des Weißjura am Nordhang des Hundsrück beschränkt. Der einzige Standort auf der Alb! Hier erstrahlen im Juni an dem grasig-buschigen Hang in einer dichten Ähre die schwefelgelben Rachenblüten des saftigen Halbschmarotzers. In Gesellschaft des Berghähnleins (*Anemone narcissiflora*), einer anderen Hochgebirgspflanze, fühlt er sich anscheinend sehr wohl, da die Ähre mit doppelt fiederspaltigen Blättern sehr reich besetzt ist und, wenn er nicht durch Übershattung, was er nicht vertragen kann, nicht gehemmt ist, bis 80 cm hoch werden kann. Der glockige Kelch und die dreilappige Unterlippe der Blüten werden von einer helmartigen, stumpf abgerundeten, ungeschnäbelten Oberlippe überragt, so daß der Rachen weit geöffnet ist. Die Abkochung der Pflanze verwendete man früher gegen das Ungeziefer der Haustiere (*pediculus* = Laus).

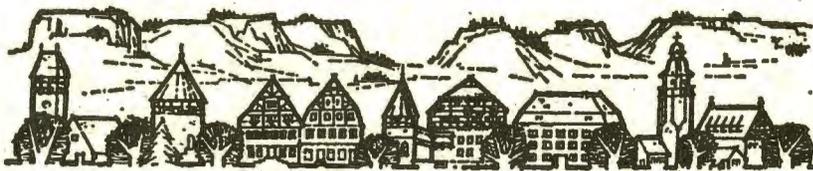
Unser Reichblättriges Läusekraut wanderte in der Eiszeit aus seinem eiszeitlich größeren Verbreitungsgebiet über den Schweizer Jura bei uns ein. Als letzter Posten, als Glazialrelikt, konnte es sich auf dem Hundsrück als ehrwürdiger Zeuge eines längst vergangenen Weltalters hal-

ten. In seiner eigenen blumenreichen Sprache erschließt es uns das Verständnis für Wandlungen und Wanderungen der Vegetation im Eiszeitalter. Unser Läusekraut ist ein Naturdenkmal kostbarster Art, das nicht auf verlorenem Posten stehen darf!

Fritz Scheerer



# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen.



Jahrgang 19

31. Juli 1972

Nr. 7

## Flurnamen der Rodung

Von Fritz Scheerer

Auf den Markungen der Alb und des Kleinen Heubergs findet sich öfters der Flurnamen „Reute“. Bei Dautmergen setzt sich südwestlich des Schlichemtales die Posidonienschieferplatte in einem kleinen Ausschnitt als lehmiger Schieferboden im Flurteil „Reute“ fort. In den schlechten Amalthenböden der Markung Täbingen ist die „Reute“ heute Waldgebiet. Nördlich Dormettingen wird ein Flurteil „Reute“ genannt. An einem höheren, steilen Hang bei Frommern trugen die Töne in der „Reute“ früher meist nur Wald. Am Plettenberg ist die „Reute“ ein großes Waldgebiet mit prächtigem Tannenbestand. Auf der Sonnenseite im Schlichemtal bei Ratshausen findet sich eine „Hohe Reute“. Im Westteil der Markung gegen Hausen am Tann wurde zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Hof „Reuthalde“ erbaut, der aber schon 1862 wieder abgebrochen wurde. Aus seinem Baumaterial wurden im Dorf zwei Bauernhäuser in der Schömberger Straße erstellt.

Am Katzenbach, nördlich von Dotternhausen, treffen wir den Flurnamen „Bauernreute“. Der „Reutacker“ auf dem Pfeffinger Böllat ist heute größtenteils bewaldet. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts ist in Streichen die Dreifelderwirtschaft mit den Zelgen „vor Hewen“, „Stumpen“ (d. i. Baumstümpfe) und unter dem Geißberg „Reitin“ bezeugt. Nördlich des Ortes liegen die „Reitacker“. Ganz von Wald eingerahmt wird auf Markung Engstlatt die „Reute“.

Für ähnliche Stellen ist der Flurnamen „Gereute“ üblich. So findet sich auf dem hintersten Teil der Markung Engstlatt gegen die abgegangene Siedlung Anhausen bei der Böllatmühle das „Aftertalgreutele“. Das Wiesenland von Zillhausen verteilt sich vor allem auf die Fluren „Egert“ und „Greut“. Beim Steinenfurthof und beim Schafhof über dem Schwarzenbach haben wir ebenfalls eine Flur „Greut“.

Andere Flurteile werden mit „Brand“ benannt. Im Westen der Markung Erzingen liegt am Sträßchen zum Waldhof vor dem Eintritt in den Hartwald der „Brand“, an der Schalksburg eine „Brandhalde“. Als viereckiger Keil stößt der lang umstrittene „Brand“ von der Schömberger in die Weilerer Markung. Das „Brandbächle“ führt hier der Schlichem die austretenden Wasser zu. Wie der „Brandbühl“ bei Truchelfingen ist auch der „Bronnenbühl“ bei Onstmettingen ein verbrannter Bühl.

Das Dörflein Stockenhausen hat in seinem Bestimmungswort „Stocken“. In den feuchten, schweren Opalinustonien östlich Balingen gibt es einen „Stockacker“ und im Süden der Stadt den „Stettberg“ (Stöckberg), so genannt nach den Stumpen oder Stöcken, die nach Rodung zunächst im Boden blieben. Die hochgelegene Scholle vor dem Hundsrücken auf Engstlatte Markung heißt „Stocken“. Der ganze Fachberg bei Winterlingen mit seiner günstigen Südlage trägt heute auf den Fluren „Storzwang“ (Storzen = Strunk), „Obere“ und „Hintere Häuen“ Ackerflur.

### Rodung des Waldes

In all diesen Namen (reut, ruit, gereut, brand, stocken, storzen, stumpen, hau) findet der Vorgang der Rodung des Waldes seinen Ausdruck. Das Land, das durch Ausgraben von Bäumen, Büschen, Wurzel-

stöcken urbar gemacht wurde, bezeichnete man allgemein mit „Reute“. Durch die „Reutacker“, die seit etwa 1350 unter den Namen Ruti, Rütin, Reutinen, Reutfelder, Reutacker, Stockreitinen und Wildreitinen in den Quellen auftreten, wurde die altüberkommene Anbaufläche vermehrt. Wurde der Wald ausgebrannt (-brand), so konnten die Stumpen oder Stöcke noch im Boden bleiben. Hierauf beziehen sich die genannten Bildungen mit Stock, Stumpen, Storz, Klotz (Klotzbach bei Bickelsberg). Nach dem Abbrennen von Wald und Busch wurde das Gelände 15 bis 20 Jahre lang bebaut, dann oft wieder sich selbst überlassen und fiel so erneut der Wildnis anheim.

Auch die „Egerten“ sind unbebaute und ungenutzt liegende Ackerstücke, oft ein steiniges, buschiges Gelände. Man reutete (rodete) das Unkraut aus und baute die Egerten dann zeitweise als Äcker an, so z. B. in Weilen die „Egerten“, in Ratshausen das „Egartle“, in Tailfingen im „Schönen Egart“ usw. Auf den Egerten und Wildreitinen entwickelte sich öfters bis zur erneuten Urbarmachung wieder ein niedriger Baumbestand. So berichtet 1601 der Balingener Stadtschreiber von „rauen und felsichten sowohl eigenen als Allmand Äcker“, die man „so wenig geachtet, daß sie mehrenteils erst hernacher bei den angefallenen langwährigen Teuerungsjahren, successive dergestalt ausgereut und umgerissen, daß sie nehmlich nach gestaltsame und Güten des Bodens etliche Wäld und Wiesen in die sechs, neun oder zwölf Jahre, solange jedes Früchte geben mögen, umgestockt, umgerissen und gebaut, hernacher wieder um zwölf, fünfzehn, zwanzig oder mehr Jahr ausruhen und zum Wieswachs liegen lassen, hingegen an einem andern Ort umgebrochen, bis selbiges gleicher Gestalt emergelt und ausgebauet worden“.

Auf der Albhochfläche können auch Steinriegel mitten im Wald, wie bei Ebingen auf dem Malesfelsen, auf ehemaligen Ackerbau auf Stockfeldern hinweisen. Nach dem Tailfinger Lagerbuch von 1655 hatte Stephan Scheller in der Zelg „Hinter Kirchen“ auf „Emeren 3 Jauchert Reutakher, den er nach dem 53. Jahr (1553) usgereut“. Dort hatte auch Hans Prigel 2 Jauchert Reutacker „zwischen holtz zu allen Orten gelegen“. Er hatte also mitten im Wald einen „Reutacker“.

### Wechselwiesen — Wechseläcker

Die Rodungen wurden meist in Gemeinewäldern vorgenommen, wie z. B. 1690 in Tailfingen, wo der Wald „Gemeinmerk“ ausgestockt wurde. Teile der Allmend, die in Reutwirtschaft betrieben wurden, gingen in der Rosenfelder Gegend schon frühe in Privatbesitz über. 1699 werden an die 30 Reutinen namentlich aufgeführt, von denen nur noch ein kleiner Rest städtisch war. 1712 sprach man in Bickelsberg von Äckern die „Reutenrecht“ hatten, d. h. man durfte den Anbau ändern oder den Wald wieder hochkommen lassen. So finden sich dort 12 Jauchert an einem Stück wieder umgebrochene Holzreitinen. In Dotternhausen machte man 1580 Wildreitinen zu Wiesen. Vielfach bestockten sich Reutacker bald wieder, wenn sie nicht richtig ausgestockt waren, so daß das Laubholz, das stark zum Stockausschlag neigt, erneut hochkam. Nach einem Bericht von 1601 wurden bei Ebingen auf der Hochfläche seit mehr als 100 Jahren Flächen ausgestockt und sechs bis zwölf Jahre, solange sie Frucht gaben, angebaut, dann zwölf bis 30 Jahre dem Wieswachs oder der Ruhe überlassen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts kam daher die Bezeichnung Wechselwiesen oder Wechseläcker auf. Ursprünglich handelte es sich aber bei diesen Begriffen nicht um einen Wechsel der Bewirtschaftung, sondern um einen Wechsel der Besitzer der Flurstücke, die jährlich oder in einem anderen Turnus wechselten, so 1490 in Geislingen oder 1513 in Binsdorf.

Bei der alamannischen Landnahme wurde nur das offene Land besiedelt, das nicht von Wald bedeckt war. Neuland wurde zunächst nicht gerodet. Erst die spätere starke Bevölkerungszunahme führte zu einem gesteigerten Landausbau. In der Ackerflur hatte — mit Ausnahme der zum Herrenhof gehörigen unfreien Knechte — jeder seinen Anteil und zwar in jedem der verschiedenen Gewanne. Daneben bestand umfangreicher Gemeinbesitz, die Allmende, die vor allem Weide und Wald war. Dazu kam der Espan als ein zwischen Äckern und Wiesen gelegenes ortsnahes Gelände, „das im Dreifelderverband ausgespart und als Weide für Zugvieh und Geflügel, auch als Spiel- und Festplatz benutzt wurde“ (Keinath).

### „Zwing und Bann“

Für die Äcker war das Verfügungsrecht des Einzelnen durch den von der Gemeinde eingeführten Flurzwang beeinträchtigt. Nach alter Gewohnheit wurde abwechselnd jedes Gewann zum Ackerland oder zum Brachfeld, später wird in der Dreifelderwirtschaft, die von 1350 an für einzelne Dörfer und vor 1500 für alle Gemeinden bezeugt ist, regelmäßig zwischen Winter-, Sommerfrucht und Brachfeld gewechselt. Diese Fruchtfolge bedingte die Einteilung des Ackerlandes in drei „Zelgen“ oder „Ösche“ (Esche). Die Namen Zelg und Ösch werden bei uns seit etwa 1500 gleichbedeutend verwendet. Gelegentlich wechselt sogar der gleiche Schreiber die Bezeichnung, so 1496 in Ostdorf. Mit dem Dorfherrn wird festgesetzt, auf welche

Weise die dörfliche Flur bestellt, wann mit der Aussaat und Ernte begonnen werden kann, wie es mit der Erhaltung von Weg und Steg gehalten werden soll, auf welche Weise die Gemeindefläche und der Gemeindefeld genützt werden. In der Hand des Dorfherrn lagen „Zwing und Bann“, Gebot und Verbot.

Die drei Zelgen waren vom Ortsetter durch den Etterzaun geschieden, der an den Ortsenden von Falltoren unterbrochen war. Gewanne und Wiesenfluren wurden mit Gehegen aus Dornestrüpp und Hecken umgeben, die das Vieh abhalten sollen. Im Großen gesehen blieb das eingehetzte Öschfeld eine feste Einheit. Ganz anders waren die Verhältnisse auf den Wechselfeldern und Reutäckern. Neben den Öschfeldern bestanden jene in allen Gemeinden als unregelmäßig gebaute Äcker. Außerhalb des Öschs lagen zunächst die besseren Stockfelder. Ein Teil davon wurde dann in besseren Lagen mit der Zeit als Daueracker dem Öschfeld zugeschlagen, andere wurden schließlich „Länder“ für Sonderkulturen wie Hanf, Flachs und später auch für Kartoffeln, manchmal wurde auch Roggen, Gerste, Erbsen und Bohnen auf diesen Wechselfeldern gebaut, so z. B. auf den Hardtwiesen, die 1652 in Unterdigisheim zum Feldbau umgebrochen waren. Der größte Teil war aber nicht zellig gebunden und damit nicht den oben angeführten Vorschriften unterworfen.

#### Der große Fruchtzehnt

Einer nicht schnellen Ausdehnung des nicht zellengebundenen Ackerlandes stand die Vielzahl der Abgaben — Kleinzehnt, Novalzehnt, Landacht oder Landgarbe — entgegen, die auf den Außenfeldern lasteten. So mußte in Tailfingen 1665 der große Fruchtzehnt auch von Äckern gegeben werden, „welche hiervor hölzler gewesen sind und vor Sanct Jacobstag des verweilten 53. Jahrs (d. i. vor 1553) zu äckern gemacht“ wurden, nämlich von „Weizen, Rocken, Vesen (Dinkel), Habern, Gersten, Emern, Erbiß (Erbsen), Linsen, Bonen und allen andern Früchten“. Der Fall, daß der Fruchtzehnten (Großzehnt) gegeben werden mußte, ist selten. Die Landgarbe (neunte Garbe vom Ertrag) und die Landacht (ein fester Satz für den Jauchert, etwa eine Garbe) treten am häufigsten als Abgaben auf. In Winterlingen wurde von 1496 an von den gemeinen „Merkäckern“ der umgebrochenen Allmend und von den Egertern die Landgarbe erhoben, während von den Reut- und Stockäckern, also Äcker, die von gerodeten gemeinen Hölzern stammten, Landachten gegeben wurden. In Bitz dagegen wurde von den Reutäckern (1683: 535 Morgen) Landgarben gegeben. Eine Dinkelgarbe je Jauchert gab man im Amt Rosenfeld für das Reutrecht. 1756 wurden in der Herrschaft Kallenberg folgende Vorschriften erlassen: Die Stock- und Reutäcker „sind der Herrschaft Eigentum und den Untertanen in Gnaden verliehen, bei Teilungen ist die Erlaubnis der Herrschaft notwendig. Jeder Jauchert gibt jährlich 3 Viertel rauhe oder 1½ Viertel glatte Frucht... Werden Stockfelder als Grasboden genutzt, dann ist von jedem Jauchert 4 Kreuzer zu geben“. In den württembergischen Orten war die Landgarbe der Herrschaft zu liefern.

Der Mangel an Getreidefläche drängte vor allem auf der Hochfläche der Alb zur Erweiterung der Flur. Die Herrschaften erließen daher Bestimmungen, welche ihren Untertanen die Rodung zur Pflicht machten. So verlangte die Herrschaft Werenwag (Unterdigisheim) 1652 von jedem ihrer Untertanen jährlich zwei Tage Rodearbeit. Die württembergische Communordnung von 1758 schrieb vor, daß in jedem Dorf 2 bis 4 Morgen des gemeindeeigenen Landes anzubauen seien. Im 17. und 18. Jahr-

hundert wuchs so die Fläche der nicht zellengebundenen Felder. 1732 hatten die zehn Albgemeinden des Oberamts Balingen zusammen 14237 Morgen Öschäcker und 12178 Morgen Wechselfelder (Kataster für das Amt Balingen). In Ratshausen werden im 16. Jahrhundert Rodungen im Tannenwald, in andern Wäldern um 1660 erwähnt, so daß von 1003 Morgen Ackerland 1875 nur noch 237 Morgen im Dreifeldersystem sind. Die Bauern von Obernheim konnten seit dem Spätmittelalter über umfangreiche Reut- und Stockfelder verfügen. 1683 werden in Bitz 535 Morgen Reutäcker gegenüber 190 Morgen Zelgäckern vermerkt. Um 1600 wurden in Hausen am Tann über 1000 Morgen Wald ausgestockt und den Untertanen als Äcker und Wiesen verliehen. Doch wurden hier die meisten Äcker eingezelgt. Die Bedeutung der extensiv genutzten Außenfelder entsprach allerdings nicht ihrer Fläche. Nach wie vor lag das Schwergewicht der Getreideerzeugung auf den Äckern des Öschs.

Viele der gerodeten Stellen wurden spä-

ter, vor allem in den letzten 100 Jahren, wieder dem Wald oder aber dem Wieswachs überlassen. In Tailfingen, wo im Tal das Ackerland nicht beliebig vermehrt werden konnte, behalf man sich dadurch, daß man Zuflucht auf der Hochfläche suchte. So wurden auf dem „Heuberg“ Neubrüche vorgenommen, von denen man der Kellerei Balingen (d. h. der Herrschaft Württemberg) Novalzehnten gab. Zur Zeit der Ackerraumnot wurde der Untere Berg und sogar der Braunhartsberg (950 m) bebaut. Heute dient jedoch der Untere Berg dem Wieswachs und auf den Äckern des Braunhartsberges wurden Forchen und Fichten gepflanzt, denn das aufkommende Gewerbe bot zusätzlichen Broterwerb, und seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts brachte die Entwicklung der Industrie mit ihrem starken Arbeiterbedürfnis neue sichere wirtschaftliche Erwerbsquellen. Die Folge war ein teilweiser Übergang zu einer weniger Arbeit erfordernden extensiven Bodenbewirtschaftung, zur Wiesen- und Waldwirtschaft.

## Die Johanniterkommende Rottweil in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer

**An die Kommende des Johanniterordens erinnern in Rottweil noch die Johanniterschule und das „Johanniterbad“ in der Johannergasse. Aus der großen Vergangenheit der Rottweiler Ordensritter ist auch ein eindrucksvoller Zeuge im Südostteil der Altstadt das vom Staatlichen Hochbauamt benützte einstige Ritterhaus der Kommende. Heute sind aber im Bewußtsein der Bevölkerung die Johanniter, die einst aus dem Leben des mittelalterlichen Rottweil nicht wegzudenken sind, so gut wie vergessen. Vor über 700 Jahren sandten sie als erste kirchliche Gemeinschaft ihre Angehörigen in die junge Zähringerstadt und erwarben Besitz im Rottweiler Raum von der Wasserscheide zwischen Donau und Neckar im obersten Primtal bis zum Kleinen Heuberg in der Rosenfelder Gegend.**

Der Orden nahm in der Zeit der Kreuzzüge seinen Anfang in Jerusalem und Antiocheia. In späteren Papsturkunden wird der 1099 als Vorsteher des dortigen Spitals genannte Provencale Gerhard als „institutor“, als Begründer des Ordens, genannt. Patron des Ordens wurde Johannes der Täufer, und die Ordensmitglieder nannten sich dann nach ihm Johanniter. Das achteckige Kreuz, dessen Spitzen an die acht Seligpreisungen des Evangeliums erinnern sollen, wurde ihr Zeichen. Der Orden sprach vor allem sozial höher stehende Schichten an. „Die Armen und Kranken sollten die Herren der Ordensangehörigen sein, die Johanniter ihre Knechte.“ 1291 waren aber die letzten christlichen Stützpunkte im Heiligen Land verloren. Der Johanniterorden mußte nun seinen Hauptsitz auf die Roseninsel an der Küste Kleinasiens, auf Rhodos, verlegen, wo er bis 1522 verblieb.

Im schwäbisch-alamannischen Raum konnte der Johanniterorden um 1180 Fuß fassen. Bereits um 1200 waren Ordenshäuser in Feldkirch, Mergentheim, Schwäbisch-Hall, Wimpfen, Schwenningen und vielleicht auch schon in Jungingen vorhanden. 1253 wurde von den Fürstenbergern das Ordenshaus Villingen gegründet. Spätestens aus dieser Zeit dürfte auch das Haus des Johanniterordens in Rottweil stammen, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen glänzenden Aufschwung nahm. Die Gründer der Kommende Rottweil sind allerdings nicht bekannt. Auffallend ist jedoch, daß sich gerade in den von den Zähringern gegründeten Städten Freiburg i. Br., Freiburg i. Ü. und in Villingen Häuser der Johanniter befanden. Das Rottweiler Ordenshaus, in der Art einer Burg, in der Südostecke der mittelalterlichen Stadt wird 1274 erstmals in einer Urkunde erwähnt. Sein Herzstück bildete die Kirche, in der neben andern Wohltätern des Ordens u. a.

auch Hugo von Neuneck, der Pfarrer von Balingen, seine letzte Ruhestätte fand (Anniversar der Johanniterkommende = Jahresgedächtnisbuch für Tote).

Schon um die Wende zum 14. Jahrhundert befand sich das Ordenshaus in Rottweil mitten in der Ausgestaltung seiner endgültigen Besitzstruktur. Es verfügte bereits über Zehntrechte in Denkingen und Dietingen. 1299 gelang der Erwerb des Pfarrsatzes von Isingen, und damit war der nördliche Eckpfeiler für die Besitzkette geschaffen. Auch in der Altstadt und das ganze Primtal hinauf waren um 1300 Güter der Johanniter anzutreffen. Spaichingen und Aldingen bildeten dabei deutlich erkennbare Brennpunkte des Johanniterbesitzes (OAB. Spaichingen). Der Kauf von Leibeigenen und der Erwerb von weiteren Zehntanteilen gelang, so daß sich allmählich eine größere Streuung des Johannitereigentums ergab. In Betzingen bei Reutlingen konnte der halbe Pfarrsatz und in Aldingen und Villingendorf das vollständige Patronatsrecht erworben werden.

Zu den Gütern um Isingen und Rosenfeld mit dem dortigen Pfarrsatz und vier Altarpfründen (s. unten) hatte man einigermaßen Verbindung über Güter in Irslingen, Böhringen, Bösing, Leidringen oder Vaihingen und Rotenzimmern. Selbst die Reformation, die vor allem das Pfarrsatzrecht der Johanniter in Rosenfeld, das um 1328 durch den von den Johannitern präsentierten Pfarrer Burkhard Schröter von Isingen nach Rosenfeld übertragen wurde, hatte auf den Besitzstand der Kommende keinen unmittelbaren Einfluß. Bis zum Ende der Johanniterkommende im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts blieb der Besitz des Ordenshauses fast uneingeschränkt erhalten. Anrechte auf die Balingener Bublinsmühle (einstige Obere Mühle beim Schwimmbad) konnten sogar noch

zwischen 1732 und 1772 durch Tausch mit der Kommende Hemmendorf erworben werden. Erst als zum Zeitpunkt der Säkularisation das Königreich Württemberg den Besitz des Ordens entschädigungslos an sich brachte, wechselte ein wohlverwalterter und umfangreicher Besitz den Eigentümer.

#### Besitz in Isingen

In der jungen, aufstrebenden Stadt Rottweil, deren soziologische Struktur nach der Zimmerischen Chronik in besonders vielen Angehörigen des niederen Adels der Umgebung und reicher Patrizier bestand, konnte der Johanniterorden Rottweil seine besten Kräfte und die finanziellen Mittel empfangen, denn bei der Aufnahme war dem Orden eine Mitgift zu übergeben. Auf diesem Weg erwarb die Kommende einen erheblichen Teil ihres Besitzes. In den Rottweiler Geschlechtern der Gerold, Hüli usw. und auch in der Stadt ansässigen Herren von Balingen hatte das Ordenshaus finanzielle Hilfe. So konnte der Komtur Konrad von Egesheim am 3. Juni 1299 für die Kommende von Freiherr Werner von Zimmern, einem Lehensträger und Verwandten Bertholds von Lupfen, den Malerhof zu Isingen für 70 Mark Silber erwerben, zu dem neben anderen Besitztiteln vor allem der Isinger Pfarrsatz und weitere Güter der Umgebung zählten. Zur St.-Martinspfarre Isingen gehörten auch Rosenfeld, Erlaheim und das bei Rosenfeld abgegangene Steinbrunnen mit den jeweiligen Großzehnten (RUB. = Rottweiler Urkundenbuch Nr. 1452 f.). Der Verkäufer verpflichtete sich, die Frage der noch bestehenden Nutzungsrechte seines Oheims Berthold von Lupfen an den verkauften Gütern unmittelbar mit diesem zu regeln. So übergab der Lehensherr Berthold von Lupfen den Johannitern kurze Zeit später 12 Malter Kernen (gegerbter Dinkel, 1 Mltr. etwa 270 Liter) Zins aus dem von ihm genutzten Widumgut, das zum Isinger Altar gehörte. Der Isinger Besitz verblieb der Kommende Rottweil bis zu ihrer Aufhebung.

Als Werner von Zimmern den Kirchensatz der Isinger Pfarrei an die Johanniterkommende verkaufte, ernannte diese fortan die Pfarrer, die zunächst noch in Isingen saßen (1328 Burkhard Schröter). Aber bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts erscheinen die Pfarrer in der Stadt Rosenfeld ansässig. Vermutlich liegt der Zeitpunkt der Übersiedlung um 1358, denn in diesem Jahr erhielt Isingen eine eigene Frühmesse auf den Marienaltar (KBSchr. II S. 685), deren Kaplanspräsidenten auch den Johannitern zustand. Zwischen dem „Frühmesser“ und den Johannitern kam es 1379 um die Dotation der Isinger Pfründe zu einem Streit, den Cunrat der Kammerer von Gößlingen, Meister Friedrich von Stichen, Herr Cunrat, Kaplan Albrecht von der Rottweiler Kapellenkirche und Pfaff Vollmar von Binsdorf schlichteten (HStA. Sttg. A 395). Der Isinger Patronatsherr Georg von Ow, Komtur der Johanniter, genehmigte 1492 mit Zustimmung des Grafen Eberhard von Württemberg, daß der Isinger Pleban Peter Gabilin und „jericio Säczlin“ von der Balingen Nikolauskapelle ihren Patronatsherrn wechselten (Krebs, Investiturprotokolle S. 717).

Nach dem Visitationsbericht von 1699 standen den Johannitern aus Isingen, wo sie insgesamt 19 Steuerpflichtige hatten, 4 Pfund 11 Schillinge und 11 Heller Geld, ferner 16 Malter (Mltr.) und 1 Viertel Dinkel, 2 Malter Haber, 2 Gänse, 5 Fasnachthühner und 5 junge Hühner sowie 180 Eier zu. Der Maierhof war in 9 Trägerlehen aufgeteilt. Seine 150 Jauchert (J.) Ackerland, 90 Mannsmahd (Mm.) Wiesen und 8 J. Holz machten je drei Achtel der Acker- und Wiesenfläche sowie 5 Prozent der Wälder

der Isinger Gesamtmarkung aus (KBSchr. II S. 439). Der Isinger Johanniterbesitz war also ganz bedeutend.

#### In Rosenfeld

Im Großzehntbezirk Isingen - Rosenfeld - Steinbrunnen - Erlaheim waren die Johanniter mit dem Recht des Pfarrsatzes zehntberechtiget. 1492 war der Ertrag aus dem Rosenfelder Zehnten 37 Mltr. Dinkel und 18 1/2 Mltr. Haber (Visitationsberichte 1541 45 f.). Zwischen den vielen Rosenfelder Zehntherrn wurde kurze Zeit später eine Übereinkunft erzielt, nach der der Großzehnt zwar gemeinsam eingezogen, aber dann geteilt wurde. Von jedem Großfuder mit 130 1/4 Garben erhielt die Johanniterkommende Rottweil als Inhaberin der Pfarrei den höchsten Anteil mit 50 Garben (KBSchr. II S. 687). Von dieser Einnahme mußte jedoch der Pfarrer besoldet werden. Auch anfallende Baukosten am Pfarrhaus gingen zu Lasten der Kommende. Allem Anschein nach muß aber die wirtschaftliche Sicherung des Priesters nicht besonders günstig gewesen sein, denn der Komtur Leonhard Gyß (1512—1538) erhöhte die unverhältnismäßig niedrigen Jahresbezüge von nicht einmal 7 Gulden, indem er für den Geistlichen Wiesen kaufte, die zusammen 4 Gulden Jahreszins brachten. 1528 erhöhte er in ähnlicher Weise die wirtschaftliche Sicherung des Isinger Frühmesspriesters, dessen Pfründe er der wohl dotierten Priesterstelle am Katharinenaltar in Rosenfeld inkorporierte und im neuen Umfang übertragen ließ. Aber schon wieder 1572 suchte der Rosenfelder Pfarrer erneut um eine Erhöhung seiner Bezüge und um ein neues Pfarrhaus nach. Sein Wunsch wurde von der württembergischen Verwaltung dadurch bekräftigt, daß den Johannitern gehörige Gefälle einbehalten wurden (HStA Sttg. B 352).

Im Rosenfelder Pfarrhaus befand sich im Erdgeschoß auch die Zehntscheuer der Ordensritter für das Rosenfelder Umland. An der südöstlichen Ecke des Hauses zeigt ein Stein die Inschrift „Der Commendae zu S. Johannis in Rothweil 1761 AA“. Dieser Inschriftstein beweist, daß die Kommende ihre Pflichten an dem Fachwerkbau ernst nahm.

Nach der Reformation war das Pfarrsatzrecht erheblich eingeschränkt worden, denn die katholischen Komture in Rottweil waren bei der Präsentation der Geistlichen für Rosenfeld an die Vorschläge des Konsistoriums der württembergischen Landeskirche gebunden (KBSchr. II S. 686). Das Präsentationsrecht übten die Komture auch hinsichtlich der Besetzung der verschiedenen Altäre der Rosenfelder Kirche aus. So wissen wir von nicht weniger als vier Präsentationen auf Altäre der dortigen Pfarrkirche (Investiturprotokolle S. 715 f.). Der Patronatsherr Georg von Ow brachte 1484 Johannes Ruckinbrot auf den Marienaltar und den Altar der Hl. Magdalena, nachdem die Verwandtschaft des Ruckinbrot diese Stelle entsprechend ausgestattet, dotiert hatte. Neu zu besetzen waren 1486 nach dem Tod der früheren Inhaber die Stellen am Georgsaltar und am Katharinenaltar. 1492 versorgte Georg Ower den Katharinenaltar und den des Hl. Johannes. An diese Altäre übergab schon 1328 Pfarrer Burkhard Schröter und das Ehepaar Burkard und Adelheid Lockher Güter im Werte von 103 Pfund Heller. Die von Lockher gestifteten Güter umfaßten 10 1/2 J. Acker und die von Schröter zinsten 7 Mltr. Kernen, 1 Mltr. Haber, 2 Gänse, 3 Hühner und ein halbes Viertel Eier (60 Stück).

Nach dem Aussterben des Rosenfelder Adels kamen zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch die zum Georgsaltar gehörenden Güter an die Johanniterkommende. Von den 21 Erblehengütern in Rosenfeld mit insgesamt 57 1/2 J. Acker, Wiesen, Wald und

einer Hofstätte besaßen die Johanniter 5, die 1699 an 13 Lehensträger ausgegeben waren (HStA. Sttg. B 358). Zusammen zinsten sie 1780 3 Mltr. 8 Viertel Vesen (ungegerbten Dinkel), 7 Hühner, 3 Schultern und 1 Pfund 2 1/2 Schilling Heller. Zur Verwaltung des Ordensbesitzes wurde in Rosenfeld ein eigener Schaffner unterhalten. Bis zur Aufhebung der Kommende blieb dieser Besitz in den Händen der Johanniter.

Etwa einen Kilometer nordöstlich von Rosenfeld befand sich einst die in nachkarolingischer Zeit entstandene Siedlung Steinbrunnen mit eigener Markung. Zwei Fünftel der Erträge des dortigen Großzehnten gehörte den Rottweiler Johannitern.

#### In Bickelsberg

Im Jahr 1347 übergab Frau Lugart Volmar, Witwe des Benz Volmar von Oberndorf, dem Johanniterbruder Berthold, ihrem Sohn, ein Gut zu Bubsheim und anderen Besitz, unter dem auch ein halbes Rind und zwei halbe Kühe aufgeführt werden, die bei der Meisterin zu Bickelsberg stehen (RUB. Nr. 1476). Im Visitationsbericht des Ordenshauses von 1541 werden in „Bickelsberg“ Kornzinsen erwähnt. Aus dem Erblehen des Hans Kopf und des Michel Votzellers, das 21 J. Acker und 6 Mm. Wiesen umfaßte, wurde 1688 1 Mltr. Vesen als Zins erhoben (HStA. Sttg. B 358). Bei diesem Lehen dürfte es sich wahrscheinlich um die Dotierung eines Junkers Hans Hack an den Georgsaltar handeln. Für den auf den benachbarten Markungen gelegenen Ordensbesitz zinst 1699 auch ein „Zensit“ (Steuerzahler) in Brittheim. Bis zur Aufhebung der Kommende blieb der Bickelsberger Besitz beim Rottweiler Ordenshaus.

#### In Erlaheim

Durch den Kauf des Kirchensatzes in Isingen - Rosenfeld - Erlaheim wurden die Rottweiler Johanniter auch Besitzer des Zehnten in Erlaheim. 1388 wurde zwischen dem Dorf und den Johannitern vertraglich festgelegt, daß der Rosenfelder Leutpriester jeden zweiten Sonntag sowie zu Weihnachten in Erlaheim die Messe lesen und die sonstigen Amtshandlungen vornehmen soll. Nach der Reformation war die Kollatur in dem katholisch verbliebenen Dorf zwischen dem Johanniterorden und Österreich längere Zeit umstritten, bis dann 1718 die Seelsorge vom Binsdorfer Kaplan übernommen wurde (KBSchr. II S. 327). Die außerordentlich verwickelten Zehntverhältnisse wurden 1557 von den vier Hauptbeteiligten (Johanniter, Pfründe Binsdorf, Herrschaft Geislingen, St. Sylvester Erlaheim) durch Vertrag geregelt. Der Zehnt von fünf Höfen mit 294 J. Acker und 171 Mm. Wiesen gehörte den Johannitern und zwar in 130 1/4 Teile zerteilt wie in Rosenfeld und blieb der Kommende bis zu ihrer Auflösung erhalten.

Die Herkunft eines Erblehens, das 1583 von Michael Ott bewirtschaftet wurde, ist nicht geklärt. 1541 werden im Visitationsbericht (s. oben) Getreidezinsen aus diesem Gut erwähnt. Bei der Besitzaufnahme des Johanniterhauses 1668 entrichtete Jacob Mager für 23 1/2 J. Acker, 8 1/2 Mm. Wiesen, 1 J. Holz sowie aus einer Hofstatt mit Haus 3 1/2 Mltr. Vesen (HStA. Sttg. B 358). Schon 1434 mußten die Binsdorfer Schwestern dem von den Johannitern eingesetzten Rosenfelder Pleban an Stelle eines Fuders Heu in Erlaheim einen Heuzins entrichten.

#### In Kleinzimmern

Im Schlichemtal bei der Brestneckermühle lag ein Weiler Kleinzimmern, der noch 1424 bestand, aber schon 1500 bis auf die Mühle abgegangen war. Nach dem Aniversar haben hier drei Angehörige der Familie Glichser (der in der Ordenskirche

begrabene H. Glichser, Hedewig Glichserin und Cunrat Glichser) vermutlich im 14. Jahrhundert als Jahrtagsdotierungen Jahreszinsen von jeweils einem Scheffel Kerne den Rottweiler Ordensrittern überschrieben. Später ist von dieser Stiftung nicht mehr die Rede.

#### In Täbingen

In dem schon öfter angeführten Visitationsprotokoll von 1541 sind für Täbingen Kornzinsrechte verzeichnet. Sie dürften aus dem Erblehen entrichtet worden sein, das 16 J. Äcker und 7 Mm. Wiesen umfaßte. Es zinst 1699 den Johannitern 3 Mtr. Dinkel, 1 Mtr. Haber, 2 Hühner und 30 Eier. Über die Erwerbung dieses Gutes ist nichts bekannt. Da aber 1317 der Graf von Sulz dem Rottweiler Bürger und späteren Ordensbruder Hermann Graf ein hiesiges Gut ver-

kaufte, darf vermutet werden, daß Hermann Graf bei seinem Ordenseintritt um 1323 dieses Gut der Kommende vermachte oder aber kam das Gut durch andere Rottweiler Wohltäter des Ordens, die in Täbingen seit alter Zeit begütert waren, an das Ordenshaus. Im benachbarten Gölsdorf besaßen die Ordensbrüder neben verschiedenen Zinsen einen großen Hof. Alle diese Güter waren bis zur Auflösung der Kommende Eigentum des Johanniterordens.

#### In Schörzingen

Im Jahre 1321 vermachte die Rottweiler Bürgerin Anna Gerold zur Brücke den Johanniterbrüdern Johann und Albert, ihren Söhnen, neben zahlreichen anderen Gütern einen Hof zu Schörzingen (RUB. Nr. 1468).

Schluß folgt

senfeld. Dies sei ihm heute noch und bleibe im allezeit gedankt!

Heinrich Müller, Rosenfeld



## In memoriam Kurt Rockenbach

Am 3. Juli dieses Jahres waren fünf Jahre vergangen, seit einer unserer getreuesten Heimatkundler des Kreises Balingen und insonderheit des Kleinen Heubergs im Alter von 87 Jahren verstorben und unter Anteilnahme weiter Kreise seiner Freunde und Bekannten auf dem Rosenfelder Friedhof zur letzten Ruhe gebettet wurde. Besonders wir Rosenfelder erinnern uns gerne noch dieses sympathischen Einzelgängers, der, meistens in Begleitung seines „Dackels Wulli“, scheinbar unentbehrlich in das Straßenbild unseres noch weitgehend mittelalterlich geprägten Städtchens gehörte.

Als Strandgut des Krieges kam der im Bombenkrieg heimatlos gewordene Hamburger hierher, um fürs erste Schutz zu suchen bei Fernverwandten in Rosenfeld und Trichtingen. So wurde ihm Rosenfeld zur Wahlheimat und darüber hinaus zur Wirkungsstätte für außerordentlich weitläufige und wertvolle heimatkundliche Forschungen im Rahmen seines ihm ehrenamtlich erteilten Amtsauftrags eines Kreisarchivars unter der sehr verständnisvollen Protektion und Förderung des damaligen Landrats Römer. Zustatten kamen ihm hierbei sein früheres Studium an der Hamburger Universität und seine vieljährige Tätigkeit als Dozent an der Volkshochschule Hamburg.

Seine durch Kriegseinwirkungen geschwächte Gesundheit verhinderten ihn leider an der Übernahme eines vollen Berufsauftrags und auch in seiner ehrenamtlichen Tätigkeit an der vollen Entfaltung

seiner geistigen Möglichkeiten. Aber als Idealist nahm er alle daraus sich ergebenden wirtschaftlichen und sonstigen Nöte ohne viel Aufhebens auf sich und arbeitete seinen Neigungen und Begabungen entsprechend bis zur letzten Möglichkeit meist unentgeltlich für die kulturellen Belange unserer näheren Heimat und für die ihm so sehr im Herzen nahestehende Stadt Ro-

## Die Augenwurz

*Athamanta cretensis*

An einzelnen Standorten des Lochengebietes finden wir gleichsam als stilvolles Ornament eine seltene Hochgebirgspflanze von würzigem Duft, die Augenwurz. Sie bekam ihren lateinischen Namen von dem Berg Athamas oder von dem boeotischen König Athamas, der die Pflanze medizinisch zuerst anwendete.

Die Augenwurz gehört nach Bertsch, neben dem Milchweißen Mannsschild (*Androsace lactea*) der Fridinger Gegend, zu den ältesten Pflanzen unserer Alb. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich schon seit der Zeit der größten Vergletscherung, der Rißzeit, auf unseren Bergen erhalten hat. In den Bayrischen Alpen steigt sie bis 2360 m hinauf. Bei uns ist sie als kalkliebende Hochgebirgspflanze auf die Schwammfelsen von Weißjura 3 beschränkt. Oft steht sie da an der äußersten Kante eines größeren Felsabsturzes, wo sich bei der Ver-

witterung kleine Risse und Spalten gebildet haben, die sich mit Feinerde füllen. Sonne und Wind können den Standort fast ungehindert austrocknen. Doch die gefiederten, feinen Blätter mit einzelnen zwei- bis dreifachen Zipfeln setzen die Verdunstung herunter. Schutz vor Überhitzung auf dem heiß werdenden Felsen bietet vor allem eine „Tunika“, eine An-



häufung von abgestorbenen Blattfasern, Blattscheiden und Blattsfielen, die rings um den Stengelgrund vom letzten Jahr her noch stehengeblieben sind und sich mit großer Zähigkeit bis in den Sommer hinein halten. So kann sich dieser seltene Schirmlütler mit seinen sechs- bis dreizehnstrahligen weißen Dolden auch im heißesten Monat des Jahres, im Juli, auf der vorspringenden Felsmasse trotz widriger Verhältnisse im Winde wiegen. Wind und Wetter vermögen dem Glazialrelikt nichts anzuhaben. Sorgen wir nun dafür, daß dieses schutzbedürftige pflanzliche Wahrzeichen längst vergangener Zeiten als unersetzliches Dokument auf unseren Bergen erhalten bleibt.

Fritz Scheerer

## Vom Wandern einst und jetzt

Vortrag von Ernst Wintergerst (†) auf der 70-Jahr-Feier der Albvereins-Ortsgruppe Balingen. (Schluß)

Gewiß, wir kommen mit unseren modernen Verkehrsmitteln zwar schneller an irgend ein noch so entlegenes Ziel. Aber das nächstliegende Ziel, die Heimat wirklich zu erleben, wird uns gerade durch die Fortschritte der Neuzeit schwerer zugänglich gemacht. Wer die Vögel im Wald singen hören will, darf nicht im 100-Kilometer-Tempo durch die Lande rasen. Solange man gespannt aufpassen muß, daß man nicht selbst gegen einen Baum oder Kilometerstein säuft, kann der Blick des Kraftfahrers sich nicht der Blumen am Wegesrande erfreuen.

#### Die Zeit des letzten Fußgängers

Der beste Weg zur Gesundheit und körperlichen Sicherheit ist der Fußweg. Zu

diesem Ergebnis gelangte ein internationaler Lehrgang für praktische Medizin in Badgastein. Wir können uns das Vergnügen auch bequemer machen, wie es der Albverein schon lange tut, sogar seit wir eine Eisenbahn haben. Wir steigen aus, wenn wir lange genug gefahren sind und nehmen den weiteren Weg unter die Füße, oder wir machen es umgekehrt, zuerst auf Schusters Rappen durch die Gegend traben und dann mit Bahn oder Bus heimfahren. Das ist vernünftig und trägt dazu bei, daß die Zeit des letzten Fußgängers noch lange nicht anbrechen wird. Im Gegenteil, die Fußgänger haben noch eine reiche Zukunft vor sich, denn es kann sein, daß nur die wohlhabendsten Leute es sich werden leisten können, zu Fuß zu gehen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreundes“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

31. August 1972

Nr. 8

## Spital und Krankenhaus in Ebingen

Vorwiegend im 19. Jahrhundert — Eine Reminiszenz von Dr. Walter Stettner

Die Martinskirchengemeinde Ebingen baut zur Zeit am Spitalhof anstelle des Farrenstalls ein Gemeindehaus. Der Platz ist nicht schlecht gewählt; er liegt zentral und doch abseits vom Straßenlärm der Marktstraße, das Getriebe bei Wochen- und Jahrmärkten ebbt gegen Mittag bzw. Abend wieder ab. Die Platzwahl darf aber auch in einem tieferen Sinn als gegliedert angesprochen werden. Der Farrenstall wurde erst 1880/81 gebaut; vorher stand hier vierhundert Jahre lang „der“ Spital (das Wort ist ja im Schwäbischen männlich), eine Stätte christlicher Liebestätigkeit. Daher scheint es angebracht, sich einmal mit der Geschichte dieses Hauses zu befassen.

Das Gebäude wird für uns zum erstenmal faßbar mit einer Urkunde vom Jahr 1487, die nur noch in einer Abschrift im Dokumentenbuch des Spitals erhalten ist. Danach verkauft am 6. Juli 1487 Eberhard, Graf zu Württemberg und zu Mömpelgard der ältere, um 400 Gulden seinen Bürgern zu Ebingen Heinz Baur, Eblin Matz und Hans Eblin als Pflögern des Ebinger Spitals die Behausung zu Ebingen, an Hans Salch und unten an der Badstube gelegen, die sein lieber Oheim, Graf Sigmund von Hohenberg sel., insitzweise bei seinem Leben von ihm (Graf Eberhard) innehabt hatte.

Die Spitalpflögern bestätigten in einem Schuldbrief vom selben Jahr dem Grafen Eberhard, daß sie von ihm die Behausung, die zuletzt der hochgeborene Herr, Graf Sigmund von Hohenberg löblichen Gedächtnisses, innehabt hatte, gekauft haben.

Das Haus war also zwar Sitz, aber nicht Besitz Graf Sigmunds, sondern gehörte schon vorher den Grafen von Württemberg. Graf Sigmund dürfte spätestens 1463, als er Ebingen und Winterlingen von Graf Ulrich von Württemberg kaufte, hieher gezogen sein; er blieb dann auch hier, nachdem er beide Orte sechs Jahre später wieder an Württemberg zurückgegeben hatte, und versah die Aufgaben eines württ. Obervogts. Die Ebinger berichteten später, Graf Sigmund sei vom Spital mit all seiner

Dienschaft und mit sechs Pferden bis zu seinem Tod erhalten worden. Das mag mit der Dienschaft und den Pferden seine Richtigkeit haben, aber vom Spital brauchte er, der ein vermöglicher Mann war, nicht erhalten zu werden; außerdem gehörte das Haus ja damals noch nicht dem Spital. Hervorzuheben ist noch, daß das Gebäude in beiden Urkunden einfach als Behausung bezeichnet wird, nicht als Schloß, was ein Steinhaus vorausgesetzt hätte. Die Bezeichnung „Hohenberger Schloß“ für den Bau stammt anscheinend erst aus dem letzten Jahrhundert; sie trifft weder hinsichtlich der Gebäudeart noch des Besitzers zu.

Wie die Württemberger den Platz und das Haus erworben haben, ist bisher nicht zu ermitteln; wahrscheinlich ist der ganze Bezirk am Nordrand des alten Städtchens württembergisch gewesen, denn 1561 gehörten auch die heutige Frauenarbeiterschule, das jetzige Lagerhaus der Kräuterei (einst herrschaftlicher Fruchtkasten) und der Diebsturm (etwa an der NO-Ecke der Metzgerei zum Bock) den Herren in Stuttgart, aber die Frage nach der Herkunft dieses Besitzes ist damit nicht gelöst.

### Die Ausstattung des Spitals

Der Spital, der also 1487 den großen herrschaftlichen Bau übernahm, war 1411 oder kurz zuvor von Frau Katharina der Strichin gestiftet worden. Er stellte eine

Art Alters- und Pflegeheim dar, in das man sich einkaufte. Sein erstes Quartier lag in der Marktstraße ganz oben, unmittelbar neben dem oberen Tor. Später wurde es als Spitalfruchtkasten genutzt und ist als Obertorkasten der älteren Generation noch gut in der Erinnerung (über die Anfänge des Spitals soll ein andermal berichtet werden).

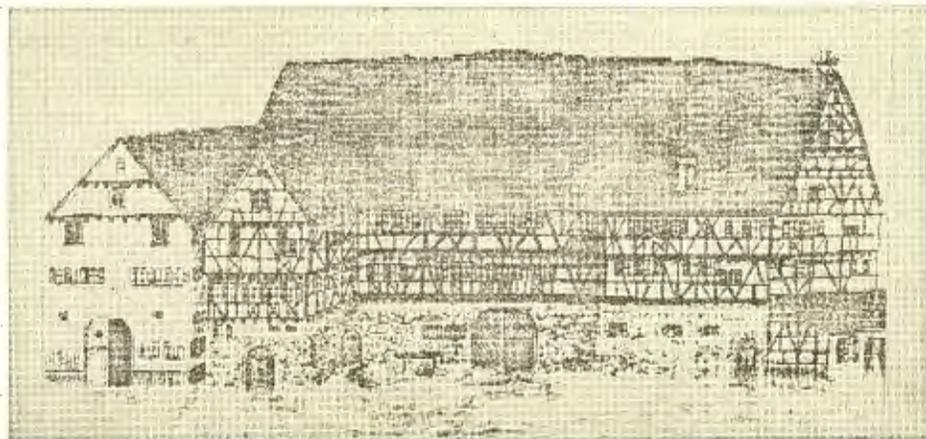
Schon von Beginn besaß der Spital ziemliche Einkünfte. Er betrieb auch eigene Landwirtschaft, die im Jahr 1781, für das uns Unterlagen vorliegen, 27 Morgen Wiesen und 41 Morgen Acker und gut einen Morgen Gras- und Krautgarten umfaßte. An Vieh wurden damals gehalten 10-11 Kühe, 4-5 Kälber, 4-5 Schweine, 10 Schafe, 8-9 Pferde, 2-3 Fohlen, außerdem an Faselvieh (Zuchtvieh) 11-12 Farren und 5-6 Böcke, eine alte Last des Spitals für die Gemeinde. Ferner gehörten dem Spital zeitweise beide Mühlen. 1817 wurde im Spitalgebäude auf Kosten der Landgestüttskasse ein Beschälstall für vier Hengste und eine Beschälplatte eingerichtet.

Die Leitung des Spitals mitsamt dem landwirtschaftlichen Betrieb lag beim Spitalmeister, der 1781 über neun Bedienstete verfügte; er selbst stand unter der Aufsicht der Spitalpflögern. Das war anscheinend das begehrteste städtische Amt; gewöhnlich war der 2. Bürgermeister zugleich Spitalpflögern, er hatte als solcher noch 1-2 Kollegen. Die Bestandsaufnahme von 1781 war veranlaßt durch Beschuldigungen gegen den Spitalmeister wegen unlauterer Geschäftsführung; ihre Folge war, daß man die selbständige Landwirtschaft des Spitals abschaffte, nur die Pflicht zur Haltung des Faselviehs blieb bestehen. Unter dem Gebäude befanden sich mindestens zwei Keller; der obere war um 1820 an einen Bierbrauer verpachtet, wahrscheinlich erst, nachdem man die eigene Landwirtschaft abgeschafft hatte.

### Belegung

Es wurde schon erwähnt, daß man sich in der Regel ins Spital einkaufte, doch wurden von Anfang an einzelne Bedürftige auch „um Gottes willen“, d. h. unentgeltlich aufgenommen. Für Waisen diente der Spital als Kinderheim. Diese beiden Gruppen wurden auch bei Bedarf zu Arbeiten herangezogen. Der Spitalpächter — im 19. Jahrhundert verpachtete man die Leitung und Bewirtschaftung des Spitals — wurde 1833 vom Stiftungsrat persönlich dafür verantwortlich gemacht, daß sämtliche Schulzimmer jede Woche durch die hiezu tauglichen Hospitaliten gekehrt wurden.

Im Jahr 1812 gab es unter den 34 Hospitaliten noch vier (davon drei aus Neuhausen Amts Tuttlingen), die sich um größere Summen eingekauft hatten, alle anderen wurden teilweise oder ganz aus Zuschüssen des Spitals unterhalten. In einer Ho-



Der alte Spital - 1880 abgebrannt

Spitalordnung von 1826 lautet der Artikel 1: „Der Hospital ist in der Regel ein Zufluchtsort für solche Personen, die keine häusliche Unterkunft wegen Armut und Mangel an Verdienst bekommen und die sich Alters und Gebrechlichkeit halber nicht mehr hinlänglich ernähren können. Er ist vorzüglich für die Aufnahme würdiger und (be)dürftiger Personen bestimmt, die an ihrem Vermögensverlust keine Schuld tragen.“ Die Möglichkeit, sich einzukaufen, scheint da gar nicht mehr vorgeesehen, das Spital wird zum Armenhaus.

In Notzeiten war der Spital und die ihn tragende Stiftungspflege dazu berufen, weiten Kreisen der Bevölkerung unter die Arme zu greifen. Im Frühjahr 1847 herrschte eine sehr starke Teuerung. Da war es nach dem Stiftungsratsprotokoll vom 6. Mai 1847 „den Armen wahrhaft unmöglich, ohne außerordentliche Unterstützung sich heuer die erforderlichen Nahrungsmittel anzuschaffen. Es werden zwar die hiesigen Armen durch Suppen, Geld und Kleider bedeutend unterstützt, es ist jedoch für die Dauer der größten Not dringend geboten, noch weitere Unterstützungen derselben verabreichen zu lassen“. Daher wird beschlossen, zweimal wöchentlich je tausend Pfund Brot im Spital backen und „den hiesigen ärmeren und mittleren Angehörigen unentgeltlich austellen zu lassen“. Der Aufwand ist von der Stiftungspflege zu bestreiten, die sogar ermächtigt wird, notfalls hiezu Geld gegen 5% Zins aufzunehmen.

Als man 1858 einen neuen Hospitalpächter bestellen wollte, errichtete der Stiftungsrat für diesen ein Statut, das manches Licht auf das trübselige Leben im Spital wirft: Der Pächter ist Hospitalvater und Krankenwärter, hat die Aufsicht über die Näherei, die Kleidungsstücke der Hospitaliten, die Gebäude und die Güter des Spitals. Sobald ein Hospitalit erkrankt, muß er dem Arzt oder Wundarzt ungesäumt Meldung machen und dafür sorgen, daß jemand zur Krankenwacht bestellt wird, das können auch andere Hospitaliten sein. Doch muß er auch selbst bei Tag und bei Nacht nach den Kranken schauen. Er ist verpflichtet, zwei Krankenzimmer zu heizen, je eins für Männer und Frauen. Öl, Lichter, Seife und das Fett zum Einschmieren der Schuhe und Stiefel der Insassen hat er auf eigene Kosten anzuschaffen.

Er muß die gewöhnliche und die Totenwäsche für sämtliche Hospitaliten auf eigene Kosten besorgen, ihre Betten alle sechs Wochen, nach Bedarf auch öfters, frisch überziehen lassen, die Hospitaliten alle Wochen mit einem frischen Hemd versehen, vier- bis fünfmal im Jahr das Bettzeug und die Leinwand waschen lassen, alle 14 Tage die Hemden. Er hat Reinlichkeit im höchsten Grad zu beachten und dafür zu sorgen, daß sich die Hospitaliten täglich waschen und kämmen und sämtliche Zimmern und Kammern täglich gereinigt und ausgelüftet werden; Besen und Streusand hat er selbst anzuschaffen.

An Verpflegung hat er jedem Insassen täglich zu reichen morgens einen Schoppen Kaffee, mittags weiße Knöpfe mit Gemüse (Sauerkraut, Salat, Kohlraben, Köhlkraut, Bohnenschäfen = Bohnenschoten), Leber und saure Knöpfe mit Essig, des Winters auch hin und wieder Gerste, Erbsen, Linsen oder Reinfortsche Suppen; abends Riebeles- oder Knöpfles- oder geschmälzte Wassersuppe, dann Kartoffeln und saure Milch. Alle Sonn- und Donnerstage ist jedem ein Viertelpfund Rind- oder Schweinefleisch und wöchentlich zweimal je 2,5 Pfund Brot zu reichen. Essenszeiten morgens 6, mittags 12 und abends 6 Uhr, im Winter Speisen 7 $\frac{1}{2}$ , 12 und 5 $\frac{1}{2}$  Uhr. Kranken Hospitaliten können vom Arzt andere Speisen verordnet werden, die sorgfältig

zubereiten sind. 1870 wurde eine besondere Krankenwärterin aufgestellt, die neben der Spitalkost einen Jahreslohn von 50 Gulden (=85 Mark) erhielt. An Faselvieh werden im Spital gehalten 12 Farren, 4 Geißböcke, 4 Schafstöre und bei Bedarf ein Eberschwein, alles von der Stiftungspflege anzuschaffen.

Dieses Bild einer armseligen Wirtschaft wird vervollständigt durch ein Gesuch des Pächters vom Jahr 1869: Seither schliefen seine weiblichen Familienangehörigen und seine weiblichen Dienstboten in einem einzigen Raum; er bittet, diesen durch eine Bretterwand zu teilen, damit jeder seine Effekten besser verwahren könne. 1870 wurde die Anschaffung von 200 Ellen Bettbarchent und 140 Pfund Federn zur Instandsetzung der Betten und von 10 Wolldecken für den Spital bewilligt.

Im Jahr 1874 gab es in der Verwaltung des Spitals tiefgreifende Änderungen: Die Stiftungspflege entledigte sich nicht nur der Pflicht zur Haltung des Faselviehs, die die Gemeinde „für alle Zeiten als ihre Aufgabe“ übernahm, sondern trat sich auch von den Gebäuden, die der Versorgung der Armen und Kranken dienten: 1. dem Spital, der dabei als „vierstöckiges Wohn- und Ökonomiegebäude mit gewölbtem Keller und Backofen und ein zwei-stöckiger Wohnungsbau mit gewölbtem Keller“ beschrieben wird, 2. dem Armenhaus, dem einstigen Siechen- und Krankenhaus bei der Unoth (s. unten), 3. dem Krankenhaus bei der Schießmauer (s. unten). Da die Übernahme dieser Gebäude und der darin untergebrachten Personen der Stadt mehr Ausgaben als Einnahmen brachte, übergab man der Stadt zum Ausgleich auch noch den 3 $\frac{1}{2}$ -stöckigen (Spital-)Fruchtkasten in der Marktstraße beim Oberen Tor. Darin und darauf gehörten schon bisher der Stadt das Uhrentürmchen (seit 1821) und das Waaghaus; auf den unteren Böden befanden sich „seit undenklichen Zeiten“ die Feuerspritzen und seit

1840 der Leichenwagen. Außerdem bezahlte die Stiftungspflege der Stadt für die Übernahme der Haltung des Faselviehs und das damit verbundene Risiko noch 16 000 Gulden in bar. Die gesamte Armen- und Krankenpflege ging damit an die Stadt bzw. ihre Ortsarmenbehörde über.

Im folgenden Jahr wurde für das Spital ein neues Statut ausgearbeitet. Die wichtigste Änderung bestand darin, daß die Verwaltung nun durch Diakonissen erfolgte. Der grundlegende § 1 des Statuts lautet: „Der Hospital ist in der Regel ein Zufluchtsort für solche der hiesigen Unterstützungsgemeinde angehörige Personen, welche wegen Unmut, hohem Alter und Gebrechlichkeit sich nicht mehr selbst ernähren und anderwärts ohne größeren Kostenaufwand für die Ortsarmenkasse nicht untergebracht werden können. Er ist vorzüglich für die Aufnahme würdiger und bedürftiger Personen, welche ohne Selbstverschulden in Armut geraten sind, bestimmt. Derselbe untersteht derzeit der unmittelbaren Verwaltung durch Diakonissen“. Die Hospitaliten mußten ihr ganzes Vermögen an die Ortsarmenbehörde abgeben, bekamen aber dafür, gleichgültig, ob sie Vermögen eingebracht hatten oder nicht, Unterkunft, Kost und Kleidung, bei Bedarf auch ärztliche Versorgung. Sie verloren das „aktive Bürgerthum“, d. h. den Anspruch auf den sog. Bürgernutzen, z. B. Holzuweisung, Allmandteile usw. Eine makabre Bestimmung: „Leichenkosten werden aus der Ortsarmenkasse nur für solche bestritten, welche sich nach § 3 der Ministerialverfügung vom 4. 6. 1862 nicht zur Ablieferung an die anatomische Anstalt in Tübingen eignen oder in einer Zeit sterben, wo die Ablieferung der Leiche nicht stattfinden kann“. Rücksichtsvolles Verhalten aller Beteiligten, gemeinsames Morgen- und Abendgebet usw. sollten dahin führen, „daß dieser Hospital eine rechte Heimstätte für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der in solchem Untergebrachten ist“.

## Neubaupläne

Der massige Bau aus grauer Vorzeit erforderte immer wieder kostspielige Instandsetzungsarbeiten. Daher beantragt im Jahr 1871 der Gemeinderat Wohnhaus, Vorbereitungen für einen Neubau, der über kurz oder lang notwendig sei, zu treffen. Im November 1876 stellt man im Gemeinderat fest: Der alte Spital ist baufällig. Die zwei Stock hohe und sechs Fuß dicke Mauer auf der Hinterseite (es ist zugleich die innere Stadtmauer!) ist am Einstürzen und mußte abgesprießt werden. Nach längerer Erörterung der Lage und der daraus zu ziehenden Folgerungen wird einstimmig beschlossen, 1. sofort ein neues Spitalgebäude auf Kosten der Ortsarmenbehörde zu bauen, 2. alle am alten Spitalgebäude vorgesehenen Baumaßnahmen zurückzustellen mit Ausnahme eines Ofens, der in das Schlafzimmer der Weiber gesetzt werden soll und der später im Neubau wieder verwendet werden kann. Man befaßt sich dann auch gleich mit der Platzfrage. Am geeignetsten findet man die Äcker der Bierbrauer Johann Martin Haux und Johannes Allgaier vor dem Schweintor, da sie gegen Süden liegen, einen guten, trockenen Baugrund haben, dahin leicht Wasser geführt werden kann und sie, da an einer Straße liegend, leicht zugänglich sind. Daher wird der eine Acker sofort um 2100 Gulden gekauft, der andere kurz danach.

Zur Einreichung von Bauplänen werden Bauinspektor Herzog in Rottweil, Oberamtsbaumeister Heinz in Balingen und Bauführer Fuöß in Ebingen aufgefordert. Der Plan von Heinz findet den Beifall des Gemeinderats und wird nach Berücksich-

tigung einiger Änderungswünsche zur Ausführung in Auftrag gegeben. Man rechnet mit Kosten in Höhe von 64 000 Mark, das Geld soll von der Ortsarmenbehörde aufgenommen werden.

Dagegen erhebt das Oberamt Einspruch: die Ortsarmenbehörde könne nicht einmal die Mittel zur Deckung der gewöhnlichen laufenden Ausgaben aufbringen, erst recht nicht die aufzunehmende Schuldsomme verzinsen und tilgen. Darauf übernimmt der Gemeinderat im Namen der Gemeinde die Haftung für die Schuldaufnahme durch die Ortsarmenbehörde. Und so erstellen nun die Werkleute in den Jahren 1877/78 „einen großartigen neuen Spital im schönen Landhausstil“, wie es in der alten Oberamtsbeschreibung von 1880 heißt. Und wenn man einst im Stadttinneren den Platz vor dem alten Bau als Spitalhof bezeichnet hatte, so bekommt nun die Straße, die von Süden auf den neuen Spital zu führt, den Namen Spitalstraße.

Was aber soll mit dem alten Bau geschehen? Noch einmal resümiert der Stadtschultheiß in einer Sitzung am 19. März 1880: das Gebäude „ist an einem Teil in einem solch defekten Zustand, daß eine Mauer eingestürzt ist und weitere Einstürze zu befürchten wären und deshalb Sprieße eingesetzt werden mußten. Auch sein übriger Teil ist mehr oder weniger baufällig, und wenn alle diese Schäden beseitigt werden sollten, wäre ein großer Aufwand notwendig, hernach aber wüßte man diesem Gebäude eine zweckmäßige Verwendung nicht zu geben. Es hat viele

und große hohle Räume, unregelmäßig, an und ineinandergelagert, meistens wieder winklige und ungesunde Gelasse“. Daher beschließt man, das Gebäude vollständig abzubauen und an seiner Stelle einen Farrenstall zu bauen. Der Mühe des Abbruchs wurden jedoch die Ebingen entzogen durch einen Brand, der im Nebenhaus angegangen war und der den großen alten Spitalbau in Schutt und Asche legte.

#### Es brennt!

Der „Albote“ von Samstag, dem 1. Mai 1880, berichtet: Vergangene Nacht, wenige Minuten vor  $\frac{1}{2}$  11 Uhr, ertönten plötzlich die Sturmglocken und Alarmsignale der Feuerwehr, gar manche unsanft aus dem ersten Schlaf aufschreckend. In dem von fünf Familien bewohnten, am Spitalhof liegenden gemeinschaftlichen Wohnhaus der Fuhrleute Johannes Stierle und Jakob Beck war Feuer ausgebrochen, das so rasch um sich griff, daß ein Teil der Hausbewohner, welche erst geweckt werden mußten, nur halb angekleidet sich retten konnten. Die rasch herbeieilende Feuerwehr fand das Gebäude bereits in hellen Flammen und konnte außer Pferden und Vieh nur noch ein kleiner Teil der Fahrnis gerettet werden. Anfänglich schien das oberhalb stehende, nur durch einen schmalen Winkel von dem brennenden Haus abgetrennte Wohngebäude des Gemeinderats Jerg und Messerschmied Beck am schwersten bedroht, und in der Tat mußte sich auch während der ganzen Dauer des Brandes die Tätigkeit eines Teils der Feuerwehr unausgesetzt diesem Gebäude zuwenden. Bald aber leckten die Flammen auch abwärts gegen den oberen Flügelbau des alten Spitals, wo noch viel schwieriger beizukommen war als an der entgegengesetzten Seite; an Nahrung fehlte es denselben in dem Dachwerk des kolossalen Gebäudes nicht. So kam es, daß kaum eine halbe Stunde, nachdem der Feuerruf ertönte, der ganze mächtige Dachstock des hohen und ca. 120 Fuß (= 40 Meter) langen Gebäudes lichterloh aufbrannte. An ein Löschen war nun nicht mehr zu denken; die haufenweise aus der beträchtlichen Höhe herabfallenden Platten und Trümmer machten eine Annäherung lebensgefährlich; die immer rascher um sich greifenden Flammen ließen es geboten erscheinen, zunächst das gegenüberliegende, schwer gefährdete große Spitalschulgebäude zu schützen. Eine Zeitlang waren auch die jenseits des Mühlbachs gelegenen beiden Gebäude des Jakob Beck, Bäckers, und Gottlieb Seiz in größter Gefahr, von der herabfallenden Giebelwand des Spitalgebäudes getroffen zu werden; mit Bangen sah man dem immer wahrscheinlicher werdenden Einsturz entgegen — zum Glück erfolgte aber derselbe sozusagen stockweise und war damit eine schlimme Gefahr beendet, bloß die unten an der Spitalbrandmauer angebauten Färberwerkstätten wurden durch herabfallende Balken und Steine beschädigt. Die in den Ökonomieräumlichkeiten des Spitals untergebrachten Gemeindefarren wurden dank der Umsicht einiger entschlossener Männer noch rechtzeitig herausgeholt und sind nun bis auf weiteres in der Schwane-scheune untergebracht; ebenso wurden die beiden zur Zeit im Beschälstall aufgestellten Gestütshengste ohne Gefährde in den Poststall übergeführt. Dagegen konnte von den Futtermitteln und dergleichen absolut nichts gerettet werden; auch die Fahrnis des im Spitalgebäude wohnenden Farrenwärters wurde, während er mit den ihm anvertrauten Tieren zu schaffen hatte, ein Raub der Flammen.

Mittlerweile war das vom Feuer erst angegriffene Haus vollständig niedergebrannt und dadurch die Gefahr für die Häuserreihe aufwärts zur Kapellkirche beseitigt,

der Spital aber brannte noch bis gegen Tagesanbruch in lichten Flammen und sandte immer wieder von Zeit zu Zeit gewaltige Feuersäulen zum Himmel — ein schauerlich imposanter Anblick — bis endlich fast der letzte Balken vom verheerenden Elemente verzehrt und der Jahrhunderte alte Koloss in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt war.

#### Der Farrenstall

Anstelle des abgebrannten alten Spitals wurde, wie schon vor dem Brand geplant, von der Stadt mit Unterstützung der Landgestüttskommission und der Amts-

versammlung Balingen ein Farrenstall mit Beschälstall nach den Plänen von Oberamtsbaumeister Heinz in Balingen gebaut. Der Spital hatte ja, wie schon bemerkt, seit alters die Verpflichtung das Zuchtvieh zu halten. Nach 1950 verlor der Farrenstall mehr und mehr an Bedeutung, weil der Viehbestand in Ebingen und den Nachbarorten zurückging und für die verbliebenen Tiere allmählich die künstliche Besamung angewendet wurde. So hat im März dieses Jahres die Nachricht vom Abbruch des Farrenstalls, der ein reiner Zweckbau sein wollte, wohl bei niemand sonderliches Bedauern ausgelöst.

## Die Anfänge des Krankenhauses

Mit dem Physicus Dr. Schäffler wurde im Jahr 1796 der erste eigentliche Arzt nach Ebingen berufen. Dagegen gab es ein Krankenhaus noch über die Jahrhundertwende hinaus hier nicht, wenn wir vom Siechenhaus absehen, das vor allem für ansteckende Krankheiten gestiftet worden war. Erst 1813 schlug Dr. Schäffler dem Magistrat vor, das Siechen- oder Gutleuthaus an der Sigmaringer Straße gegenüber der Unoth, das 1727/28 neu gebaut worden war, als Krankenhaus einzurichten. Der Magistrat erklärte sich mit der Absicht voll einverstanden, konnte aber aus der „bekanntlich sehr entkräfteten Gemeindekasse“ keine Mittel zu diesem Zweck in Aussicht stellen. Das Krankenhaus war vorwiegend für die Aufnahme Geistes- und Geschlechtskranker („Venerischer“) bestimmt. Zunächst wurde ein Zimmer für Irre eingerichtet und heizbar gemacht, 1821 zwei weitere. 1823 wurden in dem Haus sieben Kranke (auf Kosten der Stiftungspflege) versorgt, eine Venerische und sechs Gemüts- und Geisteskranke, im nächsten Jahr zählte man drei Wahnsinnige, eine Rekonvaleszentin, zwei gebrechliche Personen und eine Venerische und Wassersüchtige. Stiftungsverwalter Rau stellte damals fest, die Beibehaltung des Instituts sei notwendig, weil man sonst mit bedeutenderen Kosten die Irren in Zwiefalten versorgen müßte.

Der Tod des Krankenhäufers Otto Grundgeiger veranlaßte im Januar 1832 eine grundsätzliche Debatte über Bestand und Organisation des Hauses und die künftige Betreuung „der hiesigen armen Kranken und überhaupt solcher Personen, deren Versorgung Obliegenheit der Ortsbehörde ist“. Man hatte dazu eine schriftliche gutachtliche Äußerung des hiesigen Unteramtsarztes Dr. Haux eingeholt, der sich für die Weiterführung des Krankenhauses aussprach. Darauf wurde beschlossen: Das Krankenhaus soll im seitherigen Umfang weitergeführt werden. Verpflegung und Versorgung der Kranken, die auf obrigkeitliche Anordnung in die Krankenanstalt gebracht werden, wird mit Ausnahme der ärztlichen und aller chirurgischen Behandlungen einem besonderen Krankenhäufers übertragen, der unentgeltlich im Haus wohnt. Den Posten erhält die Witwe Grundgeigers, doch sollte sie ihren Tochttermann mit ins Haus nehmen. Der tägliche Verpflegungssatz, der ihr von der Stiftungspflege ausbezahlt wird, beträgt 10 Kreuzer je Person. Das für die Kranken notwendige Badegeschirr wird auf Kosten der Stiftungspflege angeschafft und unterhalten. Das gegenwärtig im Haus befindliche eiserne und kupferne Küchengeschirr wird dem Krankenhäufers weiterhin zur Benützung überlassen, dagegen hat er neues und sonstige Erfordernisse wie Kübel, Bürsten, Besen, Sand, Eßlöffel, Haarkämme selbst anzuschaffen und zu unterhalten. Stroh für die Strohsäcke wird von der Stiftungspflege bezahlt. Die wundärztliche Behandlung der Kranken war

schon bisher dem Wundarzt Wehinger übertragen, jetzt soll er auch kleinere chirurgische Geschäfte wie Aderlassen, Blasenziehen, Verbinden von Wunden und Geschwüren und Rasieren übernehmen, Dinge, die bisher zu den Obliegenheiten des Krankenhäufers gehört hatten.

Aus dem selben Jahr 1832 liegt eine Tabelle über die 15 in Ebingen befindlichen Geisteskranken mit Angabe über das „Hauptmerkmal der Krankheit“ vor. Bei fünf wird angegeben Melancholie, bei einem Melancholie mit Tobsuchtanfällen, bei einem mit periodischem Wahnsinn, zwei leiden (nur) an periodischem Wahnsinn, zwei an Gehirnepilepsie, drei (davon zwei Geschwister) an epileptischen Anfällen und einer an Verstandesschwäche. Von all diesen Kranken sind nur zwei im Krankenhaus, der eine wegen periodischen Wahnsinns, der andere wegen Gehirnepilepsie mit Blödsinn, drei weitere im Spital (Verstandesschwäche, Melancholie mit periodischem Wahnsinn, Melancholie), sechs weitere erhalten eine Unterstützung aus der Stiftungskasse, leben aber wie die vier übrigen im Kreis ihrer Familien.

In den folgenden Jahren scheint der Zugang zum Krankenhaus gering gewesen zu sein (verschiedene Ursachen sind denkbar), denn 1842 beschloß der Stiftungsrat, die Aufnahme Geisteskranker aus Nachbargemeinden zu gestatten unter der Voraussetzung, daß die betr. Gemeinden für die Kosten der Unterbringung Garantie leisteten und für die Kranken Betten mitgebracht wurden.

#### Das zweite Krankenhaus

Das zweistöckige Haus bei der Unoth war in einem schlechten baulichen Zustand. Man überlegte, wie dem abzuwehren sei. Da traf es sich gut, daß im Jahr 1846 der Bierbrauer Sebastian Landenberger zur Kellenburg nach Siebenbürgen auswandern wollte und deshalb sein vier Jahre zuvor gebautes zweistöckiges Haus mit gewölbtem Keller bei der Schießmauer der Stadt zum Kauf anbot (heute Schmiechastraße 70). Rasch wurde man einig. Die Stiftungspflege kaufte das Anwesen um 4750 Gulden. In einem Anbau befand sich eine Waschküche mit Brunnen, dort wurde auch ein „Sektionszimmer“ eingerichtet. Noch im selben Jahr fand der Umzug des Krankenhauses statt; das alte Gebäude blieb im Besitz der Stiftungspflege, die darin bedürftige Familien, die keine Unterkunft hatten, unterbrachte.

#### Die Dienstbotenkrankenkasse

Wenige Jahre später wurde auf Anregung von Stadtpfarrer Hochstetter eine Krankenanstalt für fremde Dienstboten errichtet. Ihr mußten alle von auswärts stammenden Dienstboten und Gesellen beitreten. Sie bekamen im Krankheitsfall: Heilbehandlung und vollständige Verpflegung, und zwar in unserem Krankenhaus.

Die Kosten waren aus den Beiträgen der Kassenmitglieder zu erbringen. Zur Behandlung innerer Krankheiten dieser wie der anderen Kranken im Krankenhaus und im Spital wurden 1857 die beiden Ärzte Dr. Palm und Dr. Schneckenburger als Armenärzte bestellt, die von der Stiftungspflege ein Fixum erhielten, an dem die Krankenanstaltskasse mitzuzahlen hatte. Dafür durften Dienstboten und Gesellen wählen, welchem der beiden Ärzte sie ihr Vertrauen schenken wollten. Schwierigere chirurgische und geburtshilfliche Fälle behandelte Dr. Palm, der „zur höheren Chirurgie befähigt“ war, leichtere sowie das Rasieren der Hospitaliten besorgten die

Wundärzte II. Klasse Gern und Ländenberger in halbjährlichem Wechsel.

Die Kranken, sowohl die hiesigen wie die fremden, brauchten in dem Haus Licht. Für das Öl, das er hiezu benötigte, erhielt der Krankenwärter Rieber von der Stiftungspflege und von der Dienstbotenkrankenkasse jährlich je drei Gulden. Man darf daraus schließen, daß die Dienstboten damals etwa die Hälfte der Belegschaft des Krankenhauses ausmachten. 1855 waren im ganzen 33 kranke Dienstboten behandelt worden, 1856 bis September schon 31 (Angaben über die Dauer der Behandlung fehlen leider).

(Schluß folgt)

## Die Johanniterkommende Rottweil in unserer Gegend

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Dieser Hof erbrachte als Jahreszins 5 Mltr. Kernen, 1 Mltr. Haber, 18 Schilling Heller, 4 Hühner, 1 halbes Viertel Eier. 1699 werden aber von diesem Johanniterhof nur noch Vesen und Haber (je 12 Viertel), Hühner und Eier abgeliefert (HStA. Sttg. B 358). Er umfaßte damals 18½ J. Äcker, 6 Mm. Wiesen und etwas mehr als 4 J. Wald und wurde von Melchior Weinmann bewirtschaftet. Das Schörzinger Lehen blieb in diesem Umfang bis zur Aufhebung der Kommende im Besitz des Ordenshauses. Auch in den Schörzinger benachbarten Dörfern Zepfenhan, Wellendingen und Wilflingen besaß die Kommende Güter und Zinsen.

### In Dürrwangen

Der Maierhof zu Dürrwangen, der 36 J. Äcker, 18 Mm. Wiesen und 9 J. Wald umfaßte, dürfte identisch sein mit dem Hof, der 1531 und 1606 der Johanniterkommende Hemmendorf gehörte und den die Kommende Rottweil im Tauschweg gegen Betzingen 1680 erwarb. Auch er gehörte den Johannitern bis zur Aufhebung der Kommende.

### In Balingen

Werner, der Vogt von Balingen, übergab 1387 mit seiner Jahrtagsstiftung den Rottweiler Johannitern 2 Schilling Heller Zins aus seinem Balinger Haus. Der Johanniterbesitz in Balingen muß aber in der Folgezeit vermehrt worden sein, denn 1615 konnte Ferdinand von Muggenthal als Statthalter verschiedene Zinsen veräußern, die bis dahin der Kommende Rottweil gehörten (HStA. Sttg. B 358 Lgb. 36). Ihren bedeutendsten Balinger Besitz erwarben die Rottweiler Johanniter dann 1680 im Tausch gegen ihren Anteil am Betzinger Pfarrsatzrecht (s. oben Dürrwangen). Diese Güter in Balingen hatte die Kommende Hemmendorf 1382 von Hans Schenk von Stauffenberg gestiftet bekommen (KBSch. II S. 29). Sie bestanden aus 6 Lehenhöfen und Zinsen aus der Bublinsmühle, Stotzinger Mühle und Kesselmühle. Für die Kesselmühle zinst 1798 Johann Georg Roller 1 Pfund 15 Schilling Heller, für die Bublinsmühle Johann Georg Stenger 1 Pfund 5 Schilling Heller und für die Stotzinger Mühle Johannes Mebold 4 Pfund Heller. Bei den Mülhenszinsen wird auch Conrad Hackenmüller mit einer jährlichen Abgabe von 1 Pfund 4 Schilling Heller erwähnt. Die 6 Lehen waren in der Hand des Johann Jacob Ruf, des

Johannes Sting, des Johann Michael Ehinger, des Leonhard Gerber, des Friedrich Steng und des Adam Räf. Ihre Größe schwankte zwischen 18 J. (Ehinger) und knapp 3 J. (Steng). Ihre Zinserträge belie-

fen sich auf 14½ Scheffel Vesen, etwas mehr als 7 Scheffel Haber und 1 Pfund 10 Heller Geld (HStA. Sttg. B 358 Lgb. 139 und Winfried Hecht, Die Johanniterkommende Rottweil).

Die Gefälle wurden zuletzt vom Schaffner Lukas Walker von Balingen zusammen mit den Dürrwanger Zinsen verwaltet. Für seine Arbeit erhielt er jährlich 15 Gulden 3 Kreuzer (StA. Ldwbg. F 79). Das Amt scheint er von seinem Vater 1776 übernommen zu haben.

Wir sehen, neben Spaichingen, Aldingen, Rottweil und Denkingen gehört die Isinger-Rosenfelder Gegend zum reichsten Besitz der Johanniterkommende Rottweil. Hier war es vor allem der Erwerb des Maierhofes zu Isingen und das damit verbundene Pfarrsatzrecht, durch den die Grundlage für den umfangreichen Besitz auf dem Kleinen Heuberg geschaffen wurde.

Daß sich hier der Besitz des Ordenshauses fast uneingeschränkt bis zur Auflösung der Kommende durch die Säkularisation zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erhalten ließ, ist ein Beweis für die gute Verwaltungsarbeit der Schaffner in der Rottweiler Kommende.

Literatur (neben der bereits angeführten): Wienand, A.: Der Johanniterorden. 1970; Mirbach, W.: Geschichte des Johanniterordens. 1957.



### Nordisches Labkraut

Galium boreale

Von den rund 12 Arten von Labkräutern, die in unserer Gegend vorkommen, blühen nur zwei gelb, das Echte Labkraut (Galium verum) und das Kreuzlabkraut (G. cruciata), alle übrigen haben wie der zur Familie zählende Waldmeister weiße Blüten. Labkräuter heißen sie, weil ihr Saft wie das Lab im Kälbermagen die Milch zum Gerinnen bringt (Galium vom griechischen gala = Milch). Allen gemeinsam sind gekreuzt-gegenständige ganzrandige Blätter und Nebenblätter, von denen letztere oft wie Laubblätter entwickelt sind, so daß die Blätter scheinbar quirlständig sind. Zu viert stehen sie beim Nordischen Labkraut (Galium boreale) in einem Quirl, das sonnige, trockene Abhänge, Felsen und Heiden unserer Berge bevorzugt.

Durch derb lanzettliche Rollblätter ist das Nordische Labkraut dem Standort an-

gepaßt. Läßt infolge von Trockenheit die Schwellkraft in den Zellen der zarten Blattunterseite nach, so biegen sich die Blattränder nach unten, was zur Folge hat, daß die ausdünstende Unterseite den Luftbewegungen entzogen ist und damit die Verdunstung vermindert wird.

Bis in den August hinein leuchten an sonnigen Felsen und sonstigen trockenen Standorten auf dem steifen, vierkantigen Stengel die weißen Blütenrispen des Nordischen Labkrauts. Obwohl seine Verbreitung in Mitteleuropa mit einer Nordwestgrenze endet, tritt es dann aber wieder in Skandinavien auf und geht hier als hochnordische Pflanze bis über 70 Grad nördlicher Breite. Infolge der trockenen Winde und der geringen Niederschläge ist hier der Wasserhaushalt der Pflanzen sehr erschwert und auf äußerste Sparsamkeit eingestellt. Diesen Bedingungen entspricht unser Labkraut, so daß sein Lebensraum bis in den hohen Norden reichen kann.

Fritz Scheerer

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

30. September 1972

Nr. 9

## Nikodemus Frischlin zum 425. Geburtstag

Von Fritz Scheerer

Als erster Sohn des Pfarrers Jakob Frischlin erblickte in Erzingen am 22. September 1547 Nikodemus Frischlin das Licht der Welt. Sein Großvater väterlicherseits stammte aus der Schweiz und hatte in Balingen in einer angesehenen Ratsherrenfamilie eine Frau gefunden. Nikodemus rühmt mit einem bürgerlichen Selbstgefühl, daß seiner Großmutter väterliche Vorfahren, die „Metz“, 200 Jahre lang Schultheißen in Balingen gewesen seien, ihre mütterlichen Ahnen aber, die „Rieber“, gar seit 300 Jahren dasselbe Amt in Ebingen bekleidet hätten. Der Vater Jakob, 1522 in Balingen geboren, der zuerst Arzt werden wollte und sein Leben lang gerne Pflanzen sammelte, studierte Theologie und wurde 1546 Diakonus (2. Stadtpfarrer) in Balingen, wo er Agnes, die Tochter des Büchsenmachers Johann Ruoff heiratete. Nach dem Tode seiner Eltern und sämtlicher Geschwister wurde er ein wohlhabender Mann und Grundbesitzer in Balingen.

1547 kam Jakob Frischlin als Pfarrer nach Erzingen. Er soll ein selten origineller und witziger Mann gewesen sein. In Erzingen hatte jeder Bürger, der Pfarrer nicht ausgenommen, die Verpflichtung, reihum die Schafe zu hüten. Den Pfarrer traf die Ordnung auf den Feiertag Johannes des Täufers. „Der Schultheiß wollte ihn nicht dispensieren und er mußte die Schafe hüten. Er trieb sie aber auf des Schultheißes Acker. Nachdem sie ihn abgefressen hatten, mithin genug gefüttert waren, wiederum heimtrieb, mithin dem geistlichen und weltlichen Hirtenamt Genüge tat“. Fortan hatte er das Amt des Schäfers los. In Meßstetten, wo er vorher kurze Zeit tätig war, wollte es ihm nicht gefallen, weil „seinem Vorgeben nach nur dritthalb Element, nämlich: Luft und Wind überflüssig, auch genug Holz zum Feuer, obwohl die Wärme im Sommer nur mittelmäßig ist, aber gar kein Wasser und statt der Erde nur Steine“.

Die Kindheit von Nikodemus Frischlin fiel in eine unruhige, stürmische Zeit. Der Schmalkaldische Krieg nahm für die Protestanten einen unglücklichen Ausgang. Württemberg wurde von kaiserlichen Truppen, vor allem von Spaniern überschwemmt, die bis in das 4. Lebensjahr von Nikodemus die festen Plätze des Herzogtums besetzt hielten. Im Jahre 1548 wurde das Interim verkündet, das die Messe wieder herstellte und die widerstrebenden evangelischen Geistlichen von ihren Ämtern trieb. Dieses Los traf auch Jakob Frischlin. Er wurde entlassen und scheint einige Zeit als Privatmann gelebt zu haben. Vom Jahre 1551 ist erzählt, daß der Organist, der Schulmeister Johann Edelmann, verreisen mußte. Edelmann habe Frischlin gebeten, für ihn in der Kirche die Orgel zu schlagen. Anfangs habe dieser sich geweigert und erst auf Zusage der „Stadtvorsteher“ eingewilligt. Als nun ein neuer Meßpriester von Haigerloch angekommen sei und Frischlin nach der Predigt mit den Schülern zur Messe singen sollte, habe er das Lutherlied angestimmt „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort und steu'r des Papst's und der Türken Mord...“ Vor Schreck sei der Interimpriester vom Altar im Meßgewand davon und wieder Haigerloch zu und nicht wiedergekommen.

1552 war Jakob Frischlin wieder Diako-

nus in Balingen. Am 25. Juli 1557 wurde ihm der Sohn Jakob geboren, der die Lateinschule in Balingen besuchte und später Präzeptor in vielen Städten, 1611 bis zu seinem Tode 1616 in Balingen, war. Er war ein „geistarmer Vielschreiber“, der sich besonders in Gelegenheitsdichtungen über Hoffeste und dergleichen gefiel. Im Jahre 1562 kam Jakob Frischlin als Pfarrer nach Tailfingen, wo er nach vier Jahren starb. Sein früher Tod hängt vielleicht mit einer Pest zusammen, die eben damals die Universität von Tübingen nach Eßlingen auswandern ließ. Seine Frau zog wieder nach Balingen.

### Jugendzeit in Balingen

Der viel bedeutendere Nikodemus verbrachte seine Jugendzeit in Balingen. Er war von außergewöhnlicher Begabung. Von 1556-1560 besuchte er die Lateinschule in Balingen, wo Konrad Edelmann sein Lehrer in den Anfangsgründen des Lateinischen war. In den Klosterschulen von Königsbronn (1560) und Bebenhausen (1562) wurde er auf den Besuch der Universität Tübingen vorbereitet, wo er, nachdem er 1565 das artistische Magister-Examen abgelegt hatte, zwei Jahre lang Theologie studierte. Schon mit 21 Jahren heiratete er Margarete Brenz, die aus dem berühmten württembergischen Theologengeschlecht stammte. In Stuttgart lebte auch zu jener Zeit noch ihr Großonkel, der berühmte Reformator Johannes Brenz, der beim Marburger Kolloquium Martin Luther zur Seite gestanden war. Im selben Jahr (1568) begann er seine Lehrtätigkeit an der Universität in Tübingen an der artistischen (philologischen) Fakultät mit Vorlesungen in Latein.

Seine Trinkfestigkeit und Hingabe an die Freuden der Liebe, sein zügelloses Temperament, dem zudem eine scharfe und witzige Zunge zu Gebote stand, seine Ruhmredigkeit, sein unerträglicher Hochmut und sein herausforderndes Auftreten erregten Anstoß unter seinen Kollegen. Er hat sich im Laufe seines Lebens viele Feinde unter seinen Tübinger Universitätskollegen und den Angehörigen des württembergischen Adels geschaffen, dem er gar zu oft mangelnde Bildung vorgeworfen hat. Diese — allen voran sein einstiger Lehrer, der neiderfüllte und unversöhnliche Martin

Crusius — trachteten mit allen Mitteln danach, den unbeherrschten, genialischen Dichter der lateinischen Sprache zu Fall zu bringen. Crusius nannte Nikodemus in seinen Spottschriften geringschätzig „Fröschlin“. Seine Abneigung brachte ihn um eine ordentliche Professur in Tübingen und um eine Berufung nach Graz an die dortige Landschaftsschule. Frischlin war aber nicht der Mann, solche Ungerechtigkeiten mit Gelassenheit hinzunehmen. Eine Rede auf die „geistig zurückgebliebene schwäbisch-fränkische Ritterschaft“ und verschiedene Händel machten ihn in maßgeblichen Kreisen unbeliebt. Doch er konnte sich vor dem offenen Eingreifen schützen, weil er durch seine hervorragende Dichtkunst die Gunst Kaiser Ferdinands gewann. Der Kaiser machte ihn 1576 zum Hofdichter, ernannte ihn zum Poeta laureatus und zum kaiserlichen Pfalzgrafen.

Doch Frischlin fand nirgends Ruhe. So gab Herzog Ludwig von Württemberg dem bekannt gewordenen Dichter den Auftrag, im Jahre 1582 in Laibach (Lublana) eine Professur anzunehmen, denn der Dichter und Philolog hatte durch die Ernennung zum kaiserlichen Pfalzgraf die Gunst seines Landesherrn verloren. Zwei Jahre verbrachte Frischlin als Rektor der krainischen Landschaftsschule in Laibach. Dort entstanden auch seine Lehrbücher. Sein Gesundheitszustand zwang ihn jedoch mit Frau und Kindern in seine württembergische Heimat zurückzukehren.

### Aufenthalt in Prag

Inzwischen waren sich seine Gegner in Tübingen einig geworden, seine Wiederaufnahme in den Lehrkörper der Universität zu verhindern. Als sie ihn schließlich im Frühjahr 1586 des Ehebruchs ziehen (wie es scheint, mit Recht), wurde er vor die Wahl gestellt, sich entweder vor einem ordentlichen Gericht zu verantworten oder aber das Land für immer zu verlassen. Er zog das letztere vor. Nach einigen Kreuzfahrten durch Deutschland, mit dem Ziel, Gönner und Verleger zu finden, ließ er sich Ende 1586 in Prag nieder, wo er sich dreist kaiserlicher Bibliothekar titulierte. Aber bald zog der unruhvolle Mann weiter nach Wittenberg, um dort (bis zum Frühjahr 1588) an der Universität Privatvorlesungen zu halten. Kaum war die Anwesenheit Frischlins in Wittenberg seinem Todfeind Crusius zu Ohren gekommen, als dieser auch schon einen ehemaligen, nun in Wittenberg ansässigen Schüler namens Johannes Menta beauftragte, Frischlin zu überwachen und über dessen Lebenswandel zu berichten. 1588 traf auch ein Brief Mentas bei Crusius ein, u. a. mit folgendem Inhalt: „Bisweilen bei Gastmahlen, wenn er (Frischlin) angetrunken, beweint er sein Geschick und schreibt sich in Stammbücher der Studenten als seltsamer Spielball des Glücks ein“.

Weder am Rhein, noch in Kassel, Marburg, Frankfurt war seines Bleibens lange. Gerne wäre er wieder nach Württemberg zurückgekehrt, aber sein „unbhäh Maul“, dem es nicht darauf ankam, in einer amtlichen Eingabe ein herzogliches Dekretum als „Drecktum“ zu bezeichnen, brachte ihn in württembergische Gefangenschaft. Er verlangte nämlich mit einer zornigen Eingabe 1590 von der württembergischen Regierung die Herausgabe des ungerechtfertigt zurückgehaltenen Erbgutes seiner Frau. Daraufhin verhaftete man ihn in Mainz und lieferte ihn an Württemberg aus. Beschwerebriefe, die er aus seiner Haft an den Kaiser und den Bischof von Speyer schrieb, wurden abgefangen und veranlaßten seine Überführung auf die Feste Hohen-Urach. Als er sich bei einem nächtlichen Fluchtversuch über die Felsen herunterlassen wollte, brach der Strick. Am Morgen des 29. November 1590 fand man ihn mit zerschmetterten Gliedern tot unter dem Fenster seiner Gefängniszelle.

#### Das literarische Schaffen Nikodemus Frischlins

Gesundheit und Kraft spiegeln sich in Frischlins Werken wider. Ihre ungebändigte Form, Fülle und Vielseitigkeit setzen in Staunen. Dem Unterricht dienten seine „Quaestiones grammaticae“ (Venedig 1584). An der Laibacher Schule brachten die Jungen, die aus verschiedenen Gegenden kamen, fast jeder eine andere Grammatik mit, deshalb wollte Frischlin etwas Einheitsliches, Neues schaffen. Dem Mann, der Cäsar, Cicero, Virgil und Horaz, Plautus und Terenz fast auswendig im Kopfe trug, fiel auf, daß manche der bisherigen Grammatiken auf ein ganz anderes Latein führten, als er es aus seinen Klassikern kannte. Reiche Belesenheit in den alten Schriftstellern, gesunder Sinn für das Natürliche und Ursprüngliche, selbständiges von keiner Autorität befangenes Urteil zeigten sich überall. Diese Sammlung von Fragen zur lateinischen Grammatik, dann sein lateinisch-griechisch-deutsches Wörterbuch (1586) und eine methodische Schrift über den Unterricht stellten den letzten Ausläufer scholastischer Lehrweise als Bildungsziel die gewandte Beherrschung der lateinischen Sprache gegenüber.

Von seiner formalen Begabung zeugen seine lateinischen Übersetzungen der Hymnen und Epigramme des Kallimachos (1571). Aus innerer Wesenverwandtschaft und verwandter Lebensfreude fühlte er sich von dem griechischen Dichter Aristophanes angezogen. Bei der Erklärung dieser Dichter und Geschichtsschreiber suchte Frischlin die Schüler zur Mittätigkeit heranzuziehen. Der Zweck des Studiums der Alten ist ihm zufolge nicht eine bloße Erkenntnis, d. h. es ist nicht genug, daß sich der Schüler die Sachen und die Worte eines solchen Schriftstellers merke, um sie zu wissen, sondern er soll auch lernen, sie selbständig zu handhaben, praktisch anzuwenden.

Vielseitig sind die Gebiete, Formen und Stoffe, die er gestaltete und seinem Leben anpaßte. Schon in seiner Tübinger Antrittsrede (1568) über die Würde und den mannigfachen Nutzen der Dichtkunst stellte er in höchst prosaischer Disposition das Wesen und den Ursprung der Poesie und ihren Nutzen heraus. Es drängte ihn zu realistischer Anschaulichkeit. Er suchte sein besseres Ich in den Gefilden der Dichtung zu gestalten. Deshalb lag ihm die Breite des biblischen Epos mehr als Epigramm und Drama. Noch im Kerker schrieb er eine „Hebraeis“ von über 12 000 Versen. Ein abgeschlossenes zielsicher-einheitliches Schaffen sucht man bei ihm aber vergebens.

Symbolische Komödien hat Frischlin drei gedichtet: Priscianus vapulans (1578), Phas-

ma (1580) und Julius redivivus (1584). Die erstere und letztere sind Aristophanischer Art und Form, Phasma dagegen kirchlich mysterienhaft. Da heilen Erasmus und Melanchton die Wunden eines zerschundenen Dramatikers. Im „Julius“ kommen Cäsar und Cicero bei einem Urlaub aus der Unterwelt nach Deutschland und stellen zu ihrer größten Verwunderung fest, daß sie sich in keinem Barbarenlande befinden und daß die Sprache Latiums im Munde der Nachkommen ihrer Landsleute zu einem unverständlichen Kauderwelsch geworden ist.

#### Zwei Tragödien

Aus Frischlins Tübinger Tätigkeit sind zwei Tragödien hervorgegangen: Venus und Dido. Das erste und vierte Buch der lateinischen Dichtung Aeneis löst er in die beiden freien dialogischen Paraphrasen auf, das Epische wurde in das Dramatische umgesetzt. Aus seiner Tätigkeit in Braunschweig stammt seine Komödie Helvetiogermani, in der das erste Buch aus Cäsars „Gallischem Krieg“ in eine Folge von Dialogen gesetzt ist. Wenn auch diese Stücke zunächst Schulübungen waren, so waren sie doch zur Aufführung bestimmt.

Von ungleich größerer Bedeutung sind seine dramatischen Bearbeitungen biblischer Stoffe. Das erste Stück, das Frischlin in dieser Art schrieb, war Rebecca. Obwohl in diesem Stück ein Vorspiel zu der Polemik gegen den rohen Adel seiner Zeit nicht zu verkennen ist, durch welche sich Frischlin später so viele Feinde machte, so fand es doch allgemein Beifall. Vor dem württembergischen Hof mußte es sogar zweimal aufgeführt werden. 1577 arbeitete Frischlin an seiner zweiten lateinischen Komödie „Susanna“. Zwischen die biblische Historie hat er einen Faden komischer Szenen durchgeschlungen, bei denen es über die Advokaten und Wirte hergeht. In den eingestreuten Szenen huldigte er auch mitunter dem rohen Zeitgeschmack seiner Zeit, so daß er dafür von Crusius den Vorwurf hören mußte, daß seine Stücke „jugendverderblich“ seien.

## Tragischer Tod des Dichters

Frischlins Geist wurde langhin bewundert, bis dieser Mann im 18. Jahrhundert fast ganz in Vergessenheit geriet. Erst die Sturm- und Drangperiode und die Revolutionszeit erinnerten sich seiner und des unglücklichen Kampfes gegen Pedantismus. Schubart sang: „Wo liegt Frischlin, der Bruder meines Geistes?“ Er sang es auf dem Asperg, als er auch der Bruder seines Schicksals geworden war. Die schwäbische Dichterschule um die Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte ihren lateinischen Ahnherrn die Huldigung nicht vorenthalten. Justinus Kerner sang die schöne Stanze auf Frischlin und Gustav Schwab in seinem wanderfrischen Buch über die Schwäbische Alb wußte die Kunde von dem tragischen Tod des Dichters an die Trümmer und Felsen Hohenurachs in einer Weise anzuknüpfen, die zur Wiedererweckung seines Andenkens nicht wenig beigetragen hat. David Fr. Strauß hat „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin“ (1856), vor allem aufgrund des Urkundenmaterials, das sich im Staatsarchiv und bei der Universität Tübingen findet, eingehend bearbeitet.

Vorübergehend war in Balingen eine Straße nach Frischlin benannt. Doch diese Ehre steht seinem Geburtsort Erzingen zu, denn der späthumanistische Dichter und Philologe Nikodemus Frischlin ist der berühmteste Sohn Erzingens. Die vielen Streitschriften, hauptsächlich gegen Crusius, wurden hier nicht aufgeführt, wie auch seine Reden im Streit mit dem Adel.

In das folgende Jahr fällt die Ausarbeitung seiner Hildegardis magna. Hier behandelt er einen Stoff aus der Sage um Karl den Großen. Das Stück wurde 1579 vor dem Hofe samt Prälaten und Landschaft bei der Regierungsübernahme Herzog Ludwigs aufgeführt. Kaum zwei Monate später hatte Frischlin eine neue weltliche Komödie und zwar diesmal in deutscher Sprache fertig: Frau Wendelgard. Ihr Gegenstand ist die Frauentreue. Er widmete das Stück der Herzogin Dorothea Ursula. Obwohl er keine deutschen Vorbilder hatte, umriß er die Charaktere mit leichter Hand, löste den Knoten geschickt. Die Sprache hat freilich den Adel nicht wie seine lateinischen Komödien, „doch ist ein grober eigener Rock immer mehr werth als ein geborgter feiner, und neben denen der Zeitgenossen dürfen sich seine Reime mit Ehren sehen lassen“ (Gervinus). Es finden sich Stellen, die einer edlen Form nahe kommen (z. B. die Bettlergestalt des aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Grafen). „Frau Wendelgard“ ist das einzige in deutscher Sprache erhaltene Drama Frischlins, denn „Der Graf von Gleichen“ und das Lustspiel „Die Weingärtner“ sind verlorengegangen.

Lange beschäftigte sich Frischlin mit der biblischen Geschichte Josephs. Noch in der Gefangenschaft auf Hohenurach nahm er den Plan wieder auf, die Geschichte in einer Trilogie herauszubringen, der er Terenzische Namen gab. Zur Ausführung scheint es aber nicht gekommen zu sein. Zur gleichen Zeit arbeitete er an zwei andern Komödien: „Ruth“ und „Hochzeit zu Kanaa“. Aus dem Gefängnis schreibt er an seinen Bruder Jakob: „Hiermit schicke ich dir eine teutsche Comödi, die Ruth, zu Lob und Dank dieser reichen Ernt; wollest sie verbessern und anrichten“. Noch eine andere werde er bei den geheimen Räten finden aus dem 1. und 2. Kapitel Johannis, die „auf jede Hochzeit gerichtet“ sei; auch die solle er besser machen; „denn bei mir nicht viel Muth Comoedias zu schreiben, bis daß mir wiederum ein gnädiger Sonnenglanz vom Hof aus scheinen wird“. Er sollte ihm nicht mehr scheinen.

Daneben verfaßte er epische und satirische Schriften. Seine Stärke liegt in einer Vielzahl von Werken, in der Beleuchtung der Einzelheit bestimmter Züge oder ganzer Episoden, in seiner derb-realistischen Charakterisierungskunst und seiner spottenden Überlegenheit, wie im 5. Band der „Geschichte der deutschen Literatur“ von DeBoor-Newald herausgestellt ist.

Selbst der Erzfeind Martin Crusius mußte das Bemerkenswerte der Geistesgaben Frischlins zugeben, die er (nach Crusius) zwar mißbraucht habe. Der Volkschriftsteller und Humanist, der deutsche Schreiber und Dichter, der gewandte Handhaber des lateinischen Verses, Nikodemus Frischlin, vereinigte in seiner Person kraftvolle Männlichkeit und einen bürgerlichen Familienvater, einen Moralsatiriker und Dramatiker. Geltungsdrang und Bedürfnis, sich zu befreien, von dem, was ihn bedrückte, freche Herausforderung, angriffslustige Verteidigung seiner Rechtsansprüche, Gelehrsamkeit, Erfassen der Einzelheit und deren Formgebung spiegeln sich in Frischlins Schaffen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

## Spital und Krankenhaus in Ebingen

Vorwiegend im 19. Jahrhundert — Von Dr. Walter Stettner (Schluß)

In den Jahren 1856-58 suchten die Gemeinden Truchelfingen, Meßstetten, Lautlingen, Margrethausen, Tailfingen, Bitz und Unterdigisheim, 1861 auch Onstmettingen darum nach, etwaige Krätze Kranke ins Ebingener Krankenhaus einweisen zu dürfen. Das wird ihnen zugesagt unter der Voraussetzung, daß Platz vorhanden ist und daß die Heimatgemeinden die Kosten für Behandlung und Verpflegung übernehmen.

Dieses Entgegenkommen und auch andere Umstände sprechen dafür, daß das Haus nur schwach (vielleicht mit 10 Personen) belegt war. Woher kommt diese im Vergleich zu heute erstaunlich schwache Belegung? Sicher nicht davon, daß die Leute früher gesünder gewesen wären. Ein Grund liegt in den gewaltigen Fortschritten der Medizin, besonders der medizinischen Technik, deren große Apparate zu meist nur in Krankenhäusern eingesetzt werden können. Zum anderen aber war der Mensch vor hundert Jahren noch in der Großfamilie aufgehoben und versorgt, zu Hause wurde geboren und gestorben.

1870 beantragten die Wundärzte Beck und Raisch, für das Krankenhaus Verbandsmaterialien — alte Leinwand, Charpie (was ist das?), Rollenbinden —, Beinbruchmaschinen und Schröpfzeug für das Krankenhaus anzuschaffen, Dinge, die bis dahin gefehlt hatten, ferner zwei Decken für Krätze Kranke. Die Kosten sollten von der „hiesu gegenwärtig fähigen Dienstbotenkrankenanstaltskasse bestritten werden“ (drei Jahre zuvor allerdings hatte man dieser Kasse einen beträchtlichen Fehlbetrag aus Mitteln der Stiftungskasse vorgestreckt, die Dienstbotenkasse war also nicht nur Melkkuh für die Stadt). 1873 wurde in dem Statut dieser Krankenanstalt die Bestimmung, daß Syphilitiker nicht aufgenommen werden dürften, gemäß einem Erlaß des Ministeriums des Inneren gestrichen.

Im Jahr 1884 waren bei der Kasse 205 Arbeiter und Arbeiterinnen und 160 Knechte und Mägde versichert. Da wurden durch das von Bismarck eingebrachte Reichsgesetz zur Krankenversicherung (von 1883) und die Ausführungsbestimmungen der Länder die gewerblichen Arbeiter den eben gebildeten Ortskrankenkassen überwiesen. Der verbliebene Rest erhielt die Bezeichnung Krankenpflegeversicherung. Ihr mußten alle Dienstboten, sowohl das Haus- als auch das landwirtschaftliche Gesinde, sowie Lehrlinge, die noch nichts verdienten und nicht mit ihren Angehörigen in häuslicher Gemeinschaft lebten, angehören. Auf 1. Januar 1914, also knapp vor dem 1. Weltkrieg, wurde die Krankenpflegeversicherung mit der Ortskrankenkasse verschmolzen und hörte damit auf zu bestehen.

### Umzug ins Spital

Das 1877/78 gebaute Haus an der Sonnenstraße war zunächst nur als Spital gedacht. Nun stellte man fest, daß darin mehr Platz war, als die Hospitaliten brauchten oder, vielleicht sagen wir besser, als man den Hospitaliten zugestand. So tauchte der Gedanke auf, das besondere Krankenhaus (an der Schmiechastraße) aufzuheben und es mit dem neuen Spital unter einem Dach zu vereinigen, ein Gedanke, der am 1. Oktober 1879 von der Ortsarmenbehörde mit Zustimmung des Bürgerausschusses zum Beschluß erhoben wurde. Dazu äußert sich der Oberamtsarzt in Balingen, nachdem im November eine Gemeindevisitation stattgefunden hat, dahin, die Räumlichkeiten des 2. Stockwerks, das für das Krankenhaus vorgesehen war, seien im allgemeinen passend und hinreichend, wenn

man noch zwei besondere Irrenzimmer und einen Abtritt herrichte. Bedenken hat der Balingener Arzt jedoch für den Fall von ansteckenden Krankheiten oder Epidemien, weil dann die Hospitaliten leicht angesteckt würden und durch sie die Krankheit in der Stadt verbreitet werden könne. Das Oberamt dagegen empfiehlt aus wirtschaftlichen Gründen die Zusammenlegung der beiden Institute und regt an, ob nicht zur Isolierung gewisser Arten von Kranken ein Hintergebäude erstellt werden könne. Ortsarmenbehörde und Bürgerausschuß lehnen die Bedenken des Arztes ab: das 2. Stockwerk lasse sich vom übrigen Bau ganz isolieren, so daß nur von den Krankenwärttern die gemeinsame Steige benutzt zu werden brauche. Das Krankenhaus sei schwach belegt, Epidemien kämen selten vor, notfalls könnten die Pfründner anderswohin verlegt werden. Daher beschließt man, die gewünschten Baumaßnahmen im 2. Stock vorzunehmen, aber einen Ergänzungsbau abzulehnen; falls erforderlich, soll das Kgl. Medizinalkollegium in Stuttgart angerufen werden.

Der Bau ist dann mehr als ein halbes Jahrhundert zugleich Spital und Krankenhaus gewesen, allerdings wurde (nach dem 1. Weltkrieg?) im Hof eine Krankenbaracke aufgestellt, die sich bald als unzulänglich erwies, ja 1935 als Kulturschande bezeichnet wurde. Über die Notwendigkeit, sie zu

beseitigen, waren sich alle Beteiligten einig, nicht aber über den Weg, wie das geschehen sollte. Das Krankenhaus brauchte mehr Raum; dazu wollten die einen einen Anbau oder einen Bau in einem Hintergebäude erstellen, andere die Spitaliten anderswohin verlegen, aber erstens sah man keine freien Räumlichkeiten, zweitens meinte man, ein doppelter Betrieb werde die Unkosten steigern. Man erwog einen Neubau zusammen mit Tailfingen, das jedoch auch an den Bau eines eigenen Krankenhauses dachte. Bürgermeister Hayer glaubte, mit einem Zusammenschluß der drei Talganggemeinden sei in den nächsten 10 bis 25 Jahren zu rechnen, weshalb jetzt schon große Fragen der Gemeinden wie die öffentlichen Versorgungs-Betriebe, — Zu: Spital u. Krankenhaus Ebing. Sp. 8 Schlachthaus, Schulfragen, Polizeiwesen, Sport zusammen gelöst werden sollten (und das im Jahr 1935! Aber der Lokalpatriotismus aller Seiten ließ diese Pläne damals scheitern). Für einen Krankenhausneubau boten Tailfingen und Ebingen je zwei Plätze an, hier unter dem Schnecklesfels oder im Raidental. Aber aus all den schönen Plänen wurde infolge Geldmangels nichts. Zwei Jahre später konnten aber die Spitaliten ins städtische Altersheim an der Sonnenstraße, die einstige Augustenhilfe, umsiedeln, und der einstige Spital wurde nun erst reines Krankenhaus. Es war jedoch mit zahlreichen Mängeln behaftet, die auch der in den 50er Jahren erstellte Anbau nur wenig bessern konnte, bis dann in den 60er Jahren das neue Kreiskrankenhaus Ebingen erstand.

## Unsere Erdbeben

Von Hans Müller

**Sie sind nicht die stärksten, bei weitem nicht. Es sind nur schwächere und manchmal ein mittleres. Aber sie sind „unser“. Ihnen haben wir es zu verdanken, daß wir im ganzen Land genannt werden. Lokalpatrioten ergreifen gern jede beliebige Gelegenheit, wo sie mit ihrem Ort oder ihrer Landschaft „vorn“ sein können. Die Lokalpresse muß sich natürlich darauf einstellen. Sie muß die einheimischen Erdbeben viel ausführlicher behandeln als andere, etwa in letzter Zeit die österreichischen. Sie darf sogar ein wenig übertreiben, nur nicht zu sehr. Seit 1911 haben zwei Berichterstatter den apokalyptischen Weltuntergangston des Winterlinger Schuhmachers und Ortschronisten Johannes Stauß nachzuahmen. Es ist ihnen nicht gelungen. Wir sind inzwischen doch etwas nüchterner geworden.**

Ohne „unsre“ Erdbeben verkleinern zu wollen, sei erwähnt, daß sie kein einziges Menschenleben gefordert haben und daß kein Haus ganz eingefallen ist (was sogar manchmal ohne Erdbeben geschieht). Zum Vergleich innerhalb der engsten Umgebung: Das Eyach- und Schmiechahochwasser von 1895 hat 45 Todesopfer gefordert und viele Häuser mitgenommen. Den Vorschlag, die Verkehrsunfälle pro Gemeindegemarkung zu zählen, wage ich gar nicht zu tun. Ein Erdbeben wirkt aufs Gemüt, weil es so unverhofft und ohne Vorwarnung stattfindet und das so ganz von der Schöpfung her, ohne die allergeringste menschliche Beihilfe. Deshalb habe ich Erdbeben so gern. Sie dürfen ruhig mal einen Kamin abwerfen; er ist ja erdbebenversichert. Man kann übrigens auch erdbebensicher bauen.

Das gänsehauterzeugende Geschickel so plötzlich und unerwartet kommt nicht von den 300 oder mehr Minivulkanen der mittleren Alb. Es kommt nach Feststellung der

Sachverständigen (Hiller, Ernst, Reinkenmeier und viele andre) von den Alpen, deren Auffaltung noch nicht völlig zur Ruhe gekommen ist. Allerdings ist die Schraubstocktheorie, wonach die Alpen von S her gegen unsre Mittelgebirge (als „Zahnwurzeln“ eines viel älteren Gebirges) drücken sollen, inzwischen aufgegeben worden. Dagegen gewinnt die „Unterströmungstheorie“ die Oberhand. In großen Tiefen ist alles Gestein plastisch und wird von den Alpen sozusagen ausgequetscht. Das ergibt auf weite Entfernungen einen Druck, der sich weiter oben im festeren Gestein als Spannung auswirkt. Diese Spannung sucht sich zu entspannen, wo sie kann. Etwa wo die Gesteinskruste schon zerbrochen ist (Spalten, Verwerfungen, tektonische Gräben) oder leicht zerbrochen werden kann. Dabei genügen schon millimetergroße „Dislokationen“ zur Erzeugung eines Erdbebens.

### Zollerngraben

Es ist gut zu verstehen, daß der Erdbebenprofessor W. Hiller vor mehreren Jahrzehnten den 1911 entdeckten Zollerngraben als Bebenzentrum ins Auge faßte. Aber er sprach von Anfang an vom „Bereich des Zollerngrabens“. Damit ist die Umgebung mitgemeint, so etwa auch die Parallelstörungen außerhalb des Grabens. Durch Vereinfachung und wissenschaftlich unzulässige Vergrößerung hat die Presse, und durchaus nicht nur die lokale, den Zollerngraben zum Sündenbock für alle unsre Erdbeben gemacht. Sie alle müssen „in“ unserem Zollerngraben ihren „Herd“ haben. Eigner Herd ist Goldes wert. Und der arme, so kleine Graben muß nun an allem schuld sein. So geht es seit dem Alten Testament jedem Sündenbock; er kann völlig unschuldig sein; ist er einmal ernannt, dann ist er nicht mehr zu retten. Aber wir versuchen es trotzdem.

Prof. Hiller hat schon vor 1954 eine Skizze veröffentlicht, die den Zollerngraben und die Erdbebenausgangspunkte (Zentren) seit 1911 zeigt. Es waren darauf 40 Beben angegeben (also ohne die rund 1000 kleinen), davon liegen ganze 6 auf dem Zollerngraben, und zwar kleinere. Die große Masse der Zentren, darunter diejenigen mit Stärke 8 und 7, ballt sich nordwestlich Ebingen zusammen. Also nicht im Zollerngraben! Das ist ein erster Stoß gegen die Sündenbock-Theorie. Ein weiterer Stoß wurde ihr versetzt, als 1960 der Oberlandesgeologe Dr. Schädel den Zollerngraben als Spitzgraben von nur 2 bis 3 km Tiefe berechnete. Es sei „eine Oberflächenstruktur“. Er könne vielleicht noch weiter unten als einfache Spalte weitergehen. Da nun nach allgemeiner Fachansicht Erdbebenzentren wenigstens 5 km tief liegen, die meisten jedoch um 20 km, kann gar kein Beben im Graben seinen Ursprung haben, es sei denn in der vermuteten Tiefenspalte. Dann müßten sie aber alle auf einer Linie liegen, was nicht der Fall ist. „Ziemlich sicher besteht kein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Hohenzollerngraben und den Albbeben. Die Richtung der mit den Erdbeben verbundenen Verwerfungen ist völlig anders als die des Zollerngrabens“ (Dr. Schick, Stuttgart). Diese geht nämlich von S nach N, der Graben jedoch von NW nach SO. Damit ist der Zollerngraben schon freigesprochen. Noch mehr könnte er entlastet werden, wenn wir andere Ursachen für „unsre“ Erdbeben auführen können. Das soll geschehen.

Manche Erdbebenforscher nehmen als Ursache unsrer Beben den sehr großen und tiefen Oberrheingraben an. Dies widerspricht der Alpentheorie deswegen nicht, weil der Oberrheingraben selber auf die Alpenfaltung zurückgeht (Unterströmungstheorie). Vor 1911 lag die Häufigkeit der Beben noch im südlichen Schwarzwald. Sie wanderte über die Baar zur Südwestalb weiter. Unsere drei stärksten Beben waren: 1911 mit Zentrum bei Margrethausen, dann 1943 bei Onstmettingen und schließlich 1970 bei Jungingen (Dr. Schick). Also erst 8 km, dann nochmals 6 km Luftlinie weiter nach N. Dabei wurde der Zollerngraben erreicht und unterschritten. Kleinere Beben hatten ihr Zentrum bei Rangendingen, bei Hechingen, bei Schlatt und bei Gammertingen, sämtlich schon jenseits des Grabens. Die Bebenhäufigkeit scheint unter dem Zollerngraben hindurch nach N weiterzuwandern. Das wäre in Richtung auf Tübingen zum stark „zerbrochenen“ Schönbusch, der sowieso ein Bebengebiet ist. Als Stoßrichtung wird für fast alle Beben S—N angegeben (Dr. Schick, Stuttgart, U. Reinkenmeier, Tübingen).

#### Lauchertgraben

In unserer Gegend haben wir noch den von Professor Edwin Hennig entdeckten breiten Lauchertgraben in südöstlicher („rheinischer“) Richtung. Er zieht sich nach neuesten Forschungen vom Nollhof und Sigmaringen bis zu den beiden Engstingen, ja sogar bis Honau an der Echaz. Bei immer genaueren geologischen Kartierungen unserer Umgebung kamen die Randstörungen des Lauchertgrabens zum Vorschein: ostwärts bei Hochberg, westlich aber durch das auffallend geradlinige obere Schmiechatal von Onstmettingen bis Ebingen; parallel dazu eine Verwerfung durch das Wahlental bei Tailfingen, am Braunhartsberg vorbei, quer durchs Rossental bei Truchteltingen zum Trautenhart und zur Martinshalde ins Klaratal bei Ebingen (hier wurde eine kleine Verwerfung von J. Binder gefunden), weiter quer durchs Riedbachtal zur Geißenkanzel und neuerdings auch noch im Truppenübungsplatz auf dem Ebinger Hart festgestellt. Auf dieser Störungslinie liegt als

ein Bergsturz das schöne Felsenmeer des Braunhartsberges, ferner die ehemalige Verwerfungsquelle im Rossental bei der Gärtnerei und endlich der Bergschliff über dem Lehrlingsheim auf der Markungsgrenze Ebingen/Truchteltingen. Und wiederum parallel dazu haben wir das auffällig geradlinige obere Eyachtal mit dem Bergsturz Heubelwand bei Margrethausen, einen weiteren am Glinkenwasen und der Kleinshalde, von wo ich aus einer Verwerfung einen schönen Gleitharnisch habe. — Genau zwischen oberer Eyach und oberer Schmiecha ballen sich die Bebenzentren zusammen! Das ist durchaus keine ganz neue Erkenntnis, sozusagen um wieder mal was Neues auf den Tisch zu bringen. Der 90-jährige Geologieprofessor Edwin Hennig schrieb mir kürzlich: „Als ich die Lauchertstörung aufdeckte, waren mir bald die gleichlaufenden Täler von Ebingen und Margrethausen verdächtig, die ja inzwischen als Übeltäter entlarvt sind.“ Warum sollen gerade die Lauchertgraben-Randstörungen erdbebenverdächtig sein? Weil der Lauchertgraben vielmals jünger und damit lebendiger ist als der alte, würdige Zollerngraben. E. Hennig in unsrer Kreisbeschreibung: „Die wesentlich jüngere Störungslinie im Tale Ebingen-Onstmettingen ist in der Beziehung (nämlich Erdbeben-tätigkeit) jedoch erheblich verdächtiger“ als der Zollerngraben. Weiter in obengenanntem Brief: „Über den Hohenzollerngraben stand da (nämlich in „Geologie von Württemberg“ von E. Hennig) schon 1923, er sei als zu alt unverdächtig für die Erdbeben.“ Dem Zollerngraben gibt man ein Alter von etwa 20 000 000 Jahren (obermiozän, A. Roll); der Lauchertgraben ist auf etwa 1 000 000 Jahre (nachpliozän, E. Hennig) festgelegt. Der heute 90-jährige Forscher war somit schon vor einem halben Jahrhundert auf einer richtigen Spur, die leider unbeachtet blieb, aber nun wieder aufgenommen worden ist. Die „Ebinger Störung“ kann sogar nordwärts bis Heilbronn durchverfolgt werden (Dr. G. Schneider, Stuttgart, Dr. Schick, Stuttgart, Dr. Götz, Stuttgart). — Ist nun der Zollerngraben wirklich freigesprochen? Ein fataler Zeuge meldet sich noch kurz vor Abschluß des „Verfahrens“ mit der Feststellung, die südöstlichen Stoßbewegungen würden vom Zollerngraben blockiert und ergäben instabile (= nicht zur Ruhe gekommene) Verwerfungen vor ihm (U. Reinkenmeier, Tübingen). Gut, aber diese müßten erst einmal gefunden werden. Auch sahen wir, daß die Bebenzentren ja schon unter dem Zollerngraben „durchgeschlupft“ sind. Mithin ist der Zollerngraben infolge reichlicher, stichhaltiger Indizien eben doch von dem Trommelfeuer der Verdächtigungen freizusprechen! Schon vor etwa 20 Jahren schrieb der inzwischen verstorbene hohenzollerische Geologieprofessor Michael Walther: „Bei den Erdbeben ist der Zollerngraben nur passives Mitglied.“

Was sagt die Presse? Unsrer Lokalpresse hat sich bislang zweimal vom alttestamentlichen Sündenbock Zollerngraben abgewendet und ihn nicht mehr beschuldigt. Das war nach meinen Vorträgen in Bitz und in Onstmettingen. Die Südwestpresse jedoch denkt nicht daran, obwohl doch gerade sie in Stuttgart und Tübingen die gewissenhaften Forscher sitzen hat, wenn auch nicht gerade in den Redaktionsstuben. Was schon mehr als hundertmal in der eigenen Zeitung stand, muß doch wahr sein! Vor mir liegen und knallen mir mitten ins Gesicht zwei dicke Schlagzeilen: „Die Albbewohner sitzen mitten auf dem Pulverfaß“ (im Text: „Hohenzollerngraben“) und: „Landes-Umschau Die Äbler wohnen auf dem europäischen (!) Pulverfaß“ (im Text: „Hohenzollerngraben“). Man glaube nur nicht, dieses sei nicht mehr zu überbieten: Ein Bericht schildert, wie sich in Stuttgart (!)

Hauswände „wellenförmig verformt“ hätten infolge eines Erdbebens wo? natürlich „mit Herd im Zollerngraben“. Manchmal wird ja ein Fachmann gefragt. Aber noch lieber fragt man anscheinend den „Mann auf der Straße“. Der hat dann gesehen, wie ein Kirchturm um zwei Meter geschwankt hat (Kirchturm steht noch). Einem Arbeiter flog sein Bierglas ins Gesicht (nach anderer Meldung vom Mund). Fliegende Biergläser kommen ja wohl vor, aber doch nicht gut mit dem Zollerngraben als Werfer. Sogar der bayerische Landtag habe „geschwankt“. Schon möglich; aber infolge des Pulverfasses unter dem Zollerngraben? Es sei „urkundlich“ nachgewiesen, daß im „klassischen“ (!) Zollerngraben der Herd zu suchen ist. Suchet, so werdet ihr nicht finden! In einem Bericht stand, man habe das Zentrum des letzten Bebens noch nicht bestimmen können, und trotzdem frischfröhlich in der Überschrift: „Im Zollerngraben schüttelte es wieder“ und dann gleich noch: „Der Schuldige war wieder einmal der Zollerngraben“. Oder nach der Überschrift: „Im Graben rumorte es“ ... „in 40 bis 50 km Tiefe“. (Da unten aber ist fürchterlich, nämlich gesteinschmelzend heiß und schon seit 47 km kein Zollerngraben mehr möglich.) Schluß folgt

## Herbstschraubenblume

*Spiranthes autumnalis*

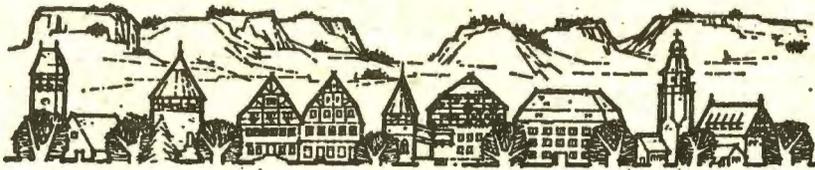
Nur wenig heimische Gewächse aus der farbenprächtigen Familie der Orchideen blühen bei uns im Herbst. Für die allermeisten ist spätestens im Juli, für einige im August die Blütezeit abgeschlossen. Zu den wenigen, die erst im Herbst, im August und September, ihre Blüten entfalten, gehört auf unseren Berg- und Waldwiesen die Schraubenblume. Ihr deutscher wie auch der in naturwissenschaftlichen Kreisen gebräuchlicher Name (*Spiranthes*, griechisch *speira* = Windung) kommt von der schraubenförmig gedrehten Blüten-



ähre. Die kleinen weißen Blüten mit der spornlosen Lippe der 12-25 cm hohen Pflanze winden sich um den zur Blütezeit blattlosen Stengel. Das Pflänzchen ist bei uns selten, denn nur an wenigen Stellen des Kleinen Heubergs, so in der Gegend von Leidringen und Heiligenzimmern, dann bei Hossingen oder an der Lothen steht es ganz bescheiden an den Waldrändern. Zerstreut kommt es vor am Südrand der Alb. Wir bewundern es daher dort, wo es wächst, und schützen es vor gedankenlosem Zugriff.

Fritz Scheerer

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

31. Oktober 1972

Nr. 10

## Geschichte des Landkreises Hechingen und der Hohenzollerischen Lande geht zu Ende

**„Ausführungen von Landrat Dr. Mauser bei der ersten Sitzung des vorläufigen Kreistags des Zollernalbkreises am Montag, 25. September 1972 in Balingen:**

„An diesem Tag, an dem sich dem Gesetze und der freundlichen Einladung des Herrn Alterspräsidenten folgend, die Hechinger und die Balingen Kreisverordneten zur ersten Sitzung des vorläufigen Kreistags des künftigen Zollernalbkreises zusammengefunden haben, kann der letzte Landrat des Landkreises Hechingen bei der freundlich gebotenen Möglichkeit, das Wort zu ergreifen — wofür ich mich recht herzlich bedanken möchte —, nicht umhin, in wenigen Sätzen zunächst auf die Geschichte des Landkreises Hechingen und der hohenzollerischen Lande, dessen gleichgewichtige Hälfte die Hechinger jeweils waren, einzugehen. Denn diese Geschichte, diese besondere Geschichte, geht mit Ablauf des Jahres 1972 zu Ende.

Engen freundschaftlichen Beziehungen zu Napoleon ist es zuzuschreiben, daß die Fürstentümer Hechingen und Sigmaringen das Ende des alten Reiches überstanden und nicht, wie zahlreiche ähnliche Staatsgebilde in Süddeutschland, mediatisiert wurden. Die beiden Fürstentümer erlangten durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 und durch die Rheinbundakte 1806 nicht nur Landgewinn, sondern auch die Souveränität. Die gebietliche Abgrenzung Hohenzollerns bis heute geht also auf diese Zeit zurück. Als Folge der Ereignisse von 1848/1849 erfolgte im Jahre 1850 der Übergang der beiden Fürstentümer an Preußen. Die preußische Regierung in Sigmaringen organisierte nun die Verwaltung der hohenzollerischen Lande neu. Der 1875 errichtete Hohenzollerische Landeskommunalverband übte weitreichende Selbstverwaltung aus. Noch heute ist er, mit seinen Zuständigkeiten auf dem Gebiet des Straßenbaus und des Sozialwesens, der Feuer- und Viehversicherung, der Denkmalspflege und des Kulturbezirkes sowie als Gewähr-Träger der Hohenzollerischen Landesbank und beteiligt am Aktienkapital der Hohenzollerischen Landesbahn, ein Kennzeichen der besonderen Geschichte des Ländchens. Die preußische Zeit, die bis 1945 währte, steht noch heute in der Bevölkerung in gutem Ansehen. Die preußische Verwaltung dort war klar aufgebaut. Das von oben nach unten Delegierte konnte auch voll verantwortlich entschieden werden, man war nicht federfuchserisch und im besten Sinne des Wortes liberal. Das große Land Preußen hat insbesondere für die wirt-

schäftliche Entwicklung Hohenzollerns viel getan.

Mit dem Gesetz über die Vereinfachung der Verwaltung der Hohenzollerischen Lande vom 7. Oktober 1925 wurde der jetzige Landkreis Hechingen gebildet. Das seitherige Oberamt Haigerloch wurde mit dem Oberamt Hechingen zum Kreis Hechingen vereinigt und diesem die dem aufgelösten Oberamt Gammertingen zugehörigen Orte Melchingen, Ringingen und Salmendingen zugewiesen. Aus Oberamtmann, Amtsausschuß und Amtsversammlung wurden nunmehr Landrat, Kreisrausschuß und Kreistag. Meine Vorgänger im Amt des Landrats waren die Herren Schraermeyer 1924—1945, Moser 1945, Dr. Remark 1945 bis 1946 und Dr. Speidel bis 1966.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich glaube, ich muß nicht um Ihr Verständnis dafür werben, daß es uns nicht leicht fällt, von dieser Geschichte Abschied zu nehmen und der Auflösung unseres Landkreises Hechingen mit ehemals 46 Gemeinden entgegenzusehen. Der größte Teil des Landkreises Hechingen kommt zum künftigen Zollernalbkreis. Die Gemeinden des unteren Bezirks, also westlich Haigerlochs, werden dem Landkreis Freudenstadt, die Gemeinde Glatt und die inzwischen mit Sulz vereinigte Gemeinde Fischingen werden dem Landkreis Rottweil und die Gemeinde Hörschwag auf der Alb wird dem Landkreis Reutlingen zugeteilt. Mit der Kreisreform einher geht auch eine Neueinteilung der Regierungsbezirke. Künftig werden wir, wenn wir die Markungsgrenze Empfinden überschritten haben, uns im Regierungsbezirk Karlsruhe und wenn wir Fischingen erreicht haben, uns im Regierungsbezirk Freiburg befinden.

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Dieser Landkreis Hechingen, die uns gewohnte gebietliche Einheit, die uns durch eine lange gemeinsame Geschichte Heimat war, wird nunmehr geteilt und getrennt, wir kommen auseinander.

Wir haben uns, wir alle, die wir Verantwortung tragen, in den letzten Jahrzehnten bemüht, im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten die gestellten Aufgaben zu erfüllen. Es war uns möglich, insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten, neue Kreiseinrichtungen zu schaffen, so das Kreiskrankenhaus mit Krankenpflegeschule, das Landratsamtsgebäude, Berufsschulen und Lehrwerkstätten, ein Neubau der Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Berufs- und Berufsfach-

schulen und des künftigen Wirtschaftsgymnasiums wird in diesem Herbst noch eingeweiht — eine Kreis-Sonderschule für Bildungsschwache, eine Werkstätte für Behinderte, eine Erziehungsberatungsstelle, mit großer Hilfe des Landkreises den inzwischen fertiggestellten Neubau eines DRK-Hauses, um nur das Wichtigste zu nennen. Auch der Kreisstraßenbau konnte in den letzten Jahren mit relativ viel Mitteln fortgeführt werden. Das Anfang der 30er Jahre errichtete Kreiswasserwerk soll in einen Zweckverband überführt werden.

Ich glaube also sagen zu dürfen, daß wir gut funktionierende Einrichtungen und geordnete wirtschaftliche Verhältnisse in diesen neuen Zollernalbkreis einbringen.

Nun können und wollen wir nicht bei der Klage um den Verlust verharren. Wir könnten zum Trost allenfalls an den Kilteltäler Pfarrer denken, der 1850 nach dem Übergang an Preußen in seiner Predigt meinte, daß man Gott loben und preisen solle für den neuen Landesherrn, den man nun habe, und daß wir das um unserer Sünden Willen nicht besser verdient hätten. Wir wollen vielmehr hineingehen in diesen neuen Zollernalbkreis, der ja gebildet wird aus den gleichermaßen aufgelösten Landkreisen Hechingen und Balingen und einem Gebiet des Landkreises Sigmaringen, in der sicheren Erwartung, daß die gemeinsame Verantwortung für das Ganze vornehmster Wille und selbstverständliche Pflicht aller Organe dieses Landkreises ist, in der berechtigten Hoffnung, daß dabei — dem Großmut des Siegers vergleichbar — die vorhandene Mehrheit des bisherigen Landkreises Balingen im Kreistag gegenüber der Hechinger Minderheit wo nötig und möglich gebotenes Entgegenkommen zeigt, so daß es von vornherein nicht zu einer Art Blockbildung kommen möge, in der begründeten Zuversicht, daß die Wünsche und Anliegen zur weiteren Entwicklung der Kreiseinrichtungen des bisherigen Landkreises Hechingen zum Nutzen und Frommen der Bevölkerung sachgemäße Berücksichtigung finden, auf daß es immer gelingen möge, einen Ausgleich der verschiedenen Teile des neuen Landkreises und der oft im Widerstreit liegenden Interessen in stets anständiger Weise herzustellen. So möge diesem neuen Zollernalbkreis eine gute, sichere und lange Zukunft beschieden sein, eine Zukunft in einem Staat und in einer Gesellschaft, die Freiheit, Recht und Frieden stets bewahren mögen, das walte Gott.“

# Die ‚Kayslerliche Reichsposthalterey Balingen‘ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Von Rudolf Töpfer, Balingen

**Vorbemerkung:** Die nachstehende Betrachtung schließt chronologisch an die Veröffentlichung in den Nummern 4 und 6 1971 der „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ an, die betitelt war mit „Über die Anfänge eines geregelten Postwesens in Balingen bis zur endgültigen Einrichtung einer Kayslerlichen Reichsposthalterey im Jahre 1703“.

Wegen des Einfalls der Franzosen in die Pfalz (1688) mußte von den Taxis der im Rheintal verlaufende Kayslerliche Reitpostkurs von Brüssel nach der Schweiz über Frankfurt — Heilbronn — Cannstatt — Ulm nach Schaffhausen umgeleitet werden. Ab 1691 wurde dieser Kurs dann von Stuttgart aus quer durch Württemberg nach Schaffhausen geführt, weshalb 1691 in Stuttgart, Waldenbuch, Tübingen und Balingen Kayslerliche Reichsposthaltereyen erstmalig eingerichtet worden sind. In welchem Gebäude die Balingen Reichsposthalterey damals untergebracht war und wer als erster Posthalter fungierte, konnte bisher nicht festgestellt werden. Nach dem Frieden von Ryswyk (1697) war es der Reichspost möglich, die verlassenen Postwege wieder zu benutzen, weshalb der Reitpostkurs ab Cannstatt über Tübingen und Balingen nach Schaffhausen überflüssig wurde und eingestellt werden konnte. Die Kayslerliche Posthalterey zu Balingen wurde wieder aufgehoben. Gewissermaßen als Ersatz führte im Jahre 1697 der in Frankfurt ansässige Schaffhauser Bürger Christoph Murbach als Unternehmer eine Landkutsche ein, die alle zehn Tage von Schaffhausen über Tuttlingen — Balingen — Tübingen — Stuttgart — Bietigheim — Brackenheim — Heilbronn nach Frankfurt und zurück verkehrte. Die Taxe für die Reise von Schaffhausen nach Frankfurt betrug zehn Taler. Es wurden auch schwere Lasten als Fracht befördert. Im übrigen verkehrten damals im Herzogtum Württemberg schon seit Jahren von Stuttgart aus drei Landkutschen, und zwar nach Ulm, Heidelberg und Straßburg. Sie waren eingerichtet worden, weil die Beförderung von Personen und Waren in Wagen ein immer dringenderes Bedürfnis geworden war, das die Taxisschen reitenden Posten nicht befriedigen konnten. Die Landkutscher durften jedoch keine Briefe mitnehmen, es sei denn, daß diese zu den geladenen Waren gehörten. Bezüglich der Briefbeförderung wurde den Thurn und Taxis auf deren Kursen von Württemberg das beanspruchte Monopol zugestanden. Als Gegenleistung beförderten sie die herzoglichen Postsachen portofrei.

Im Verlaufe des Spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) erwies es sich als notwendig, den Reitpostkurs Cannstatt — Schaffhausen wieder in Gang zu setzen. Der Cannstatter Postverwalter Johann Caspart richtete ihn auf Befehl des Generalpostmeisters im Jahre 1703 neu ein. In Stuttgart, Waldenbuch, Tübingen und Balingen wurden erneut Kayslerliche Reichsposthaltereyen eröffnet. Aus dem herzoglich württ. Posthalter in Tuttlingen wurde ein Reichsposthalter. Wenig später kamen noch Posthaltereien in Dußlingen und in Aldingen hinzu. Die Tübinger Posthalterei war offenbar nach Dußlingen verlegt worden, um die kurze Strecke Waldenbuch — Tübingen zu verlängern und gleichzeitig

die Strecke Tübingen — Balingen zu verkürzen. Der lange Streckenabschnitt Balingen — Tuttlingen war durch das Einfügen einer Posthalterei in Aldingen geteilt worden. Die Taxisschen Reitposten beförderten nur Briefe, keine Waren, kein Geld sowie Reisende zu Pferd. Man konnte damals „auf der Post Reiten“, auch „postieren“ genannt, und zwar jeweils von einer Poststation auf einem Pferd des Posthalters zur nächsten Poststation usw. Das geliehene Pferd wurde dann vom begleitenden Postreiter in den heimatischen Stall zurückgebracht. Diese Art der Personenbeförderung war recht einträglich. Darüber hinaus kamen die Posthalter, die in der Regel Wirtschaften betrieben, dadurch zu zusätzlichen Gästen und Einnahmen. Im übrigen muß man den damals schlechten Zustand der Straßen mitbedenken. Ein Reiter kam da weit besser voran, als es bei einem Wagen der Fall gewesen wäre.

In diesem Zusammenhang wären an sich Ausführungen über die Thurn und Taxis und deren Bedeutung um den Aufbau der Post angebracht. Das ist aus Platzgründen nicht möglich. Zudem gibt es hierüber ohnehin zahlreiche Abhandlungen. Daher sollen einige kurze Bemerkungen genügen: Vorfahren der Taxis, später Thurn und Taxis genannt, traten 1451 in die Dienste Kaiser Friedrich III. und dann dessen Sohnes Maximilian I., um das schon länger bestehende habsburgische Nachrichtenwesen ausbauen und verbessern zu helfen. Sie waren Fachleute auf diesem Gebiet und kamen aus Italien. Zunächst als einfache Reitboten tätig, wurden sie bald zu einflußreichen Postmeistern. Hinzu kam, daß sie finanziell in der Lage waren, das Postwesen zu unterstützen, dem ihr Familienzusammenhalt innere Lebenskraft verlieh.

Für die Könige von Spanien und Herren der Niederlande errichteten sie die niederländisch-italienische (spanische) Post, deren wichtigster Postenlauf zwischen den Niederlanden und Innsbruck — Verona — Rom — Neapel für eine kurze Strecke durch das Herzogtum Württemberg führte. Herzog Ulrich hatte dem Durchgang dieser Reitpost durch sein Land zugestimmt. Nach einer gewissen Anlaufzeit wurden 1519 in Alt-Württemberg, und zwar in Ebersbach, Cannstatt (1516), Enzweihingen und Knittlingen, Poststationen eingerichtet. Der Kurs war zunächst nur für die Beförderung der kayslerlichen Post gedacht. Eine innerdeutsche Verkehrsvermittlung war nicht beabsichtigt. Im Herzogtum selbst waren Botenposten und Metzgerposten im Gange.

Die Erklärung der Post zum „Hochbefreyten Kayslerlichen Post-Regal“ (1597) und die erbliche Belehnung der Taxis mit dem Reichsgeneralpostmeisteramt (1615) bildeten die Grundlagen der Kayslerlichen Reichspost im Heiligen Deutschen Reich in der Hand der Thurn und Taxis. Im Wesen des Lehens lag es, daß die Taxis, die im übrigen längst schon Postsachen von Privatleuten gegen Entgelt mitbeförderten, aus den Einnahmen des Postbetriebs Nutzen ziehen konnten. Dafür hatten sie die Posteinrichtungen auf ihre Kosten zu unterhalten. Wegen der Erbllichkeit des Amtes lohnte es sich für sie, den weiteren Ausbau der Posten zu betreiben. Zahlreiche Poststationen wurden von ihnen verwaltet. Auf ihren Familienverbindungen basierte der internationale Zusammenhang des Postwesens. In Stafettenketten zu reiten,

Pferdewechsel vorzunehmen und das Posthorn zu führen, war mit der Zeit zu Vorrechten der Thurn und Taxis geworden, die 1695 mit ihrer Erhebung in den Reichsfürstenstand ihre höchste gesellschaftliche Stellung erreichten.

Im Jahre 1700 starb der letzte habsburgische König von Spanien. Er war kinderlos. Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701 bis 1714) ging es um sein Erbe. 1701 wurde Brüssel von französischen Truppen besetzt. Zu Beginn des Jahres 1702 mußten die Thurn und Taxis ihren Sitz von Brüssel nach Frankfurt am Main verlegen, das nun zum Mittelpunkt eines neuen deutschen Postnetzes wurde.

## Reitpostverbindung Plochingen — Zürich (1513)

Damals also, im Jahre 1703, wurde die Kayslerliche Reichsposthalterey zu Balingen erneut eingerichtet. Die vorstehenden Ausführungen haben deutlich gemacht, was unter einer Reitpost zu verstehen ist, warum die Thurn und Taxis für die Einrichtung dieses Postkurses einschließlich der erforderlichen Posthaltereien „zuständig“ waren, und daß es sich bei der Strecke zwischen Cannstatt und Schaffhausen gewissermaßen um eine Abzweigung vom „niederländisch-italienischen Reitpostkurs“ handelte. Da dieser um 1490 eingerichtet worden war, erhebt sich die Frage, ob nicht etwa zwischen 1490 und 1703 kayslerliche Postreiter durch Balingen geritten sein könnten, weil z. B. eilig Post in die Schweiz zu transportieren war. Letzteres war der Fall, als 1512 der Reichstag und längere Zeit auch Maximilian in Trier weilten. Damals waren der Hof und der Gesandte in Zürich, der über wichtige Fragen zu verhandeln hatte (Durchzug der Schweizer Truppen durch Tirol wegen des Venetianer Krieges), durch eine Post verbunden, die in Plochingen vom vorerwähnten Hauptkurs abzweigte und über Konstanz in die Schweiz führte. Wir wissen davon aus einem Schreiben des Gesandten Johann Storch vom 24. Februar 1513 aus Zürich an Cyprian von Nordheim im Sarntal, Kanzler in Innsbruck, meist kurz „der Sernteiner“ genannt, in welchem sich Storch hinsichtlich verspäteter Information wie folgt entschuldigt: „... So ist auch die Zeit kurz und die Post ytzo, so man der am aller basten bedarfft, geringert (vermindert) und abgestelt, und ... zu Zürich ligen, und die Brief bis gein Blochingen, deßglichen der von Blochingen bis gein Zürich furen soll, sint 18 Meyl Wegs und inen zu geben drey Tag daran zu reyten. ... Vor dreyen Monaten were solliche Verenderung bequemer und nutzlicher gewest wan (als) yzt.“ Daraus geht hervor, daß 1513 eine Reitpostverbindung zwischen Plochingen und Zürich bestand. Über den Weg, den die Postreiter damals zwischen diesen beiden Städten einschlugen, enthält der vorerwähnte Brief leider keine Angaben, wie das Landesregierungsarchiv Innsbruck mitteilte. Die Möglichkeit von Ritten durch Balingen ist daher nicht auszuschließen. Die beiläufige Erwähnung dieses Postkurses in einem Brief war der Anlaß, daß wir diese Tatsache erfahren haben. Daraus ist ersichtlich, wie schwer es oft ist, an postgeschichtliche Fakten heranzukommen. Bei der Suche danach sollte man auch etwas Glück haben. So ist zweifellos auch eine Bemerkung in Nr. 10 der „Heimatkundli-

chen Blätter für den Kreis Balingen“ vom 31. Oktober 1968 interessant, wonach es 1481 in der Balingener Friedhofskirche einen Priester gegeben habe, der Jodocus Brief-träger hieß. Vor rund 500 Jahren hat es diesen doch wohl aus einer Tätigkeit abgeleiteten Familiennamen hier also schon gegeben.

**Die Poststation Balingen auf alten Postroutenkarten**

Und so ist es wohl wieder ein seltenes Glück, daß es eine Post-Routten-Karte von Ieremias Wolff, Kunsthaendlern in Augsburg, gibt, die 1705 gefertigt worden sein dürfte und in der nach der damaligen Schreibweise die Post-Stationes Canstatt/ Stutgard - Walterbuck - Tübingen - Tusling - Baling - Alting - Duttlingen - Engen und Schaffhausen schon enthalten sind, also der 1703 eingerichtete Reitpostkurs. Dasselbe gilt für die „Neu vermehrte Postcharte durch gantz Teutschland etc.“ des Johann Peter Nell, KaysRat und OberPost-verwalter in Prag, die 1714 von Johann Baptist Homann in Nürnberg verlegt worden ist.

**Die Württembergische Landespost (1709 - 1714)**

Die leider durch einen Wasserschaden in Mitleidenschaft gezogenen Akten „Bahlingen“ des Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchivs in Regensburg beginnen mit einer handschriftlichen Gelöbniserklärung des Kayserlichen Reichsposthalters zu Bahlingen, Ludwig Murschel, die am 19. Mai 1705 beim vorgesetzten Postamt zu Canstatt abgegeben wurde und aus der ersichtlich ist, daß dem Ludwig Murschel unter dem 20. April 1705 von Fürst Eugen Alexander zu Thurn und Taxis das Posthalterpatent erteilt worden war. Damals hatte Balingen fast genau 2100 Einwohner. Das nächste in diesen Akten enthaltene Schriftstück datiert fast zwanzig Jahre später. Darum sei zunächst erwähnt, daß sich in Württemberg im Jahre 1709 Herzog Eberhard Ludwig entschlossen hatte, eine eigene Landespost einzurichten. Es sollten fünf schnelle Landpostwagen-Kurse verkehren, darunter der von Heidelberg über Stuttgart und Balingen nach Schaffhausen. Diese leichten Postwagen beförderten sechs Personen. Der Fahrpreis betrug 48 Kreuzer für 2 Meilen, von Stuttgart bis Schaffhausen 6 Gulden und 30 Kreuzer. Der Herzog hatte die drei Gebrüder Fischer aus Reichenbach bei Bern als Obrist-Landpostmeister bestellt und ihnen die Leitung des gesamten württembergischen Land-Post- und Botenwesens übertragen. Dabei sollte der reitenden Taxisschen Post kein Abbruch getan werden. Andererseits durften die schnellen Landpostwagen mit Pferde-wechsel verkehren und auch Briefe befördern. Das führte zu Zwistigkeiten mit den Thurn und Taxis und dem Kaiser sowie zur Anrufung des Reichshofrates bzw. des Reichstages durch den Herzog. Da mit einer raschen Entscheidung nicht zu rechnen war, blieb die Fischersche Post im Gange und wurde weiter ausgebaut. Doch gab es häufig Reibereien. In der hiesigen Gegend wurde zum Beispiel einem Bericht des Landvogts von Balingen zufolge im Jahre 1714 der württembergische Landpostwagen im österreichischen Dorfe Wehingen bei Spaichingen samt allen Passagieren in Haft genommen. Der österreichische Obervogt in Hohenberg erklärte, daß er die Fischerschen Landposten im Österreichischen nicht dulden werde, was zur Folge hatte, daß der Kurs Stuttgart - Schaffhausen 1714 eingestellt werden mußte.

Andererseits ließ es auch der Herzog nicht an Unfreundlichkeiten fehlen. So wurden die Taxisschen Posthalter am 11. Oktober 1709 zur Ablegung des Erbhuldigungseides auf den Herzog nach Stuttgart vorgeladen. Es waren dies die zwölf Post-

halter zu Tuttlingen, Aldingen, Balingen, Dußlingen, Waldenbuch, Cannstatt, Stuttgart, Enzweihingen, Knittlingen, Bietigheim, Schorndorf und Göppingen. Die Ver-eidigung nahm Kommerzienrat Hönig in seiner Eigenschaft als Postkommissär vor.

Da jedoch die Landespost außer Streit und Ärger nichts einbrachte, wurde sie schon 1714 wieder aufgelöst. Dafür wurden die früheren Landkutschen wieder eingeführt und an private Unternehmer verpachtet. (Schluß folgt)



Ausschnitt aus einer Post-Routten-Karte des Ieremias Wolff, Kunsthaendlern in Augsburg, etwa aus dem Jahre 1705. Die Karte enthält auch die Post-Stationes Canstatt/Stutgard - Walterbuck - Tübingen - Tusling - Baling - Alting - Duttlingen - Engen - Schaffhausen (Ablichtung: Bundespostmuseum Frankfurt/Main).

# Unsere Erdbeben

Von Hans Müller (Schluß)

Immer wieder stößt man in der Presse auf „Städteerdelecke“, in denen der Zollerngraben mitsamt seinen Erdbeben liegen soll; er tut es aber nicht, der Böse! (Balingen-Ebingen-Taiffingen; Balingen-Taiffingen-Pfeffingen usw.). Verblüffend einfach ist das Verfahren, den Zollerngraben einfach so zu legen, daß die Bebenzentren in ihn zu liegen kommen. Will die Katze nicht unter den Tisch gehen, so kann ich ja den Tisch über die Katze stellen! Eine Zickzacklinie über die Alb sollte einmal den Zollerngraben „lokalisieren“. Auch läßt man ihn quatschvergnügt über Winterlingen und Sigmaringen laufen! Wehren kann er sich ja doch nicht. Je nach Bedarf geht er auch einmal ein wenig nach Pfeffingen. Den Vogel abgeschossen hat der Südwestfunk, indem er Taiffingen und Ebingen nebst eingemeindungsreifen andern Ortschaften freundlicherweise dem Zollerngraben eingemeindet. Das ist noch nicht alles, aber genug.

Als vorläufiger Abschluß noch ein paar Worte über Erdbeben-Voraussage. Es gibt sie noch nicht. Die Beben sind durchaus schicksalhaft. Jedoch laufen in Tübingen (Dr. Ernst) Beobachtungsreihen über die Aushauchung (Emanation) von Erdgasen aus Spalten. Vor einem Beben ist der Erdgasdruck am größten (maximal); nach dem Beben sinkt er rasch auf null ab. Das besagt, daß diese Gase in den Klüften ihren Druck erhöht haben und daß er nach der Erschütterung weg ist. Teils war er am Beben ursächlich beteiligt, wenn auch nicht sehr, teils hat innere Gleitung der Gesteinsmassen zum Aufsteigen der Gase geführt. Es handelt sich besonders um das nicht brennbare Kohlendioxid CO<sub>2</sub> (es ist schon verbrannt) und um das brennbare Methan CH<sub>4</sub>. Zusammen mit erdelektrischen und erdmagnetischen Vorgängen können dabei Leuchterscheinungen auftreten, wie sie schon öfter von Schäfern oder Bauern wahrgenommen worden sind.

Lassen sich auch die Erdbeben noch nicht

voraussagen, so doch die Erdbebenschäden. Gebäude, die ganz auf Felsgestein gegründet sind, überstehen Erdbeben am sichersten. Geröll, Sand, Lehm, Torf sind unsicherer. Über Bauweise und Baumaterial möge ein Fachmann berichten. Landwirt Eisele in Burgfelden kommt nach lebenslanger Wetterbeobachtung zu dem Ergebnis: „Hier oben rappelt es lang' nicht so stark wie im Talgang.“ Das gilt auch für den Zitterhof, der seinen Namen keineswegs von Zittern = beben hat. Bitz liegt

„im“ Zollerngraben und ist nur unterdurchschnittlich gefährdet. Es kommt bei unsern mittleren Beben mehr auf Untergrund und Bauweise an als auf die Bebenstärke. Nur in diesem Sinne sind die Randstörungen des Lauchertgrabens erdbebenanfällig, nicht als Ursache, nicht als Sündenbock. Wegen der Anfälligkeit sind noch mehr Erdbeben zu erwarten. Man muß das eben beim Bauen berücksichtigen, was zum Beispiel in Japan mit seinen viel gefährlicheren Beben mit Erfolg geschieht.

## Unsere Eichen

Von Fritz Scheerer

**In unseren Wäldern, an sonnigen Abhängen und auf Felsen fallen zwei Baumarten durch die Wucht ihrer Formen auf, die Stieleiche (*Quercus robur*) durch den gewaltigen Stamm und weit ausgreifende, knorrige Äste und die Traubeneiche (*Quercus petraea* oder *Quercus sessiliflora*), durch den etwas schlankeren, mehr geradschäftigen Stamm das Herz des Forstmannes noch mehr erfreuend. Beide Arten sind „Lichtbäume“ und bieten ein Bild stolzer, trotziger, unbändiger Kraft.**

Die Benennung der Stieleiche stützt sich auf den weiblichen Blütenstand bzw. Fruchtstand, der durch den mehr oder weniger langen Stiel gekennzeichnet wird und an dem



Stieleiche mit charakteristischer Verastung.

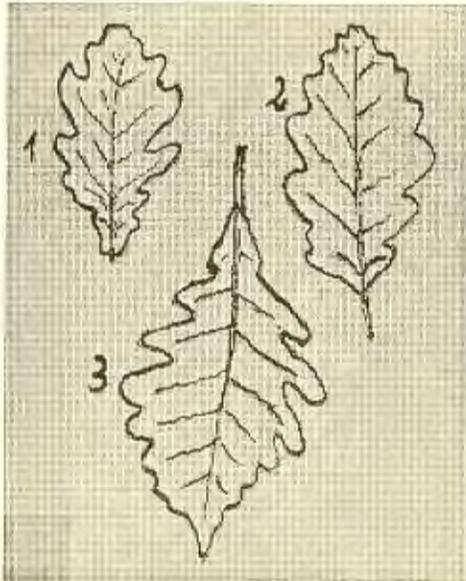
die Blüten aneinandergereiht sitzen. Bei der Traubeneiche dagegen sind Blüten und Früchte äußerst kurzgestielt, ohne eigentlichen Stiel und sitzen in Knäueln, sind traubig zusammengeballt. Mit dem Namen *petraea* deckt sich die Bezeichnung „Steineiche“, der aber richtigerweise nur der immergrünen *Quercus ilex* des Südens zukommt. Da die Traubeneiche im allgemeinen 14 Tage später als die Stieleiche austreibt, wird sie auch „Wintereiche“ genannt und die Stieleiche „Sommereiche“. Doch diese Benennungen führen allzu leicht zu Mißverständnissen.

Als weiteres Unterscheidungsmerkmal der beiden Eichen gilt der Umriss des Blattes, dessen größte Breite bei der Stieleiche im äußersten Drittel, bei der Traubeneiche aber in der Mitte liegt und dessen Rand bei der ersteren mehr oder weniger tief unregelmäßig buchtig gewellt, bei der zweiten dagegen ziemlich gleichmäßig eingeschnit-

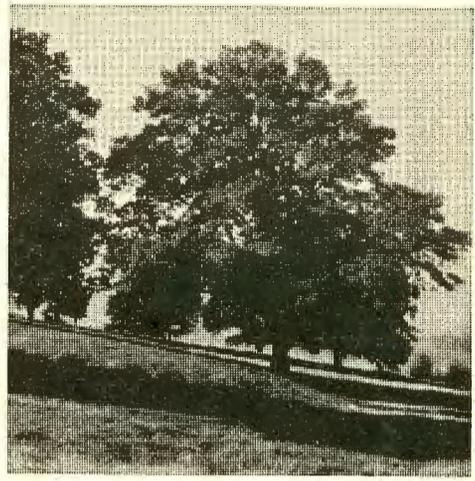
ten ist (s. Abb.). Das Blatt der Stieleiche sitzt dicht am Zweig, mit höchstens sehr kurzem Stiel, meist mit herabgezogenen Öhrchen, das der Traubeneiche zeigt einen deutlichen Stiel. Eine alte Regel sagt: Die Traubeneiche bildet einen gerade durchlaufenden Stamm, wo sie irgend kann, die Stieleiche dagegen nur, wenn sie muß, also etwa in dichtem Schluß, wo der enge Stand keine Ausbreitung zuläßt; im allgemeinen aber löst sich ihr Stamm in unregelmäßige Teilstämme auf, an dem die Äste vielfach zackig wachsen (s. Bild), während die Traubeneiche diese viel gleichmäßiger rings vom Stamm nach den Seiten sendet. Doch es fehlt hier nicht an Ausnahmen, an Stieleichen mit geradem Schaft, die im Winter jeder als Traubeneiche einschätzt, und an Traubeneichen mit aufgelöstem, verwirrttem Astwerk.

Unterschiede zeigt auch die Frucht, die Eichel: Die Stieleichel trägt in frischem oder angefeuchtetem Zustand grünlichbraune Längsstreifen, die der meist kürzeren, runderen Traubeneichel fehlen. Die Traubeneiche steigt höher die Berge hinauf und liebt trockenere Standorte. Doch auch hier muß wieder berücksichtigt werden, daß an der Verbreitung der Eiche der Mensch schon sehr frühzeitig beteiligt war, so daß die heutige Verbreitung sehr wohl durch Eingriffe des Menschen bestimmt sein kann, ist doch die Eiche für ihn Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang der lebenswichtigste Baum gewesen.

Wir sehen, die genannten Merkmale schwanken und treffen selten am nämlichen Baum alle zusammen. Es sind „Übergänge“ möglich. Waldbaulicher Vorzüge wegen haben verschiedene ausländische Eichenarten bei uns Eingang gefunden, so



1: Stieleiche, 2 und 3: Traubeneiche



Freistehende Traubeneiche.

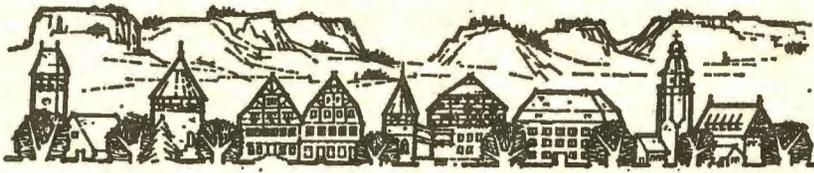
die Roteiche (Name nach der Farbe des Holzes). Die am meisten verbreitete Art ist die nördliche Roteiche (*Quercus borealis*). Neben ihr findet sich die Scharlacheiche (*Quercus coccinea*), deren Laub die schönste Rotfärbung aufweist und die seltenere Sumpfeiche (*Quercus palustris*). In der Reutlinger und Uracher Gegend ist die Flaumeiche (*Quercus pubescens*) nicht selten, die der Traubeneiche nahesteht, von der sie sich aber durch die dauernde, flaumige Behaarung der Blattunterseite und der jungen Triebe unterscheidet. Meist kommt sie in Buschform vor.

Holz und Rinde der Eichen sind gerbstoffhaltig. Daher wurde bis in die jüngste Zeit die Rinde zu Gerberlohe verarbeitet. Das Holz der Traubeneiche gilt im allgemeinen als feinringiger und gleichmäßiger, doch hängt dies zweifellos auch mit dem Standort, dem Boden und Klima, zusammen. Bis in die Neuzeit herein ist das Eichenholz der wichtigste Werkstoff für die verschiedensten Zwecke gewesen. Das Eichenholz zeigt eine wunderbare Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse. Die Eiche ist daher früher viel verbreiteter gewesen. Da die meisten Wälder des Westteils unseres Kreises auf schweren Böden stocken, waren sie einst das Reich der Eiche, und zwar der Stiel- und Traubeneiche. Doch bildete sie nirgends reine Bestände. Sie war gemischt mit Buche, Tanne und Fichte. Der große „Hartwald“ und die anschließenden Wälder sowie der Hirschbergwald gehörten zum Eichenmischwald, ebenso die Waldungen auf Knollenmergel. Heute haben wir größere Bestände nur noch im Balingen „Eichenwäldle“ und am Rande des Binsenhohlwaldes. Der Eichenwald war auch (weit mehr als der Buchenwald) die Grundlage unserer Fetterzeugung mittels der Schweinemast und bot zugleich durch seine lockere Stellung die beste Weidemöglichkeit für das Großvieh.

Tief in die Erde senkt die Eiche ihre Wurzeln, so tief wie kaum ein anderer Baum, und hoch zur Sonne reckt sie ihr Haupt. Sie gehört zu den Baumgreisen. Sie wächst so langsam, so daß ein Knabe noch eine Eiche von 20 Jahren mit seiner Hand umspannen kann. Erst nach etwa 200 Jahren ist sie ausgewachsen. Sie soll ein Alter von über 1000 Jahren erreichen können. Trotz alledem gilt sie aber nicht als der „Weltenbaum“ Yggdrasil der nordischen Mythe, es war vielmehr die Esche. Nur dem Gott des Wetters, Donar, war sie zugeordnet und alte Bäume genossen kultische Verehrung. Auch heute noch hat der Kranz aus Eichenlaub seine Rolle nicht ausgespielt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

30. November 1972

Nr. 11

## Familiennamen in Balinger Amtsorten um 1596

Von Fritz Scheerer

In den Heimatblättern vom Januar 1965 wurden von Dr. Wilhelm Foth Familiennamen der Stadt Balingen vor 1600 zusammengestellt, wie sie vor allem aus alten Urkunden, Lagerbüchern, Herdstättenverzeichnissen, Türkensteuerlisten usw. entnommen werden können. Darunter sind viele Namen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg nur noch selten oder gar nicht mehr vorkommen, wie die Kirchenbücher nach 1648 beweisen. Die Kirchenbücher sind in vielen Orten die einzigen Quellen für ältere Familiennamen. In Truchteltingen z. B. beginnen diese Bücher 1572, in Balingen 1577, in Tailfingen 1639, in vielen Orten erst nach dem Dreißigjährigen Krieg. Es ist deshalb schwer, die letzten Zusammenhänge aller Familienmitglieder festzustellen.

Der verstorbene Heimatforscher Dr. Hermann Bizer, Tailfingen, hat in langjähriger Arbeit „Namen und Geschlechter“ Tailfingener Familien zusammengestellt, soweit sie aus den verschiedensten Akten entnommen werden konnten. Für andere einstige Balinger Amtsorte fehlen aber größtenteils entsprechende Aufzeichnungen. Nun hat Oberingenieur Kuppinger in Tübingen 20 Steuerbriefe der Stuttgarter Verwaltung an die Vögte und Schultheißen 18 Balinger Amtsorte vom Jahre 1596 entdeckt und diese dankenswerterweise dem Kreisarchiv Balingen überlassen.

Die Briefe enthalten die Namen der Bürger und die Taxe in Gulden und Batzen angegeben (15 Batzen = 1 Gulden), die die Betreffenden an den „Heiligen“ bzw. an das Kanzlei-Sekretariat der Kellerei zu entrichten hatten. Leider sind die Grundstücke und Güter darin nicht angegeben, die sie innehatten. Trotzdem dürften aber diese Aufzeichnungen für die Familienforschung eine wertvolle Bereicherung darstellen. Der eine oder andere wird seinen Familiennamen darin finden. Bevor nun diese aufgeführt werden, soll der Begriff des „Heiligen“ geklärt werden.

Vom Vermögen einer Pfarrei ist das des Kirchenkastens zu unterscheiden, als dessen Eigentümer der Kirchenheilige galt. Dieses Vermögen hieß deshalb auch kurzweg „der Heilige“. Daraus waren die Kosten des Kirchenbaus, der Kirchnerhaltung und der Armenpflege zu bestreiten. Die Pfarr- und Filialkirchen besaßen deshalb ein besonderes Heiligenvermögen, das aber örtlich sehr verschieden war. Seit spätestens 1400 besaß der Landesherr die Vogtei über das Vermögen.

Nach der Reformation wurden in unserem Bezirk die Heiligenvermögen der Amtsorte in der Heiligenvogtei zusammengefaßt. Die Stadt Balingen gehörte aber dieser Vogtei nicht an. Diese Einrichtung war im Balinger Amt nicht beliebt, da die Gelder vom Heiligenvogt vielfach für Balinger Stadtangelegenheiten verwendet wurden. Bis zur Auflösung 1827 unterstan-

den die Heiligengüter der Balinger Heiligenvogtei. Dem Heiligen der Pfarreien gehörten Äcker und Wiesen, so z. B. in Tailfingen, die 1590 verkauft wurden, oder in Truchteltingen werden bereits 1437 Heiligengüter erwähnt.

Vom Landesherr, „Von Gottes Gnaden Friderich Herzog zu Württemberg“, erging am 19. März 1596 u. a. folgender Erlaß: „Lieber Getreuer. Dernach wir in diesen Tagen den bei unserer Kanzlei gefertigten Brief über die Heiligen guetter zur Pfarrei Ostdorf, Erzingen, Hossingen, Thieringen und Pfeffingen zugeschickt, selbst lassen wir dir die übrigen Briefe über Dürrwangen, Engstlatt, Frommern, Onstmettingen, Oberdigisheim übergeben, sowie Thailfingen, Meßstetten, Lauffen, Truchteltingen, Endingen, Zillhausen und Streichen und Winterlingen hierbey zukommen. Mithin du wollest die Verfertigungen den Käufern zustellen, und die Steuer den Heiligen zu verwahren geben, auch die Tax für selbige sowie beiliegende Zettel... einziehen lassen und miteinander innerhalb 14 Tagen zum Kanzlei-Sekretariat der Kellerei... zu schicken.“

Der Untervogt von Balingen mußte nun sämtlichen 18 Heiligen einen Erlaß zustellen, in dem u. a. alle Namen und die Taxe, die zu erstatten war, verzeichnet sind. Im folgenden werden die Namen ohne die damals üblichen Endungen in heutiger Schreibweise aufgeführt, sofern diese nicht sehr abweicht. Die Taxe, die mit wenigen Ausnahmen zwischen zwei und zwölf Batzen schwankt, wird weggelassen.

**Endingen:** Hans Zimmermann, Jauß Futtern, Hans Brigel, Melchior Zimmermann, Georg Feyrer, Jacob Sautter, Martin Hänsele, Hans Koch, Georg Brigel, Hans Luipoldt, Caspar Senglin, Ulrich Strölin (Pfarrer), Melchior Wirtz, Hans Senglin, Georg Brigel, Hans Jäckle, Hans Sautter, Hans Hänsele, Melchior Schneider (Wittib), Johann Hänsele, Georg Dietmar, Hans Widmann, Stephan Schwärtelein, Hans Vogt, Christian Luipoldt.

Schon dieses erste Beispiel zeigt uns, daß

hier teilweise Namen vorkommen, die heute in Endingen nicht mehr gebräuchlich sind (Brigel usw.), und daß der Vornamen Hans („Hannß“) überwiegt. Aber nicht jeder, der nun seinen Familiennamen hier aufgeführt findet, ist damit als alter Endinger legitimiert, denn Zimmermann, Koch, Schneider, Sauter (= Schuhmacher) und andere Namen sind auch anderswo anzutreffen und Familien gleichen Namens können vielfach erst später zugezogen sein. Andererseits können Familien, die hier nicht aufgeführt sind, trotzdem in Endingen gewohnt haben, nur waren sie dem „Heiligen“ nicht pflichtig.

**Engstlatt:** Ludwig Koch, Jacob Schneider, Hans Halden, Balthas Küfer, Hans Zimmermann, Hans Jauß, Hans Fuchs, Hans Wellmann, Martin Hummel, Hans Dieterle.

**Erzingen:** Martin Hörli, Bartl Vogt, Ludwig Senglin, Silvester Vogt, Conrad Vogt, Aberlin Dieterle, Christian Burckgesell, Michel Schürpp, Christian Hörli, Balthas Sauter, Ludwig Kranthel, Hans Ruoff, Hans Vogt, Melchior Burckgesell, Bartel Martin, Ludwig Mößner.

**Frommern:** Conrad Hörlin.

**Hossingen.** Clauß Eisele, Ulrich Eppler, Catharina Zürn Mathißen Wittib, Martin Eppler, Georg Stenglin und Hans Fürst zu Oberdigisheim, Caspar Eppler, Clauß Schneider von Tieringen.

**Lauffen:** Ulrich Kommer, Hans Härter, Ludwig Härter, Jörg Lang, Jacob Ruoff, Jacob König, Michael Ehrmann, Peter Stotz, Peter Martin, Bald Bock.

**Meßstetten:** Hans Krauß, Hans Baur, Balthas Herbst, Melchior Kuesinger, Bläsin Völklin, Balthas Müller, Hans Eppler, Jacob Braun, Hans Müller, Caspar Thüringer, Christian Kuesinger, Martin Müller, Fritz Bortenmacher, Martin Narr, Veit Pfeiffer, Michael Bunthärm, Caspar Bernhardt, Hans Daiber, Michel Müller, Caspar Baur, Jacob Warn, Ulrich Müller, Mathis Eyb, Conrad Schairer, Melchior Bühler, Hans Maute, Caspar Bürnly, Hans Hölzlin, Hans Villing, Jacob Wirth, Hans Bommer.

**Oberdigisheim:** Balthas Vögtlin, Fritz Sautter, Georg Kürßen, Peter Schäuble, Jacob Schäuble, Caspar Eckhorn, Bläsin Maute, Hans Fürst, Ruprecht Schmidt, Caspar Stenglin, Endris Vogel, Jacob Schweitzer, Bernhard Schweitzer, Peter Sautter, Zacharias Fäßle, Lienhard Klemacher.

**Onstmettingen:** Georg Baußer, Eustachius Sautter, Paul(?) Jäger, Stephan Schöller, Hans Conzelmann, Hans Thoma.

**Ostdorf:** Jacob Vollmer, Hans Schoy.

**Pfeffingen (mit Burgfelden):** Michel Bitzer, Conrad Mayer, Caspar Mayer, Hans Haug, Melchior Feyrer, Marx Kanngießer, Mathis Löffler, Hans Solastis, Hans Kürsten, Clauß Götz, Caspar Ulmer, Hans Mayer, Fritz Lorch, Jacob Kutler, Georg

Feyrer, Conrad Österlin, Melchior Feyrer, Claus Götz, Georg Münch, Jung Hans Ulrich, Claus Stenglin.

**Tailfingen:** Hans Conzelmann, Hans Baumann, Thomas Frowin, Michel Schüle, Franz Birgel, Michel Bausinger, Fritz Bätz, Martin Conzelmann, Hans Schöller, Martin Freitag, Karl Sticker, Hans Emminger, Conrad Birgel.

**Tieringen.** Georg Krauter, Conrad Fink, Ludwig Schneider, Claus Schneider, Bastian Bock, Jacob Clar, Claus Pfister, Mathias zu Hossingen, Caspar Haug, Peter Witzemann, Conrad Roth.

**Truchtelingen:** Heinrich Zax, Balthasar Schneider, Lorenz Maute, Christian Hartmann, Michel Breichler, Jacob Scheurer, Melchior Krimmel, Fritz Pfeiffer, Hans Kieser, Hans Hiebhan, Philipp Bayer, Jacob Rümelin, Hans Pfeiffer, Jörg Zeh, Conrad Wurster, Ulrich Rümelin (Bürger zu Ebingen), Ulrich Maute, Georg Schöller, Georg Breichler, Georg Vollmer, Hans Scheurer.

**Winterlingen:** Mathis Sinner, Conrad Schempp, Hans Mayer, Hans Koch, Stephan Faigle, Caspar Keinath, Schwaldt Keinath, Peter Remp, Caspar Locher, Stephan Barthly, Georg Koch, Fritz Stauß, Zacharias Stauß, Hans Stauß, Hans Löffler, Hans Remp, Martin Widmann, Hans Schempp,

Jacob Schauth, Lorenz Küßling, Melchior Stauß.

**Zillhausen und Streichen:** Aberlin Koch, Endris Wegele, Hans Alber, Hans Wermuth, Hans Jäck, Bartlin Zolling, Martin Kirchherr, Hans Koch, Caspar Kirchherr, Jörg Schlaich, Marx Schlaich, Conrad Müller, Theiß Müller, Jauß Wetzels, Jacob Schneider, Peter Blatter, Ball Katzstein, Hans Kirchherr, Steffan Schick, Michel Schürpp, Michel Schlaich.

**Dürrwangen:** Jörg Neher, Caspar Mayer von Lauffen, Caspar Martz, Bartlin Schätzlin, Matheus Renner, Pfarrer zu Dürrwangen, Aberlin Dontzmann, Caspar Senglin zu Stockenhausen, Melchior Luibolten, Hans Luibolten, Martin Hohen, Hans Senglin, Conrad Schnell.

Wie schon bei Endingen gezeigt, sind auch in den übrigen Amtsorten im Laufe der Jahrhunderte manche Familien ausgestorben oder verzogen. Für Meßstetten und Hossingen sind die Namen Eppler typisch, für Winterlingen Schempp, Remp und Stauß, die wir in den übrigen Amtsorten nicht finden. Zu den ältesten hier aufgeführten Tailfinger bzw. Truchtelinger Familien zählen die Schöller und Conzelmann (schon 1502: „Hanns und Stephan die schöller gebrüder“, „Hans Kuntzelmann eine Wiese in unteren Wiesen“). Die häufigsten Vornamen sind Hans („Hannß“), Jacob, Caspar und Conrad.

hebung des Klosters im Jahr 1782 nach Obernheim kam und in der neuen Kirche aufgestellt wurde. Erst neun Jahre nach Vollendung des Gotteshauses wurde dasselbe am 7. September 1762 durch Weihbischof Carl Josef Fugger von Konstanz eingeweiht. Der damalige Pfarrer war Augustin Buol, der volle 48 Jahre in der Gemeinde sehr segensreich wirkte.

Einer der volkstümlichsten Pfarrherren in Obernheim und auch im weiten Umkreis hoch verehrt war in der damaligen Zeit Dr. Johann David Öderlein, von 1695 bis 1710 auf der Obernheimer Pfarrstelle. Er war der Gründer der Obernheimer Rosenkranzbruderschaft, die sich nach und nach über den ganzen Heuberg ausbreitete und darüber hinaus bis ins Neckartal und selbst bis nach Österreich. Dr. Öderlein starb im Rufe der Heiligkeit und soll in der Obernheimer Kirche unter dem alten Chorbogen begraben sein. Die Zeit des Pfarrers Dr. Öderlein war eine höchst unruhige Zeit. Franzoseneinfälle und der spanische Erbfolgekrieg brachten auch Obernheim eine Menge Einquartierungen und die damit verbundenen Wirren und Kriegsnot.

#### Eine Jubiläumsglocke

Unter Pfarrer Karl Klöss feierte die Kirchengemeinde im Jahre 1907 das 400-jährige Jubiläum. Aus diesem Anlaß wurde damals die vierte und größte Glocke, die 32 Zentner schwere Jubiläumsglocke angeschafft und dem heiligen Wolfgang geweiht. Während die Glocke am Turm hochgezogen wurde, wurde gleichzeitig auf dem Kirchplatz als ein weiteres Erinnerungszeichen an den 19. Oktober die Jubiläumslinde gepflanzt. In den vergangenen 65 Jahren gedieh sie prächtig und überschattet heute wohlthuend die Anlagen des Kriegerdenkmals. Jedoch die Jubiläumsglocke fiel leider dem zweiten Weltkrieg zum Opfer.

In den Nachkriegsjahren des ersten Weltkrieges zeigte es sich, daß die Erweiterung der Kirche eine dringende Notwendigkeit war, die dann auch im Jahr 1923 durch Pfarrer Karl Klöss in Angriff genommen und unter seinem Nachfolger und Bruder Max Klöss 1925 zu Ende geführt wurde. Am 11. November 1925 wurde das erweiterte Gotteshaus durch den damaligen Weihbischof von Rottenburg Johann Baptist Sproll geweiht. Jedoch war dem neuen Teil der Kirche die innere Ausschmückung und Ausgestaltung bis 1953 mangels finanzieller Mittel versagt geblieben. Doch der nachmalige Ortspfarrer Anton Schäfer hat hierzu die Initiative ergriffen und keine Mühen und Opfer gescheut, um das Gotteshaus einer grundlegenden und würdigen Ausgestaltung und Restauration zuzuführen, was sodann im Jahre 1953 durch Restaurator und Kunstmaler Paul Beyerle von Waldsee erfolgte. So konnte am 26. Oktober 1953 dem erneuerten Gotteshaus durch Weihbischof Sedelmeier die sakrale Weihe gegeben werden.

Der derzeitige Ortspfarrer Karl Haas hat Ende vergangenen Jahres eine erneute Restauration der Kirche eingeleitet, die in Kürze wohl abgeschlossen werden kann. Die wesentlichen Merkmale der derzeitigen Renovierung sind die Ausbesserung und Auffrischung der schadhaft gewordenen wertvollen Deckengemälde, der Einbau einer modernen Fußbodenheizung sowie die Beschaffung einer neuen Orgel.

## 465 Jahre selbständige Pfarrei Obernheim

Von Guido Henne, Obernheim

Im Oktober dieses Jahres konnte die katholische Kirchengemeinde Obernheim auf ein 465jähriges Bestehen bzw. auf Erhebung zur selbständigen Pfarrei zurückblicken. Wieviel wechselvolle Schicksale in menschlicher, strukturpolitischer und wirtschaftlicher Hinsicht erlebten dabei die Gemeinde und ihre Einwohner in dieser langen Zeitspanne. Bis zum Jahr 1507 war Obernheim eine Kaplanei und war als solche der damaligen Stadtpfarrei Nusplingen unterstellt. Zuständiger Pfarrer war Stadtpfarrer Kaspar Schmid von Nusplingen, während auf der Kaplanei Obernheim seit 1494 Konrad Linder, ein gebürtiger Obernheimer, als Kaplan wirkte.

Nachdem dann eine gewisse Katharina Sutterin, die einen Hans Urach von Reutlingen geheiratet hatte, ihr ansehnliches Vermögen der hiesigen Kirchengemeinde vermacht hatte und somit die Stiftung einer „Pfarrfründe“ vollzog, richtete Stadtpfarrer Kaspar Schmid von Nusplingen eine Bittschrift an den Bischof Hugo de Oberlandenber von Konstanz, damals gehörte Obernheim zum Bistum Konstanz, um Erhebung der Kaplanei Obernheim zur selbständigen Pfarrei erhoben. Das Präsentationsrecht über die neue Pfarrei übte die damalige Probstei der Augustiner-Chorherren in Beuron aus. Die Zeit der Reformation bewirkte auch auf dem Heuberg und vor allem in der Obernheimer

Gegend starke geistige und religiöse Auseinandersetzungen.

#### Das „Rote Kreuz“

Die Ortschronik berichtet, daß am Ortsausgang in Richtung Nusplingen Kämpfe zwischen den katholischen Einwohnern und denen, die den neuen Glauben angenommen haben, stattgefunden hätten, wobei selbst Blut geflossen sei. Wohl aus diesem Grund wird das dort befindliche Feldkreuz seit altersher im Volksmund das „Rote Kreuz“ genannt. In dieser religiös drangvollen Zeit der Reformation waren es vor allem die Augustinermönche von Beuron, die in Obernheim die Missionierung durchführten und den Einwohnern den alten katholischen Glauben erhielten.

Nachdem bis zum Jahr 1752 in einem kleinen Kirchlein der Gottesdienst abgehalten wurde und die Seelenzahl in stetem Wachsen war, wurde im genannten Jahr mit dem Bau eines größeren Gotteshauses begonnen und im darauffolgenden Jahr vollendet. Der Erbauer der neuen Kirche war der Deutschordensbaumeister Bagnato, ein Italiener. Die Innenausgestaltung wurde von seinem Landsmann, dem kurmainzischen Hofmaler Josef Ignaz Appiani, zwischen 1752 und 1755, in Frühbarock ausgeführt. Davon zeugen die Deckengemälde mit einem Trinitätsbild, die geschwungenen Linien der Figuren, die Form und Farbe in der Ausschmückung, die durch reiche kunstvolle Stukkaturarbeit die Kunstrichtung vom Ausgang des 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts kennzeichnen. Ebenfalls im Barock-Baustil wurde 1698 der Hochaltar angefertigt, der bis zum Jahr 1780 in einem Frauenkloster in Munderkingen aufgestellt war und nach Auf-

# Die „Kays. Reichsposthalterey“ Balingen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Von Rudolf Töpfer, Balingen (Schluß)

Das Verhältnis zwischen dem herzoglichen Haus und den Thurn und Taxis besserte sich wieder. Hierzu trug insbesondere auch die Heirat des Herzogs Karl Alexander mit Prinzessin Maria Augusta Anna von Thurn und Taxis bei, die am 1. Mai 1727 erfolgte.

## Auch die Kays. Reichsposthalterey Balingen fiel dem verheerenden Stadtbrand von 1724 zum Opfer

In den Akten „Bahlingen“ des Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchivs in Regensburg finden wir dann ein weiteres interessantes Schriftstück. Es handelt sich um einen Bericht des Johann Ulrich Mittler, Kays. Reichspostmeister zu Cannstatt, an den Fürsten von Thurn und Taxis, dem ein Schreiben des Bahlinger Posthalters Ludwig Murschel vom 24. Februar 1724 beilag, worin dieser wegen Brandschadens um eine Beysteuern zu neuen Anschaffungen bat, zumal er doch nun schon 20 Jahre lang getreu und ohne Klag der Kays. Reichsposthalterey Bahlingen vorgestanden habe. Im Begleitbericht des Postmeisters Mittler folgen nun Ausführungen, die besagen, daß „zu Bahlingen am 12. Februar 1724 in der Nacht eine entsetzliche Feuersbrunst entstanden, wobey hundert etlich und achtzig Häuser verzehret worden“. Dabei habe es auch den Posthalter Ludwig Murschel empfindlich getroffen. Er sei um Haus, Habe, Futter, Schild und Geschirr gekommen und habe nur mit großer Mühe die Dienstpferde retten können, zumal das Feuer in nächster Nähe seines Hauses ausgekommen wäre. Murschel sei durch diese Feuersbrunst ein recht armer Mann geworden, auch wenn ihm „Euere Hochfürstliche Durchlaucht aus Gnad und Milde etwas angedeyhen lassen würden“. Der Fürst von Thurn und Taxis hat diese Anregung aufgegriffen, denn das Schriftstück trägt einen Vermerk über „eine generouse Beysteuern für den durch Brand gantzlich ruiniert gewordenen Posthalter in Bahlingen“. Über die erwähnte Feuersbrunst ist in der 1961 herausgegebenen Amtlichen Kreisbeschrei-

bung „Der Landkreis Balingen“ folgendes zu lesen: „Die Feuersbrunst vom 12. Februar 1724 verschonte von 210 Häusern nur 40 und machte 272 Familien obdachlos. Der Gebäudeschaden betrug 165 095 fl. Zur Abräumung der Brandstätte wurden die umliegenden Ämter herangezogen, unter denen auch eine Brandsteuer umgelegt wurde. Beim Neuaufbau erhielt die Stadt ein freundliches, sauberes Aussehen, so daß sie von da an zu den bestgebauten Städten des Landes zählte. Die einzige Hauptstraße verbreiterte sich von den beiden Haupttoren keilförmig in Richtung auf die Stadtkirche, die im Blickmittelpunkt stand; sonst gab es nur wenige krumme Quer- und Nebengassen. 1726 waren bereits die meisten Häuser wieder aufgebaut.“

Schon am 18. April 1724 konnte Postmeister Mittler seinem Fürsten berichten, daß er 300 fl an den Bahlinger Posthalter Murschel ausbezahlt und diesen Betrag in seiner Abrechnung mit dem Ober-Postamt Augsburg in Abzug gebracht habe. Murschel selbst bedankte sich in einem Schreiben, das folgende Anschrift trug: „Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Anselm Frantz, Heyl. Röm. Reichs-Fürst von Thurn und Taxis, Graf zu Valsassina, Freyherrn zu Impden, Herr der Reichsherrschaften Egingen, Osterhofen, Wolferthem, Roßum und Mußeghem, der Souverainen Provintz Hennegau, Erbmarschall und ErbGeneralPostmeister im Heyl. Röm. Reich, Burgund und denen Niederlanden und Meinen gnädigsten Fürsten und Herrn Brüßel“.

Damals gab es ja noch keine Briefumschläge. Man faltete daher den Briefbogen entsprechend, versah ihn mit der Anschrift und versiegelte das Schreiben mit Siegelack sowie dem Abdruck seines persönlichen Petschafts.

Aus diesen Darlegungen sind die postalischen Unterstellungsverhältnisse der damaligen Zeit ersichtlich:

Die Kays. Reichsposthalterey Bahlingen unterstand dem Kays. Reichspostamt Cannstatt, beiden vorgesetzt war das Kays. Reichs-Ober-Postamt Augsburg, für das der ErbGeneralPostmeister Fürst Anselm Franz von Thurn und Taxis mit Residenz in Brüssel höchste Instanz war.

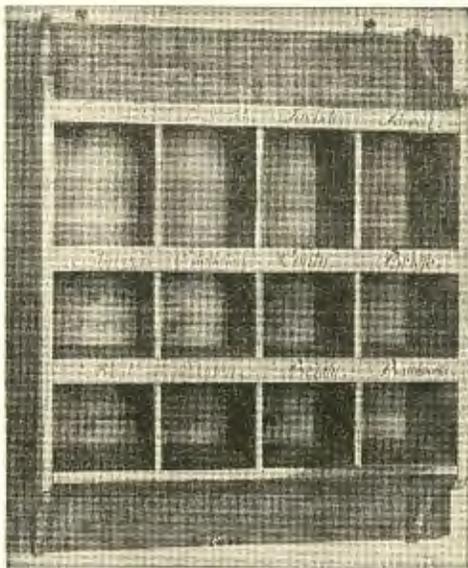
Ende des 17. Jahrhunderts hatte Cannstatt rund 2000 Einwohner. Am Schnittpunkt europäischer Straßen und am Neckar liegend, kam Cannstatt eine solche Bedeutung zu, daß Gottfried Wilhelm Leibniz im Jahre 1669 in einer Denkschrift die Verlegung sowohl der württembergischen Residenz als auch der Univerisität Tübingen nach Cannstatt vorschlug. Es blieb beim Vorschlag. Was die Post anbetrifft, so war damals die in Cannstatt bedeutender als die in Stuttgart, das seinerzeit rund 13000 Einwohner hatte.

## Der Streit um die Nachfolge des Posthalters Ludwig Murschel

Im Jahre 1740 erkrankte der Bahlinger Posthalter Ludwig Murschel schwer. Das war der Grund, weshalb dem Fürsten von Thurn und Taxis einige Bewerbungsgesuche um die Bahlinger Posthalterei zuzugingen, und zwar recht voreilig, wie wir sehen werden. So bewarb sich am 23. Oktober 1740 der Weiß-Ochsenwirth Johannes Roller, da der Kays. Reichsposthalter Ludwig Murschel „seit etlich Wochen dergestalten hart darniederliegt, daß vor menschlichen Augen kein Aufkommen mehr bey Ihme zu hoffen sey“. Er, Roller, wäre „stark begüthert, besitze eine schöne Wirtschaft zum Weißen Ochsen, sei cappel genug, mithin wäre die vacant werdende Station seinem Hauß sehr convenable“. Dem Gesuch lag ein Attest des Expeditions-Raths, auch Stadt- und Amts-Vogts zu Bahlingen, Johann Gottlieb Haupt, bei, in dem dieser auf Grund der Wahrheit bestätigte, daß Roller ein ehrlicher, in gutem Credit stehender Mann sei, der nicht nur Schreibens, Lesens und Rechnens wohl erfahren, sondern auch vermögend und mithin imstande wäre, der hiesigen Posthalterstelle wohl und ohne Klage vorzustehen. Am gleichen Tage teilt der Postsecretarius Philipp Jacob Held aus Cannstatt dem Fürsten von Thurn und Taxis mit, daß „der verstorbene Fürst Anselm Franz am 29. July 1735 ihn auf die Kays. Reichsposthalterey Bahlingen zu expectivieren gnädigst geruht habe für nach dem Todt des Posthalters Murschel. Er, Held, habe nun aber vor einigen Monaten hier in Cannstatt eine Mariage gemacht, so daß er von dort nimmer wegziehen wolle, um auf der Station Bahlingen anwesend zu sein und ihr selbst vorzustehen. Er schlage daher einen anderen braven Mann als Posthalter vor, nämlich den Weiß-Ochsenwirth Johannes Roller“. Des weiteren bewarb sich ein Lucas Rueß, Metzger von Balingen. „Er sei ein eingeborener Bürger, hier seßhaft und dergestalten schon mit Pferden ohnehin genügsam eingerichtet und auch sonst begüthert, so daß er dem Dienst als Posthalter gebührend vorstehen könne.“ Auch seinem Gesuch lag ein Attestat des vorerwähnten Johann Gottlieb Haupt bei, in welchem dem Rueß bescheinigt wurde, daß er ein rechtschaffener Bürger sei, der Schreiben und Rechnen könne, so viel zu gedachter Verrichtung bedürftig wäre, ein Vermögen von wenigstens zweitausend Gulden besitze und als ein Pferdeverständiger meistens vier Pferde halte, mithin die besagte Station, so sie vacant werden sollte, versehen könne und würde. Schließlich trägt sich noch ein Theodorus Friedrich Hopf, Stadt- und Amtspfleger aus Bahlingen, „für die vacant werdende Bahlinger Posthalterei an, der er mit allergehorsamster Treue, Fleiß und Accuratesse vorstehen, die Ordinaire Stafetten und Couriers aufs Beste beför-



Anschrift eines Dankschreibens des Kays. Reichsposthalters zu Bahlingen, Ludwig Murschel, an den Fürsten von Thurn und Taxis (April 1724). Wortlaut siehe Text. (Ablichtung: Fürstlich Thurn und Taxissches Zentralarchiv Regensburg)



Sortierkasten der Thurn und Taxisschen Reichspost, wie er beim Kayserlichen-Reichs- und Österreichischen Post-Amt Schaffhausen verwendet wurde. (Aufnahme: Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen)

dern und das Postwesen ohne vorkommende Klage umso eher versehen könne, als er in hiesigen Schreiberey- und Rechnungsgeschäften sich geraume Zeit geübt habe“.

Doch der Bahlinger Posthalter Ludwig Murschel überlebte noch die kommenden fünf Jahre. Er starb am 9. Januar 1746 im Alter von 77 Jahren. Kurz danach wandte sich seine damals erst 40jährige (zweite) Frau, Anna Maria Murschlerin, verwittbte Posthalterin zu Bahlingen, in einem ausführlichen Schreiben an Fürst Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis. Sie schildert zunächst die gefährliche Erkrankung ihres Mannes im Jahre 1740 und geht dann auf die Bewerber Held, Rueß, Roller und deren gegenseitige Absprachen ein, wonach letztlich Roller dem Held die bessere Offerte gemacht habe; alles hinter dem Rücken ihres kranken Mannes, von dem sie

angenommen hätten, daß er nimmer wieder aufkommen werde. Dieser habe dann aber doch davon erfahren und schließlich am 4. April 1745 ein Schreiben an den Fürsten von Thurn und Taxis gerichtet und darin darum gebeten, „unter gehorsamster Vorstellung seiner 44 Jahr lang bey dem Postwesen geleistet treuen Dienste, die Posthaltereiy auf seine Frau mildfürstlich transferieren zu lassen“, weshalb sie, die Witwe, sich erkühnet habe, dem Fürsten am 10. Januar 1746 anzuzeigen, daß ihr Mann am Vortage verstorben sei und gleichzeitig um die Conferierung des vacanten Posthaltereidienstes auf sie wehmütigst ersuchte. Da sie seither nichts gehört hätte, trage sie diese Bitte nunmehr erneut vor. Sie sei über das Postwesen wohl informiert und habe ihrem Manne viel geholfen. Sie habe Pferde, Geschirr usw., sowie so viel an Vermögen, daß der Dienst wohl bestellt werden könne. Auch bleibe sie in der bisherigen Behausung, die als Posthaus gut geeignet sei. Der Schluß des Schreibens zeigt die damals übliche Schreibweise. Er lautet: „Der gnädige Gott, der die Wohlthaten, so Wittwen, Waisen zufließen, nie-mahlen ohnbelohnet lasset, wolle Euer Fürstl. Durchlaucht davor in dero preyswürdigstem Regiment fortan segnen und das glorreiche Fürstl. Taxissche Haus bis in das Alterthum in höchstem Lustre und Splendore erhalten, worum ich denselben mit meinen Kindern in meinem Gebet ohn-aufhörlich anfehen und in profundestem Respekt lebenslänglich beharren werde.

Euer Hochfürstl. Durchlaucht demüthigste Magd verwittbte Posthalterin zu Bahlingen Anna Maria Murschlerin.“

Nach Roller, Held, Rueß, Hopf und der Witwe Murschel trat schließlich noch ein sechster Bewerber um die Bahlinger Posthaltereiy auf, denn am 20. Januar 1746 wendet sich Johann Christoph Weysser, Doktor und Physikus ordinarius, ebenfalls an den Fürsten von Thurn und Taxis. Er bat, die Bahlinger Posthaltereiy doch seinem Sohne gnädigst zu übertragen, der die erforderliche Capacität besäße und auch von ihm mit allem Notwendigem versorgt werden würde.

Leider ist aus den Thurn-und-Taxis-Akten nicht ersichtlich, welcher der insgesamt

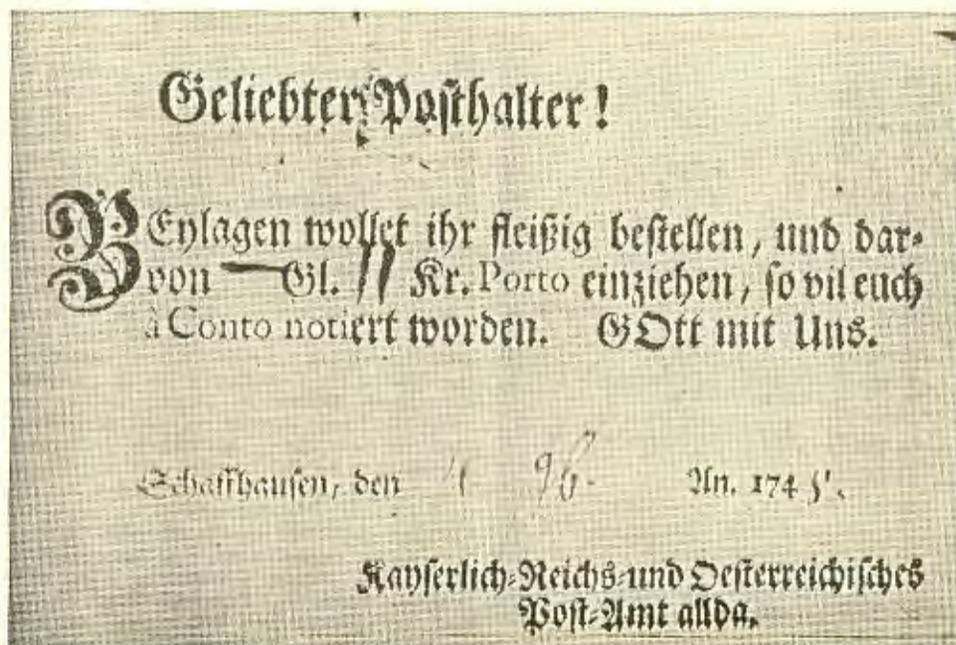
sechs Bewerber nach dem Tode des Posthalters Ludwig Murschel im Jahre 1746 in Balingen neuer Posthalter wurde. Sicher ist jedoch, daß Johannes Roller, Weißbochsenwirt und Metzger, im Jahre 1757 Kaiserlicher Posthalter zu Balingen war, denn als solcher ist er im „Hoch-Fürstl. Württembergischen Adress-Hand-Buch für 1757“ aufgeführt. Mit ihm beginnt die Ära der Roller als Posthalter zu Balingen, die ein volles Jahrhundert andauern sollte und Gegenstand einer besonderen Abhandlung sein wird.

In der Ev. Stadtkirche zu Balingen befindet sich ein Epitaph für den 1594 verstorbenen Caspar Murschel, der hier Bürgermeister war, was etwa dem heutigen Stadtpfleger entsprechen würde. Caspar Murschel war der Urgroßvater des vorerwähnten Ludwig Murschel. Der Epitaph trägt die Initialen von Simon Schweizer, der von 1563 bis 1613 in Balingen tätig war und als einer der begabtesten Bildhauer seiner Zeit gilt.

Abschließend sei an zwei Abbildungen veranschaulicht, wie sich der Postverkehr auf dem Kaiserlich Thurn und Taxisschen Reitpostkurs Cannstatt-Schaffhausen wohl damals abgespielt haben mag. Die eine Abbildung zeigt einen Sortierkasten der Thurn und Taxisschen Reichspost, der im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen aufbewahrt wird. Man kam damals, wie ersichtlich ist, mit zwölf Fächern aus, die wie folgt beschriftet waren: Baadisch — Bayerisch — Taxisch — Schweiz — Zeitungen — Estafetten — Conty — Briefe — Post-Wagen — Bezaht und Beantwortet. Die andere Abbildung gibt einen Vordruck wieder, wie er beim „Kayserlichen-Reichs- und Oesterreichischen Post-Amt Schaffhausen“ im Jahre 1745 verwendet worden ist, um den einzelnen Posthaltereien die dort einzuziehenden Portogebühren zuzuschreiben. Der abgebildete „Anrechnungszettel“ wurde vor etwa 5 Jahren beim Abbruch eines Gebäudes in Aldingen (1745 benachbarte Poststation zu Balingen) unter den Dielenbrettern gefunden. Das Gebäude soll um 1700 erbaut worden sein. In ihm hat sich früher die Posthaltereiy befunden. Man könnte sich denken, daß die erwähnten und dem Posthalter zu Aldingen „à Conto notierten“ portopflichtigen Briefe zunächst beim Postamt Schaffhausen entweder im Fach „Conty“ oder im Fach „Taxisch“ des abgebildeten Sortierkastens gelegen haben, bis sie der Postreiter erhielt und in seinem Felleisen in Richtung Stuttgart mit auf die Reise nahm, um sie dem Posthalter zu Aldingen zu übergeben.

#### Quellen:

1. Köhler, „Entstehung und Entwicklung der Maximilianischen, spanisch-niederländischen und kaiserlich taxisschen Posten, der Postkurse und Poststellen in der Grafschaft, im Herzogtum und Kurfürstentum Württemberg“.
2. Dr. Piendl, „Thurn und Taxis 1517—1867“.
3. „Archiv für Deutsche Postgeschichte“, Heft 1960/1, S. 39—47.
4. Akten des Thurn und Taxisschen Zentralarchivs in Regensburg (Postakten 5705).
5. Auskünfte: Ev. Kirchenregisteramt Balingen, Landesregierungsarchiv Innsbruck, Württ. Staatsarchiv Stuttgart, Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen.

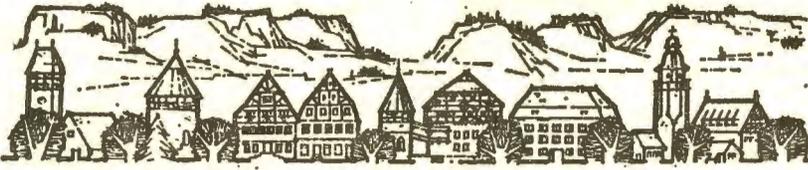


„Anrechnungszettel“ des Kayserlichen-Reichs- und Österreichischen Post-Amtes Schaffhausen an die Kayserliche Reichspost-

haltereiy Aldingen aus dem Jahre 1745. Reproduktion (Maßstab etwa 1:4): Friedhelm Weidlich, Aldingen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volkstreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

# Heimatkundliche Blätter



für den Kreis  
Balingen



Jahrgang 19

30. Dezember 1972

Nr. 12

## Schiller und die Cotta

Von Friedrich Sanner

Wer auf der B 27 von Balingen nach Schömberg fährt, sieht sich am Ortsanfang von Dotternhausen einem sehr eindrucksvollen Kontrast gegenüber. Rechts der Straße erblickt er die hochragenden Türme des ewig rauchenden Zementwerks, links ein weitläufiges Hofgut und dahinter, halb versteckt in einem Park, ein Schloß. Modernste Industrieanlage und traditionsgebundene Feudalherrschaft stehen sich vor der Kulisse des Plettenberges gegenüber — Gegenwart und Vergangenheit in harter Konfrontation.

Den Eingang zum Schloß muß man suchen. „Freiherrlich von Cotta'sche Forstverwaltung, zweimal läuten“, steht am Tor des neugotischen Schlosses, das im Baustil an den etwa zu gleicher Zeit erbauten Hohenzollern erinnert. „Cotta?“, fragt sich der Ortsunkundige. Das klingt doch so undeutsch, so italienisch. Und der etwas Literaturerfahrene erinnert sich dunkel an längst vergangene Schulstunden, in denen einmal von Schiller und Goethe und einem Verleger Cotta die Rede war. Gab und gibt es nicht auch heute noch einen Cottaverlag und ein Cottahaus in Stuttgart?

Solchen Gedanken und Überlegungen nachhängend und auch ein wenig von historischer Neugier gestochen, geht der Besucher seinen Weg weiter. Es ist ein Weg zurück in die Geschichte einer Familie, deren letzter Träger des Adelsprädikates, Freiherr Guido von Cotta im zweiten Weltkrieg als Rittmeister gefallen ist. Es ist zugleich ein Weg zurück in die Geschichte unseres Landes, das einmal so arm, so eng und so elend despotisch regiert war, daß seine Bewohner auswandern mußten und seine großen Söhne aus ihm flohen. Wir reden von Friedrich Schiller, der am 22. September 1782 nach Mannheim ins Ausland floh und dessen Leben mit dem der Cotta in seltsamer Weise verbunden war: literarisch, geschäftlich, finanziell, freundschaftlich. Ohne Schiller — und die anderen Klassiker der Literatur — hätten die Cotta nicht die Grundbesitzer und Schloßherren in Dotternhausen werden können. Und ohne die Cotta wäre Schiller nie aus der Armut herausgekommen. Ohne die Cotta wären ihm wahrscheinlich noch weniger Lebensjahre zugemessen gewesen als so. Es ist im nachhinein schwer zu sagen, welches Rad das andere getrieben hat, was Ursache und was Wirkung war. Sicher ist: wenn die Lebenswege Schillers und Cottas sich nicht gekreuzt hätten, wäre beider Leben anders gelaufen. Vielleicht wäre die deutsche Literatur dann um vieles ärmer geblieben.

### Schillers Flucht

Aber zurück zu Schillers Flucht. Herzog Carl Eugen hatte seinem Regiments-Medicus Schiller, der zweimal ohne Urlaub zur Aufführung seiner „Räuber“ nach Mannheim gereist war, 14 Tage Arrest verpaßt.

Das hätte Schiller hingenommen, wie er in den Jahren in der Hohen Karlsschule so manches an Maßregelung hingenommen hatte. Als aber der Herzog verfügte — es war eine Beschwerde aus der Schweiz über eine auf Graubünden bezügliche Stelle in den „Räubern“ eingegangen — Schiller dürfe nichts Literarisches mehr schreiben „oder mit Ausländern kommunizieren“, da floh der junge Feuerkopf nach Mannheim.

Im Grunde war es keine Flucht, sondern, da Schiller Soldat war, Desertion. Wir haben inzwischen viel Erfahrung mit Despoten sammeln können. Druck erzeugt Ge-



gendruck. Schiller fürchtete das Schicksal des auf dem Hohen Asperg eingesperrten Schubart. Der Herzog fürchtete die auf-rührerische, heute würde man sagen, systemverändernde Tendenz im Erstlingswerk des jungen Dichters, über das dieser „in tyrannos“ geschrieben hatte.

Eigentlich ging man mit dem jungen Medicus nicht einmal sehr tyrannisch um. Wir entnehmen dem Regimentstagebuch des Generals Augé, Schillers Vorgesetztem, folgende Einträge: „den 26. September habe ich auf befehl Sr. Herzogl. Durchl. an den Regiments Medicus Schiller nacher Mannheim geschrieben, daß Er sich hierher begeben möchte. Er werde von der Gnade Sr. Herzogl. Durchl. dadurch profitieren.“ Schreibt man so einem Deserteur? Nach mehreren höchst geduldigen weiteren brieflichen Ermahnungen, „die herzogliche Gnade nicht weiter zu mißbrauchen“, hat dann Schiller dem Herzog zurückgeschrieben. Der Brief ist nicht erhalten. Aber sicher war er unverschämt, denn im Regimentstagebuch

steht, „daß dieser brief dem Faß den Boden vollends ganz hinausgestossen habe“, daß der General die herzogliche Order bekommen habe, dem „gewesenen Reg. Medicus“ künftig nicht mehr zu schreiben. Am 31. Oktober 1782 wurde Schiller als „ausgewichen“ in der Regimentsliste „in Abgang gebracht“. Er hatte die Chance der Rückkehr nicht genutzt. Er konnte es nicht, wenn er sich treu bleiben wollte.

### Eine andere Perspektive

Zehn Jahre später. Welch andere Perspektive! Schiller ist immer noch im Ausland, jetzt in Jena. Er hat geheiratet. Er ist Professor und Hofrat. Aber er ist arm, und er schreibt und schreibt, um seine Schulden zu bezahlen, und er ist krank. Die landläufige Meinung, Schiller habe die Schwindsucht gehabt, läßt sich nicht halten. Man ist heute sicher, daß es eine schwere Lungenentzündung mit folgender eitriger Rippfellentzündung war, die ihn damals und bis zu seinem frühen Tod plagte. Die Anfälle wiederholten sich, und der Husten verließ ihn nicht. „Ich mag es hier niemand sagen“ schreibt er seinem Freund Körner ahnungsvoll, „aber mir ist, als ob ich diese Beschwerde behalten müßte“.

Nachdem die Krankheit etwas abgeklungen war, gönnte er sich einen Besuch bei seinem Freund Körner. Auch beglückte ihn im Herbst des Jahres der Besuch seiner Mutter und der jüngsten, während seiner Karlsschulzeit geborenen Schwester Nanette. Dieses Wiedersehen trug dazu bei, daß „der Schwabe sich mächtig in ihm regte“, wie er schreibt. Am 1. August 1793 bricht Schiller mit seiner Frau Charlotte zu einem längeren Aufenthalt in die alte Heimat auf. Sie wußten nicht, was dort an Bemerkenswertem und Zukunftsträchtigem auf sie wartete. Zunächst starb der Herzog Carl Eugen, der schon vor Schillers Eintreffen in Württemberg — Schillers Vater hatte die Lage vorsichtshalber sondiert — geäußert hatte, er werde seinem Besuch nichts in den Weg legen. Der Dichter war bei der nächtlichen Beerdigung des Herzogs dabei. Er war, wie auch der Verstorbene, ohne Groll. Die Zeit heilt manche Wunden und schlichtet manchen Streit. In Ludwigsburg, wo die Schillers ihr Standquartier aufschlugen, kam ihr erstes Kind, der Sohn Karl, zur Welt.

„Die Freude Schillers über die Geburt des Sohnes“, so schreibt sein Freund Hoven, mit dem er zusammen auf der Karlsschule gewesen war und bei dem sie wohnten, „war unaussprechlich“. Unvergeßlich offenbar auch für alle, die dabei waren, wie die ergraute Mutter in ihrer alten schwäbischen Kirchentracht den Enkel zur Taufe hielt. Hoven berichtet darüber, Schiller sei seiner Mutter, als er sie in der Tracht seiner Kindheit gesehen habe, um den Hals gefallen.

### Kein Glück ohne Schatten

Es gibt kein Glück ohne Schatten. Immer wieder wurde Schiller von seinem alten Leiden, „seinem Catarrhfeber“ geplagt, und selbst die „vaterländische Luft“

wollte keine Besserung bringen. Er klagt in seinen Briefen: „Nie war ich reicher an Entwürfen und nie konnte ich, wegen des elendesten aller Hindernisse weniger ausrichten. Ich wehre mit dagegen mit meiner ganzen Einbildungskraft, aber immer kann ich das Feld nicht behalten“.

Die folgenreichste Begegnung in dieser Zeit war das Zusammentreffen Schillers mit dem jungen, tatkräftigen Verleger Johann Friedrich Cotta. Mit Freund Hoven war Schiller im März 1794 nach Tübingen gereist. Gemeinsam besuchten sie ihren alten Lehrer Abel, der seinen berühmten gewordenen Schüler gern an die heimische Universität gezogen hätte. Bei diesem Besuch wurde die persönliche Bekanntschaft zwischen Schiller und Cotta hergestellt. Sicher wurden hier zwischen dem Dichter und dem Verleger Absprachen getroffen, die, wenn sie sich auch nicht auf ein bestimmtes Werk bezogen, doch eine feste Geschäftsverbindung herstellten. Jedenfalls fühlte sich Schiller, der immer in Geldnot war, berechtigt, Cotta um einen Vorschuß von 200 Talern zu bitten. In seiner Antwort vom 20. März 1794 sagte Cotta diesen Vorschuß zu und kündigte zugleich seinen Besuch bei Schiller in Stuttgart an. Er hatte weitergehende Pläne.

#### Erster Kontakt mit Cottaverlag

Streng genommen war dieses erste Zusammentreffen mit Cotta gar nicht Schillers erster Kontakt mit dem Cottaverlag. Schon elf Jahre vorher — Johann Friedrich war noch gar nicht im Geschäft — hatte Schiller ein etwas schwülstiges Liebesgedicht „An Laura“ dem Verlag zur Veröffentlichung in einer Zeitschrift angeboten. Laura war die verwitwete Frau Hauptmann Vischer in der Eberhardstraße in Stuttgart. Das Haus steht noch neben dem Tagblatturmhaus. Bei ihr wohnte Schiller als Untermieter, und er liebte sie heiß und innig. Wir wissen nicht, ob der Verlag das Gedicht veröffentlicht hat. Wohl aber wissen wir von einem Brief des Vaters Schiller an seinen Sohn in dieser Sache. Vater Schiller schreibt da mit sichtlichem Behagen am Skandal und mit einiger Schadenfreude dem Sohn die Neuigkeit, daß die Frau Hauptmann Vischerin, die „Laura“, „vor etwa drei Wochen mit einem jungen Herrn aus Wien, der sich in der Hohen Karlsschule auf die Jura hätte legen sollen, durchgegangen, gegen die Schweiz geflüchtet und in Tuttingen wieder erwischt worden ist. Nun befindet sie sich in Lustnau bei ihrem Herrn Schwager, dem dortigen Spezial, vormaligen Pfarrer zu Pliebingen. Ob sie in der Hoffnung ist, wird bald versichert, bald wieder verneint.“ Man merkt so recht an diesen Zeilen, wie froh der Vater ist, daß sein Sohn Fritz kein Hemd in dieser Wäsche hat.

Es ist nun an der Zeit, die andere Lebenslinie, die der Cottas aufzunehmen und ein Stück weit zurückzuverfolgen. Im Treppenhaus des Cotta'schen Schlosses in Dotternhausen ist die Büste dieses Johann Friedrich Cotta aufgestellt, der der Verleger und Freund Schillers war. Er war eine Persönlichkeit, in der sich in glücklicher Weise mannigfache Kräfte vereinigten. Praktische Geschäftstüchtigkeit und opferbereiter Einsatz für die Aufgaben der Kultur ließen ihn seine Kräfte nicht nur als Verleger, sondern auch als Politiker, als Industrieller und als Landwirt einsetzen. Dazu war er erfüllt von Hilfsbereitschaft und warmherziger Menschlichkeit. Goethe hat den Eindruck von Cottas Persönlichkeit im September 1797, als er auf der Reise in die Schweiz einige Tage in Cottas Haus in Tübingen zubrachte, in die Worte zusammengefaßt: „...er hat soviel Mäßiges, Sanftes, Gefaßtes, soviel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist“. Nur einem solchen Mann

war es möglich, ein so großes Lebenswerk, eine kulturell so bedeutende Schöpfung, wie den aus provinzieller Enge zur Weltbedeutung herausgeführten Cotta'schen Verlag zu begründen.

#### Am Rande des Bankrotts

Es war ein bescheidenes Feld, das ihm, dem 23jährigen von seinem Vater, dem Stuttgarter Hofbuchdrucker in Gestalt der seit 1659 im Besitz der Familie befindlichen „J. G. Cotta'schen Buchhandlung“ zu Tübingen angeboten wurde. Dieses, von seinem Gründer Johann Georg Cotta und dessen gleichnamigem Sohn trefflich geleitete und zu Ansehen gekommene Unternehmen, war unter den drei nachfolgenden Cotta ziemlich vernachlässigt worden, so daß es sich längere Zeit am Rande des Bankrotts bewegte. Ein solches Unternehmen neu aufzubauen war an sich schon eine schwierige Aufgabe. Doppelt schwierig war sie für Johann Friedrich Cotta, der kein gelernter Buchhändler war. Ursprünglich sollte er — wie Schiller — Theologe werden. Bald beschloß er indes, wie sein Vater, der 1740 als Reiteroffizier unter Laudon gefochten hatte, Offizier in österreichischen Diensten zu werden und zwar, gemäß seiner starken mathematischen Begabung, beim Geniekorps (technische Truppe, Pioniere, Nachrichten). Aber bald trat eine neue Verschiebung seiner Berufs-

pläne ein, er studierte in Tübingen Jura und entschloß sich dann doch noch, den väterlichen Verlag zu übernehmen. Kurz vor der Übernahme schreibt er ratsuchend einem angesehenen Buchhändler: „Mein Studieren gab mir Gelegenheit, die notwendigen literarischen Kenntnisse zu erlangen. Dieses wäre nun alles, was ich bei Antretung der Buchhandlung hätte, das Geld, das mir dazu nötig wäre, müßte ich entleihen...“.

Er hat es entlehnt und hat es gewagt, das 130 Jahre alte, heruntergewirtschaftete Erbe seiner Väter zu übernehmen. Wie einer seiner Freunde später erzählt, besaß Cotta oft, von Schulden gedrückt, für seine mäßigen häuslichen Bedürfnisse nicht das nötigste Geld. So wand er sich unter Mühen und Sorgen durch das Dornengestrüpp der ersten Unternehmungen. Aber er war ein kluger Kopf und merkte bald, „wie zufällig es sei, wolle man es darauf ankommen lassen, daß dieser oder jener Gelehrte seine Werke anbiete“. Er beschloß daher, die guten Autoren persönlich aufzusuchen, und sich bei ihnen um den Verlag ihrer Werke zu bewerben. Wenn man weiß, daß er diese Gänge zu Fuß machte, wie er auch zur Ostermesse des Buchhandels 1788 von Tübingen nach Leipzig zu Fuß wanderte, so mag man sich ob solcher Geschäftsanancen ein wenig wundern.

## Literarisches Verdienst

Einen guten Griff tat der junge Buchhändler, als er einen Rechtsanwalt, den auch schriftstellerisch begabten Jakob Zahn als Associé in die Firma holte. Von da an begann die finanzielle Gesundung. Fast ein Jahrzehnt dauerte diese Verbindung, und da war Cotta längst aus dem Schneider, denn inzwischen hatte der Cottaverlag das Fundament erhalten, auf dem sich seine Weltbedeutung aufbaute: zuerst Schiller, dann Goethe waren 1794 für den Verlag gewonnen worden. Dies ist Cottas bleibendes literarisches Verdienst und sein bester geschäftlicher Coup. Es hat sich gelohnt, die beiden großen späteren Nationaldichter rechtzeitig unter Vertrag zu nehmen.

Bei Schiller dachte Cotta zunächst weniger an sein literarisches Wirken. Cotta hatte etwas anderes mit ihm vor. Auf einem Spaziergang nach Untertürkheim fanden sich Dichter und Verleger zur Ausführung zweier weitreichender Pläne bereit, die für das geistige und politische Deutschland von großer Bedeutung werden sollten. Der stark auf politische Wirksamkeit eingestellte Cotta träumte seit seinem Pariser Aufenthalt von einer großen deutschen politischen Zeitung in freiheitlichem Stil und sah in dem Verfasser der „Räuber“ und des „Don Carlos“ den geeigneten Leiter. Schiller seinerseits brachte seinen alten Lieblingswunsch zur Sprache, ein literarisches Journal herauszugeben. Zur Durchführung kam in Zusammenarbeit zunächst nur Schillers Plan der „Horen“. Der Gedanke einer politischen Zeitung wurde vorläufig zurückgestellt, weil Schiller mit Rücksicht auf seine Kränklichkeit und wohl auch auf Abraten Goethes, ablehnte.

#### Ein großer Prestigegewinn

Wenngleich so Cottas Haupthoffnung sich nicht erfüllte, so bedeutete doch die Übernahme der „Horen“ in den Verlag für diesen einen gewaltigen Prestigegewinn. Durch die „Horen“ gewann Cotta Beziehungen zu den glänzendsten Geistern der damaligen Literatur: zu Goethe, zu Herder, Fichte, Hölderlin, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel. Daß diese Mitarbeiter der Zeitschrift ihre Werke früher oder später bei Cotta verlegen ließen, war eine

fast zwangsläufige Folge. Das keineswegs zufällige, vorausblickende Zusammentreffen in Tübingen begann sich auszuzahlen.

Die Beziehungen zwischen Verleger und Autoren sind oft schwierig. Beide sind aufeinander angewiesen. Sie haben beide, wenn auch auf verschiedene Weise mit Literatur zu tun. Der Autor macht sie, der Verleger verwandelt sie in eine Ware, die sich verkaufen soll. Diese Interessendifferenz führt häufig zu Reibungen. Um so erstaunlicher ist es, daß aus dem zunächst rein geschäftlichen Verhältnis Schillers zu Cotta mit anfänglich sogar kontroversen Absichten im Laufe der Jahre ein herzliches Freundschaftsverhältnis wurde. In dem dicken Wälzer, der den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta von 1794 bis zu Schillers Tod 1805 originalgetreu wiedergibt, kann man diese Entwicklung verfolgen. Wenn am Anfang noch fast nur von Korrekturbogen, von Titelblättern, Papiersorten, vom Schriftsatz und von Kupferstichen die Rede ist, so wandelt sich die Korrespondenz mehr und mehr in die private Sphäre. Es ist von den Kindern die Rede und häufig von dem „fatalen Cattarrh“. Cotta möchte, daß die wieder nach Jena zurückgekehrten Schillers ihren dauernden Wohnsitz in der Heimat nehmen. Er besorgt dem immer kränkelnden Dichter Wein, und er spricht dem oft verzagten Mut zu. Es ist eine seltsame Mischung von Privatem und Geschäftlichem. Wobei man natürlich nicht weiß, wie weit es Cotta um Schillers Wohl an sich oder doch auch ein wenig um die gute Condition des einträglichsten Mitarbeiters geht. Wie man ja, um eine zeitnahe, etwas lieblose Parallele zu ziehen, auch nie weiß, was bei dem Verhältnis Trainer zum Fußballstar Altruismus und was Egoismus ist.

#### Cotta war großzügig

Die zunächst schwülstigen Anreden „Euer Wohlgeboren“, „dero gehorsamer Diener“, ändern sich bald in „mit unwandelbarer Hochachtung“, verehrungswürdiger Freund“, „ganz der Ihrige“, „der Ihrige“. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich Cotta nach Schillers Tod in großzügiger Weise seiner Kinder annahm, und sie so-

gar in die alte Heimat zu sich geholt hätte, wenn die Witwe zugestimmt hätte. Wie großzügig Cotta Schiller gegenüber war, darüber geben die ebenfalls erhaltenen Hauptbücher der Firma Cotta Aufschluß. Schiller wurde zwar nie wohlhabend, er konnte sich aber doch in den letzten Lebensjahren einen Garten und ein kleines Häuschen vor den Toren Jenas kaufen, wo er viele Stunden am Tage in frischer Luft verbachte. Zweifellos hat dies seiner Gesundheit gedient und sein Leben verlängert.

Die genannten Hauptbücher zeigen, wie korrekt der Verleger Cotta, der sich zum Grundsatz gemacht hatte, „keine andere als gute Bücher“ in Verlag zu nehmen, Schiller honoriert hat. Mit kaufmännischer Nüchternheit ist hier auf dem Konto Schiller in Soll und Haben aufgeführt, was der Herr Hofrat in Jena überwiesen bekam. In buchhalterischer Kürze tauchen dabei immer wieder Wendungen auf wie „sandte ihm bar als Vorschuß“, „zalte ihm als Zeichen der Erkenntlichkeit“, „zalte auf sein Anweisen“.

Menschlich bewegend ist eine immer wiederkehrende Buchung, „Sandte auf seine Ordre an s. Frau Mutter nach Leonberg 22 Gulden“. Etwas später lautete der Eintrag „an Frau Obrist Wachtmeister Schiller in Leonberg 30 Gulden“. Insgesamt 23 Überweisungen an Schillers Mutter auf Rechnung ihres Sohnes sind im Hauptbuch des Cottaverlags ausgewiesen. Die letzten Einträge sind vom 5. April 1802, „zalte für seine Rechnung an seine Frau Mutter Quartal Georgi 30 Gulden“ und unter demselben Datum nochmal „extra 20 Gulden“. Das sind die Beerdigungskosten von Schillers Mutter. Sie ist 1802 gestorben, nur drei Jahre vor ihrem großen Sohn, dem sie immer, anders als der Vater, die Stange gehalten hatte. Wieviel Dankbarkeit steckt in den dürren Buchungen zu Georgi, zu Jakobi, zu Martini und zu Lichtmeß. Es ist ein Geschenk des Schicksals, die Mutter eines Genies zu sein, es ist aber auch ein Glück, einen guten Sohn zu haben.

Wie fast alle Genies wurde auch Schiller erst nach seinem Tod richtig geschätzt. Ruhm und Geld kommen selten anders als posthum. „Sie sind selber schuld, wenn sie so früh sterben“, sagte einmal ein böser Verleger, der ganz gewiß kein Genie war. Für Schillers Frau, die ihn um 21 Jahre überlebte, sind bei Cotta in den Jahren 1812, 1817 und 1825 jeweils 10000 Taler ausgewiesen als „Honorar für Schillers sämtliche Schriften auf sieben Jahre“. Nach dem Tod von Schillers Frau sind auf dem Honorarkonto Schiller für seine Erben im März 1831 nochmal 70000 Taler aufgeführt. Wenn nach einem Wort Schillers die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, so hat sie doch den Hinterbliebenen des Dichters in barer Münze den Dank abgestattet, den sie dem Lebenden weithin schuldig blieb.

## Dichter der Nation

Schiller war der Dichter der Nation geworden. Heute würde man weniger pathetisch sagen, er wurde ein Erfolgsautor, seine Bücher Bestseller. Verleger von Erfolgsautoren, und erst recht, wenn sie deren mehrere unter Vertrag haben, werden reich. Johann Friedrich Cotta wurde steinreich. Und da er ein kluger Mann war, tat er etwas, was die armen Schreiber noch nie gekannt haben, was aber — das hat mir ein Cotta erzählt — z. B. Axel Springer, der Zeitungsverlegerkönig, heute ebenfalls in reichem Ausmaß tut, Cotta kaufte Grundbesitz. Er kaufte die Herrschaft Plettenberg Dotternhausen. Das war im Jahr

1814, und die Dotternhausener waren damals noch Leibeigene des jeweiligen ritterschaftlichen Gutsherren, d. h. sie wurden mitverkauft.

Zum Gut gehörte das Herrschafts- und das Amtshaus, Wirtschaftsgebäude, Scheunen und Ställe, ein Schafhaus und eine Sennerei. Nachdem Cotta in den Besitz des Gutes gekommen war, wurden die Gebäude größtenteils erneuert, und die Bewirtschaftung in jeder Hinsicht verbessert. Cotta war der erste Herrschaftsbesitzer in Württemberg, der auf seinen Besitzungen die Leibeigenschaft aufhob.

### Ein liberaler und sozialer Mann

Schon früh hatte sich Cotta der Politik zugewandt. Er erscheint bereits in der ersten württembergischen Ständeversammlung 1815. In dem Streit um die Verfassung fiel er als großer Liberaler durch Mut gegenüber dem Königsthron wie durch staatsmännisches Augenmaß auf. Daneben war Cotta auf dem Wiener Kongreß tätig, wo er für die konstitutionelle Freiheit seines Landes wirkte. In den Hungerjahren 1817/18 wurde er zum praktischen Sozialpolitiker, der in Zusammenarbeit mit Königin Katharina landauf, landab die Not zu steuern versuchte. Im Jahr 1818 wurde er zu einem der zwölf Vorsteher der speziell für die ärmeren Volksklassen errichteten württembergischen Sparkasse ernannt. Ein liberaler, aber auch ein sozialer Mann.

Mit dem Kauf der Herrschaft Dotternhausen war das erbliche Wahl- und Wählbarkeitsrecht für die württembergische Abgeordnetenversammlung verbunden. Sofort wurde Cotta durch den ritterschaftlichen Adel des Schwarzwaldkreises gewählt. Im Jahr 1824 wurde er Vizepräsident der Kammer. Bei soviel Bewährung in öffentlichen Ämtern konnten die äußeren Auszeichnungen nicht ausbleiben. Die württembergische Regierung „anerkannte und bestätigte“ 1817 seinen „alten Adel“ mit dem Prädikat „von Cottendorf“, und der König von Bayern fügte 1822 die erbliche Freiherrnwürde hinzu.

Dabei tauchte natürlich die Frage auf, ob die Cotta Nachkömmlinge altrömischer und mittelalterlich lombardischer Nobilität sind. Das württembergische Adelsbuch bejaht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit. Ein Cotta, der Kreuzritter war, soll vom Papst 1096 selig gesprochen worden sein. Ein Ge-

mälde, das diese Zeremonie darstellt, hängt im Schloß in Dotternhausen. Unter Sforza sollen sie ihre Besitzungen in der Lombardei verloren haben und als Emigranten nach Sachsen geflohen sein. Von dort sind die Cotta dann ohne Adel nachweislich nach Württemberg gekommen. Durch die Heirat mit einer jungen verwitweten Buchhändlersfrau wurde ein Johann Georg Cotta zum Ahnherrn der Verlegerdynastie.

Ein reiches, ein erfülltes Leben! Ja aber sicher kein bequemes und leichtes. Johann Friedrich Cotta starb 1832 im Todesjahr Goethes, nachdem er fast bis an sein Ende gereist, gearbeitet, diktiert, gerechnet und geordnet hatte. In seinen letzten Lebensjahren schreibt er einmal seinem Freund: „... und Sie mögen nicht denken, wenn ich begraben werde, daß es mir recht wohl ergangen sei. Mit dem Erlöschen der alten Verlagsprivilegien 1867 wurde die Verlagstätigkeit des Hauses Cotta eingeschränkt. 1889 ging die Firma an die Familie Kröner über, die unter dem Namen „J. G. Cotta'sche Nachf.“ firmierte.

## Schiller und Cotta

Schiller und Cotta sehen uns heute im Abstand von fast 200 Jahren anders an. Schiller ist seitdem von so vielen als der ihre in Anspruch genommen worden, daß er heute manchem abgenutzt erscheint. Die heutige Generation weiß mit ihm nichts anzufangen. Als Klassiker ist er sowieso suspekt und als „Moraltrompeter“, wie man ihn genannt hat, findet er kein Gehör.

Menschen und Geschlechter kommen und gehen. Auf der B 27 braust heute der Verkehr in beiden Richtungen dahin. Wer spricht noch von Schiller und Cotta? Und trotzdem: „Was aber bleibt, das stiften die Dichter. Ohne Schillers Ethos und ohne seine Gedankenfreiheit kann die Welt vielleicht bestehen, aber das Leben in ihr ist nicht lebenswert. Das ist das eine, das Ideelle. Das andere ist ein ganz Reales, ist der Grund und Boden. Für die Cotta ist der große Grund- und Waldbesitz, der ihnen als Ahnenerbe am Fuß und an den Hängen des Plettenberges geblieben ist, zur Heimat geworden. Schiller und Cotta sind tot, aber ihr Lebenswerk ist lebendig. Wie heißt der Wappenspruch der Cotta? „Mors altera vita“. „Der Tod ist nur ein anderes Leben“.

## Johann Friedrich Cotta und der Papierer Andreas Lang zu Laufen/Eyach

Eine kleine Reminiszenz zum 300jährigen Bestehen des Cotta-Verlags

Von Dr. Lore Sporhan-Krempel

Im Jahr 1658 entließ der weitbekannte Nürnberger Verleger und Buchhändler Wolf Endter, den man den „Fürsten der Buchhändler“ nannte, seinen tüchtigen jungen Gehilfen Johann Georg Cotta aus seinen Diensten in einen neuen Wirkungskreis. Endter stellte dem Scheidenden ein ausgezeichnetes Zeugnis aus. Johann Georg Cotta zählte damals 27 Jahre, er war als Sohn des Pfarrers Nikolaus Cotta zu Porschendorf bei Dresden geboren. Nach dem frühen Tod seiner Eltern hatte das Geld zum Studium nicht gereicht und Johann Georg hatte sich deshalb dem Buchhandel zugewandt. Nun war er auf dem Weg nach Tübingen, um dort als Geschäftsführer in die akademische Buchhandlung des verstorbenen Philibert Brunn einzutreten, dessen Witwe Euphrosine ihn auf diesen Posten berufen hatte.

Die junge Witwe Brunn überzeugte sich bald, daß ihr neuer Geschäftsführer nicht nur ein umsichtiger Buchhändler war, sondern auch einen hervorragenden Charakter hatte. Schon im November 1659 ging sie die Ehe mit ihm ein. Das Hochzeitsdatum

bedeutete für Cotta zugleich das Gründungsdatum des eigenen Verlags, der daher im gegenwärtigen Jahr das Jubiläum seines 300jährigen Bestehens feiert.

Johann Georgs Ur-Urenkel, Johann Friedrich, den man später den „König der

Buchhändler“ hieß, hat den Namen Cotta weltberühmt gemacht. Johann Friedrich wurde am 27. April 1764 in Stuttgart geboren und studierte in Tübingen Mathematik und Geschichte und später Jurisprudenz. Der Vater Cotta hatte ursprünglich keinen seiner Söhne den Buchhandel nach den Regeln lernen lassen, er selbst lebte in Stuttgart, wo er die Cottasche Druckerei besaß. Nun wollte er aber doch das Tübinger Geschäft in der Familie behalten und schlug seinem dritten Sohn, Johann Friedrich, vor, es zu übernehmen. Der junge Mann hatte inzwischen das juristische Examen gemacht und war Hofgerichtsadvokat in Tübingen geworden. Er ließ sich zuerst einmal alle Probleme seines zukünftigen Berufes durch den Kopf gehen und entschloß sich dann im Jahr 1787 zum Erwerb des Geschäftes.

„Ich würde keine andern als gute Bücher in Verlag nehmen und immer auf schönen Druck und Papier sehen“, hatte

Johann Friedrich noch vor der endgültigen Übernahme der Buchhandlung einmal geäußert, und diesen Vorsatz gedachte er zu halten.

So knüpfte er denn nicht nur Verbindungen an mit den berühmtesten Autoren seiner Zeit — er wurde der Verleger von Schiller, Goethe, Hölderlin, Schelling u. a. — sondern sah sich auch nach geeigneten Papierlieferanten um. Er konnte wählen, denn in der nächsten Nähe seines Wohnsitzes Tübingen arbeiteten zahlreiche Papiermühlen: in Reutlingen, in Urach, in Gönningen, in Rottenburg am Neckar, in Pfullingen, in Egelstal, in Laufen an der Eyach.

Aus einem Honorarbüchlein, das sich über die Jahre 1788—1806 erstreckt und sich im Cotta-Archiv im Schillernationalmuseum in Marbach befindet, sehen wir, daß er mit dem Papierer Andreas Lang in Laufen an der Eyach eine enge Geschäftsverbindung eingegangen ist.

### Ein tüchtiger Papiermacher

Andreas Lang war sicher ein tüchtiger Papiermacher, sonst hätte Cotta nicht so viele Jahre hindurch Papier von ihm bezogen, aber ebenso sicher verdankte Lang den blühenden Zustand seines Papierwerks auch der Verbindung mit Cotta. Man kann wohl ruhig sagen, daß Cotta dem Papierer zu Laufen mehr als die Hälfte seiner gesamten jährlichen Papierproduktion abnahm. 1790 bezog Cotta rund 650 Ries Papier und einige Zentner Pappendeckel um insgesamt 900 fl von Lang; 1795 hatten sich die Lieferungen auf ca. 1100 Ries erhöht, für die Cotta rund 2120 fl bezahlte; 1800 kaufte Cotta 1170 Ries um rund 2800 Gulden und 1805 ist eine Steigerung auf über 1900 Ries um fast 4000 fl zu beobachten. Cotta bezahlte meist bar, manchmal schickte er das Geld auch durch den Balingener Boten oder durch den Fuhrmann, der das Papier gebracht, an Lang. Und wenn es besonders eilig war, mußte dieser auch einmal einen Posten Papier „per expresse“ nach Tübingen befördern.

Wie sich die Beziehungen zwischen Cotta und Lang von 1806—1832 (in diesem Jahr starb Cotta) gestalteten, vermögen wir leider nicht nachzuweisen, da Cottas zweites Honorarbuch, das eben diese Jahre umfaßte, im letzten Weltkrieg verbrannt ist. Andreas Lang starb 1834, zwei Jahre nach Johann Friedrich Cotta.

## Auf dem Papierwerk zu Laufen

Die Lang kamen aus Oberfranken. Von dorthier war der erste Andreas nach Niefern bei Pforzheim zugewandert und arbeitete als Geselle in der dortigen Papiermühle. Er verheiratete sich mit der Tochter des Nieferner Mahl- und Sägmüllers, Katharina Barbara Bauer, und war von 1730 an bis zu seinem Tod 1735 Pächter des Nieferner Papierwerks. Sein Sohn, der zweite Andreas, ebenfalls mit einem Mädchen aus Niefern verheiratet, war zuerst als Geselle in den Papiermühlen zu Niefern und zu Enzberg tätig und übernahm dann nach 1770 das Papierwerk zu Gönningen. Der jüngste Andreas, 1765 noch in Niefern geboren, wurde 1788 durch seine Heirat mit der Witwe des Papierers Jakob Friedrich Unold Meister auf dem Papierwerk zu Laufen.

Viele tausend Ries Papier bezog Cotta im Lauf der Jahre von Andreas Lang. Im Honorarbüchlein steht auch teilweise vermerkt, für welche Werke dies Papier verwandt wurde. Lang lieferte Papiere verschiedener Güte und Formate, sowohl Druck- wie Schreib- und Postpapiere. Luxusausgaben wurden nämlich auf Schreib- und Postpapier gedruckt. Im Sommer 1791 ließ sich Cotta 45 Ries „fein Schreibzeug“ zur Bibel schicken, wovon der Ballen (= 10 Ries) 16 Gulden kostete. Cotta bemerkte dazu, daß das Papier zu fein gewesen sei. Auch die Zeitschriften „Amaliens Erholungsstunden“ und „Flora“ (Deutschlands Töchtern gewidmet) wurden auf Laufener Papier gedruckt, ebenso auch die Ausgaben des „Pferdecalenders“, der „Gartenencyclopädie“, der berühmten „Annalen“, der „Landtagsakten“, ferner das Werk „Der Arzt“ von Plouquet und der „Plutarch“ u. a. Im Jahr 1799 wird erstmals der Bezug von Zeitungspapier erwähnt. Cotta hatte im Jahr vorher — 1798 — seine später weltberühmt gewordene „Allgemeine Zeitung“ gegründet. Im Januar 1805 wird in den Langschen Rechnungen erstmals ausdrücklich vermerkt: „19 Ries zu Schiller“. Es handelt sich um Papier für den Druck von Schillers gesamten Werken. Der Dichter, der sich immer schon eingehend mit Papierfragen befaßte und viel mit Cotta darüber korrespondierte, hatte im Dezember 1804 noch an seinen Verlegerfreund geschrieben: „Statt des teuren Postpapiers würde ich zu einem schönen glatten

Schreibpapier raten, wie man es den Balingen zu 4 Karolin oder doch zu fünfzig Gulden haben kann“. Schiller konnte nur noch an den Vorbereitungen für den Druck teilnehmen; als die Bände herauskamen, war er schon tot.

## Inhaltsverzeichnis 1972

Zur Geschichte von Balingen von Fritz Scheerer	869/871	Blattreiches Läusekraut von Fritz Scheerer	892
Zu den Anfängen der Klausen Margrethausen und Ebingen von Dr. Walter Stettner	871	Flurnamen der Rodung von Fritz Scheerer	893/894
Von den Fluren um Ostdorf (Schluß) von Fritz Scheerer	871/872	Die Johanniterkommende Rottweil von Fritz Scheerer	894/896—900
Renfrizhausen und seine Keuperberge von Helmut Hauser	872—875	In memoriam Kurt Rockenbach	896
Kostbarkeiten der Heimat — Die Dorfkirche St. Peter und Paul in Hausen am Tann von Kurt Wedler	873/874	Die Augenzur von Fritz Scheerer	896
Ein kaiserlich russischer General im Tübinger Pfarrhaus von Martin Huonker	874/875	Spital und Krankenhaus in Ebingen von Dr. Walter Stettner	897/900—903
Bemerkungen zur Grävenitz und zu Oberhausen von Fritz Scheerer	875/876—880	Nordisches Labkraut von Fritz Scheerer	900
Heimatliche Flechten von Rudolf Kerndter	876—880	Nikodemus Frischlin zum 425. Geburtsstag von Fritz Scheerer	901/902
Vom Werden unserer Markungen von Fritz Scheerer	877/879—882/883	Unsere Erdbeben von Hans Müller	903/904—907/908
Das Scharbockskraut von Fritz Scheerer	880	Herbstschraubenblume von Fritz Scheerer	904
Unsere schönen Keuperwälder von Hans Müller	881	Geschichte des Landkreises Hechingen und der Hohenzollerischen Lande geht zu Ende von Landrat Dr. Mauser	905
Eine 15tägige Wanderung durch den Schwarzwald von Karl Maier	883/884—887/888—892	Die „Kaiserliche Reichsposthalterey Balingen“ in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Rudolf Töpfer	906/907—911/912
Das Bergsteinkraut von Fritz Scheerer	884	Unsere Eichen von Fritz Scheerer	908
Besinnliche Wanderungen im Jura von Rudolf Kerndter	885/887	Familiennamen in Balingen Amtsorten um 1596 von Fritz Scheerer	909/910
Die Waldvögelein von Fritz Scheerer	888	465 Jahre selbständige Pfarrei Obernheim von Guido Henne	910
Aktuelle Fragen zum Chorgesang in unserer Heimat von Helmut Hauser	889/890	Schiller und die Cotta von Friedrich Sanner	913
Heidenheim und Rosenstein bei Heubach von Wilhelm Wik	890	Johann Friedrich Cotta und der Papierer Andreas Lang zu Laufen/Eyach von Dr. Lore Sporhan-Krempel	915
Vom Wandern einst und jetzt von Ernst Wintergerst	891/892—896		

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.